Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1843.

Gedruckt bei A. A. Haring & Comp.

I.

Der hölliſche Schuß.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären.
Schiller.

1.

Im Herzen Schwabenlands, wenige hundert Schritte links der großen Heerſtraße von Stuttgart in die Schweiz, ragt unter den Gebirgsgipfeln der Alb, welche hier, in einer Ausdehnung von mehr als dreißig Stunden, dem Auge des Wanderers wie eine Menge aneinandergereihter Särge erſcheinen, ein hoher, ſäulenförmiger Berg empor, von deßen Spitze die uralte Burg Zollern, die Wiege eines der mächtigſten europäiſchen Regentenhäuſer, ſtolz und feſtgethürmt in das weitgeöffnete, fruchtbare Gelände herab blickt. Hier hauste zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Graf Friedrich von Hohenzollern, einer der reichſten und mächtigſten unter allen Edlen des ſchwäbiſchen Landes. Etwas weiter gegen Süden lag die Burg eines andern, nicht minder erlauchten Dynaſtengeſchlechtes, der Grafen von Hohenberg, deren Erbe ſpäter in den Beſitz des Hauſes Oeſterreich-Habsburg

überging und jezt einen nicht unbedeutenden Bestandtheil unsers lieben Württemberg bildet.

Graf Albert von Hohenberg, Friedrichs vieljähriger Freund und Waffenbruder, starb noch im besten Mannesalter und hinterließ einen einzigen Sohn von sechzehn Jahren, Namens Wilhelm, den er nach seinem lezten Willen der Pflege des Grafen von Zollern anvertraut zu wißen wünschte. Bei diesem wuchs daher auch der junge Hohenberger nach des Vaters Tode heran; er brachte es bald zum Range eines Edelknappen und war wegen seines liebreichen, anspruchslosen Wesens bei allen seinen Umgebungen wohlgelitten. Friedrich von Zollern hatte eine Tochter, die lieblich blühende Bertha; auf sie richteten sich Wilhelms Blicke und er weihte ihr sein Herz mit der ganzen Glut einer ersten Jugendliebe. Allein, so eifrig er sich auch um des Fräuleins Gegenneigung bewarb, so sehr und häufig er ihr zu beweisen suchte, wie unglücklich er sich ohne ihre Liebe, ohne die Hoffnung auf ihren dereinstigen Besitz fühle: es war Alles umsonst, Bertha wollte Nichts von Männerliebe wißen, noch war ihr kindliches Gemüth Gefühlen dieser Art fest verschloßen.

Lange trug Wilhelm den geheimen Kummer seines Herzens mit sich herum, das Leben hatte von nun an keine Reize mehr für ihn, schon jezt hielt er sich für den Unglücklichsten aller Sterblichen, aber wirklich werden sollte er es erst durch einen neuen, noch unendlich herberen Schmerz, den ein feindliches Geschick über ihn verhängt hatte.

Eines Ritters Sohn aus der Nachbarschaft, ein Jüngling, schlank von Wuchs und schön von Angesicht, trat um eben diese Zeit in die Dienste des Grafen von Zollern. Alles, was Götz von Schalksburg sprach, war lieblich zu hören und gefiel den Rittern und Edelfrauen wohl; ihm wandte sich von nun an die allgemeine Gunst zu, und Wilhelm von Hohenberg, der zuvor Geliebte und hoch Geachtete, trat sichtbar in den Hintergrund gegen den neuen Ankömmling, der kunstgeübt die Herzen zu gewinnen wußte; Wilhelm verstand dieß freilich nicht so gut, denn sein Wesen war gerade und in Kunstgriffen nicht geübt. Sein Harfenspiel, womit er sonst Ritter und Frauen erheitert hatte, galt jezt mit Einem Male Nichts mehr, man bewunderte nur den Schalksburger, der war ein gewandter Bogenschütze, und Alles, wornach er zielte, mußte seinem Schuße unterliegen. Darüber zwar, daß Aller Augen sich von ihm weg und Götzen zuwandten, nur diesen allein lobten und grüßten, grämte sich Wilhelm eben nicht sehr, daß aber Bertha, sie, die bisher allen Umgang mit Männern stets gemieden, gerne in Gottfrieds Gesellschaft war und mit wohlgefälligen Blicken an seinem schlanken Wuchse hing, daß er sehen mußte, wie sie kein Auge abwandte, wann Jener im Hofe stand und nach einem Vogel schoß, während sein Harfenspiel ihr eine gleichgültige Unterhaltung geworden war, das verursachte ihm wahre Höllenqual. Bald regte sich in seiner Brust die Eifersucht in ihrer ganzen Heftigkeit, er sah mehr, als wirklich der

Fall war, und wähnte, Bertha empfinde Liebe zu dem Jünglinge, während es doch weiter Nichts war, als freundliche Hinneigung zu deßen höfischem, dem weichern Gemüthe des Weibes sich mehr anschmiegenden Wesen. Und doch wurde Bertha von Wilhelm aus innerster Seele, ja, mit wahrer Leidenschaft geliebt; er konnte nicht mehr anders, als sie lieben, so laut auch sein Selbstgefühl ihn mahnte, ihr Bild aus seinem Herzen zu verdrängen.

Einmal geschahe es, daß Graf Friedrich von Zollern ein Fest veranstalten wollte, zu deßen Feier alle geübten Vogenschützen zu einem Wettkampfe eingeladen waren, und wer den besten Schuß thun würde, der sollte aus der Hand der liebenswürdigen Bertha den Siegesdank erhalten. Das war nun für den jungen Schalksburger eine außerordentliche Freude, denn seine Eitelkeit sagte ihm, daß dieser Wettkampf eigentlich nur ihm gelte, um seine Geschicklichkeit an den Tag legen und als Sieger alle seine Nebenbuhler verdunkeln zu können.

Alles bereitete sich schon auf den Tag des Festes vor; kampflustige Schützen fanden sich aus der Nähe und Ferne ein. Auch Wilhelm rüstete Pfeil und Bogen, obschon er wohl wußte, daß er umsonst nach dem Siegesdanke strebe, denn wohl führte er das Schwerdt mit Kraft und schlug die Saiten der Harfe mit seltener Fertigkeit, aber im Bogen war seine Hand minder geübt und unstät.

Betrübt und in sich gekehrt ging er am Vorabende des Festes unter der Burg im Thale spazieren

und ließ seinen traurigen Gedanken freien Lauf; gerne wäre er von dem unwillkommenen Wettstreite ganz weggeblieben, um nicht Zeuge von dem Triumphe seines Nebenbuhlers zu seyn, während er selbst zu Schanden würde. Da begegnete ihm ein Mann in einen rothen Mantel gehüllt. Neugierig forschend, was wohl der Unbekannte hier zu schaffen haben möchte, schaute ihm Wilhelm ins Angesicht, aber voll Schrecken fuhr er wieder zurück, denn es traten ihm Züge entgegen, wie er sie noch nie bei einem Lebenden erblickt hatte.

„Was fehlt euch, edler Junker?" fragte der Rothmantel mit einer Freundlichkeit, die dem Jünglinge durch Mark und Gebeine drang, „ihr schreitet so düster einher, und morgen ist doch ein Tag der Freude am Hoflager eures Herrn Pflegevaters."

„Für mich nicht," entgegnete Wilhelm.

„Ei, warum denn nicht?" — lachte der Rothe, „ihr dürft nur gut treffen; es kommt nur auf euch an, ob ihr mir folgen wollt; ich weiß ein Mittel, wenn ihr das anwendet, werdet ihr auch mit eurer unstäten Hand das Ziel nicht verfehlen, und wäre es noch so ferne gesteckt."

„So nenne mir dieses Mittel," bat der Junker den Mann im rothen Gewande.

„Wohlan denn" — fuhr der Gefragte fort — „dort drüben an der Kreuzstraße steht ein zierliches Bild aus Holz geschnizt" — „du meinst wohl das Christusbild?" bemerkte Wilhelm dazwischen, und der Rothmantel fuhr erschrocken zusammen, als dieses Wort ausgesprochen wurde, doch ermannte er sich gleich

wieder und sprach weiter: „ja, das meine ich. Nehmt euern Bogen zur Hand, zielt mit eurem Pfeile nach dem Bilde, bis ihr es dreimal getroffen, und zieht den Pfeil, wenn er darin haftet, jedesmal wieder heraus. Diesen Pfeil bewahrt ihr sodann sorgfältig, denn mit ihm, — das seyd versichert, werdet ihr das Ziel unfehlbar treffen und den Preis aus den Händen eurer geliebten Bertha erhalten."

„Gott, welches Wort sprichst du da!" — rief Wilhelm dem schrecklichen Unbekannten entgegen — das ist nicht dein Ernst; einen solchen Frevel kann und werde ich niemals begehen!"

„Wie ihr wollt" — lachte der Rothmantel höhnisch — „aber heute noch muß es geschehen, wenn das Mittel helfen soll, und im Mondlichte" — sezte er scheinbar gleichgültig noch bei.

W. „Nein, das thu' ein Anderer, das ist ja ein wahrhaft teuflischer Rath."

R. „Nun, dann will ich euch kurz und gewiß sagen, daß der Schalksburger morgen Sieger seyn wird, und wenn er den Preis empfängt, so wird ihm auch des Fräuleins Hand zu Theil, deren Herz er längst gefeßelt hat; ihr aber könnt zusehen, wie der glückliche Bräutigam das verliebte Bräutlein zum Altare führt, könnt dabei stehen, wie er vor Aller Augen den feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen drückt, ungescheut seine Arme um ihren reizenden Leib schlingt und die Gewonnene triumphirend sein treueigenes Weib nennt."

W. „Halt' ein mit deinen höhnenden Worten'

nein, so wahr Gott lebt, das soll nimmermehr geschehen; er soll nicht über mich triumphiren, dieser Milchbart; ich will ihn zu Schanden machen, ich vollbringe es, und sollte ich die Macht der Hölle dabei zu Hülfe rufen müßen!“

R. „So gebt mir euer Wort, viellieber Junker, daß ihr den Klugen machen und fest an eurem männlichen Vorsatze halten wollt.“

Wilhelm reichte dem Rothmantel die Rechte dar, aber es war ihm, als ob ein glühendes Eisen darauf gedrückt würde, als er die Hand des Mannes im rothen Gewande in der seinigen empfieng. Mit schallendem Gelächter aber verließ ihn dieser und verschwand urplötzlich im Gebüsche.

2.

Blaß schien der Mond in das weit geöffnete Thal herein, über welches die Kegelgestalt des Hohenzoller-Berges ihren riesigen Schatten warf, als Wilhelm von Hohenberg, mit Köcher und Bogen umgürtet, den Burgweg herabstieg. Bald war er zur Stelle. Nicht ferne von dem Kloster Gnadenthal, da, wo sich in unsern Tagen das Kirchlein des heiligen Nicolaus erhebt, stand mitten auf dem Scheidewege ein Bild des gekreuzigten Heilandes aus einem eichenen Stamme zierlich geformt. Oft schon, wann er dieses Weges kam, war Wilhelm vor diesem Bildstocke gekniet, und hatte gläubig und fromm seine Andacht vor dem Bildniße des Welterlösers verrichtet. Das war jezt der Gegenstand, den er zur Zielscheibe

seines gottlosen Schusses wählen sollte. Er nahm in einiger Entfernung von dem Bilde seine Stellung ein, faßte Bogen und Pfeil und wollte eben anlegen, als ihn plötzlich Jemand von hinten an dem Kleide zupfte. Wilhelm blickte um sich und sah ein kleines, mißgestaltetes Männchen neben sich stehen; ihm däuchte, es wäre dieß der arme Zwerg, der oft von dem Dorfe auf die Burg hinauf kam, um dort ein Almosen zu erbitten. „Edler Junker — redete der Kleine ihn an, — was wollt ihr hier beginnen? Thut doch um Gottes Willen nicht, was ihr im Sinne habt, es ist der größte Frevel." „Was geht das dich an? du Knirps," erwiederte Wilhelm, „mache, daß du nach Hause kommst, es ist schon spät an der Zeit." Mit diesen Worten erhob der Junker den Bogen wieder und legte den Pfeil auf. Schon wollte er abdrücken, da näherte sich das Männchen zum zweiten Male und hielt ihn wieder zurück. „Ich bitte euch bei Allem, was heilig ist, lasset ab." Wilhelm aber wollte auch jezt nicht auf die Warnungsstimme hören, sondern, indem er den Zwerg mit dem Fuße von sich stieß, legte er noch einmal an; seine Hand zitterte, als er den Bogen spannte, er drückte ab, ging dann hin zu dem Bilde und sah den Pfeil in dessen Haupte haften. Er zog ihn heraus und kehrte wieder auf seinen vorigen Platz zurück. Der Pfeil flog zum zweiten Male dahin und haftete dießmal in den Füßen des Bildes. Ein dritter Schuß versenkte den Pfeil in die Speerwunde des Gekreuzigten. Wilhelm wollte den Pfeil herausziehen, aber es

war ihm, als ob er alle seine Kraft anstrengen müßte. Endlich gelang es; wie er aber das Bild zufällig anblickte, däuchte ihm, als öffnete das Leblose die Augen und blickte ihm starr und drohend in das Angesicht. Ein heftiger Schauer überfiel den Junker, Hände und Füße bebten ihm, er war wie gelähmt an allen Gliedern und konnte sich kaum von der Stelle bewegen. Nachdem er lange, wie fest gebannt, mit eingesunkenen Knieen da verharrt hatte, raffte er sich zusammen und trat den Rückweg nach der Burg an. Wie er so dahin wandelte, begegnete ihm der Zwerg noch einmal, dieser würdigte ihn aber dießmal keines Blickes, sondern hielt das Gesicht strenge von ihm abgewendet. Im Fieberfroste kam Wilhelm auf der Burg an und brachte eine Nacht zu, wie er noch nie zuvor eine ähnliche erlebt hatte.

Am folgenden Tage versammelte sich eine unzählige Menge von Rittern, Frauen, Volk und Schaulustigen aller Art auf der schönen Ebene unterhalb der Burg Zollern. Der Schießplatz wurde ausgesteckt, und am Ende desselben, in der Nähe der Zielscheibe, Bühnen für die Edelfrauen errichtet, doch geschah dieß immer noch in solcher Entfernung, daß sie außer dem Bereiche der Geschoße waren. Hierauf stellten sich die Schützen in ordentlichen Reihen auf. Götz von Schalksburg hatte seinen Platz zwischen den hintersten gewählt, denn er war seines Sieges zu gewiß, indem das Ziel für alle übrigen Schützen viel zu ferne schien. Neben ihn stellte sich Wilhelm. Schon hatten, die Beiden ausgenommen, Alle ihre Bogen abgedrückt

und das Ziel, wie vorauszusehen war, verfehlt. Wilhelm wollte dem Schalksburger den Vorrang laßen, der aber sagte ihm ganz spöttisch: „macht immerhin fort, Herr Graf, ihr werdet mir schon noch Etwas zu thun übrig laßen.“ Da nahm Wilhelm den Pfeil, der in der Mondnacht so schrecklich gefeyet war, aus dem Köcher und legte ihn auf den Bogen, aber seine Hand zitterte nicht minder, als in der gestrigen Nacht, da er das gottlose Werk vollbracht hatte; er wollte abdrücken, aber er ließ mit Einem Male den Bogen unwillkührlich sinken. Da lachte Götz von Schalksburg, denn er wähnte, es wäre Furcht sich mit ihm zu meßen, was Wilhelm hinderte, den Schuß zu wagen. Noch einmal raffte dieser den Bogen auf, zielte und war eben im Begriffe, den unheilvollen Pfeil abzudrücken, da däuchte ihm, als ob ihn Jemand von hinten an dem Kleide anfaße um ihn zurückzuhalten. Er sah rückwärts; das kleine Männchen stand wieder neben ihm, aber er kehrte sich auch dießmal nicht an die Warnung. Schon hatte Wilhelm das Ziel auf seinem Bogen, da schwebte es ihm wunderbar vor den Augen; denn in dem Augenblicke, wo er den Pfeil abdrückte, sah er die teuflische Fratze des Rothmantels, wie sie ihm höhnisch entgegen lachte, und der abgeschoßene Pfeil flog nicht nach der Scheibe, sondern suchte sich ein anderes Ziel. Ein lauter Schrei vom Gerüste herab, worauf die Edelfrauen und Fräulein ihre Plätze eingenommen hatten, tönte zu Wilhelms Ohren, der gefeyete Pfeil hatte die junge Gräfin Bertha getroffen, die in demselben Augenblicke

todtenbleich in die Arme ihrer neben ihr sitzenden Mutter zurücksank. Wilhelm war Augenzeuge der ganzen schrecklichen Scene, seine Füße wankten unter ihm und er sank bewußtlos zusammen.

Als er nach einiger Zeit wieder aus seiner Betäubung erwachte, befand er sich in einem dunkeln Kerker tief unter der Erde. Ein Waßerkrug mit einem Stücke Brod darauf stand neben dem Lager aus Stroh, welches für ihn hingebettet war. „Mein Gott, was hab ich denn verbrochen," — rief Wilhelm beim Erwachen aus — „daß man mich an diesen schauervollen Ort gebracht hat?" — denn Alles, was bisher vorgegangen war, erschien ihm blos als ein dunkler Traum. Allein, so drückend auch die Nacht des Kerkers auf ihm lag, unendlich drückender noch wurde für ihn das Bewußtseyn seiner doppelten Schuld. Lange saß er da, mit niedergeschlagenem Blicke, Thränen entflossen seinen Augen; als er aber nach einiger Zeit wieder aufblickte, stand vor ihm — der schreckliche Mann im rothen Mantel. „Du hier?" rief Wilhelm, und heftiges Zittern ergriff den Armen, „was verfolgst du mich allenthalben, du Verführer zum gottlosen Werke, du Verursacher meiner schweren Sündenschuld; hebe dich weg von mir und fliehe zur Hölle, die dich ausgesandt hat!" Mit diesen Worten wandte er sich von dem Rothmantel ab und hielt die Hände vor das Gesicht, um jene scheußlichen Züge nicht zu schauen, worin sich übrigens dießmal mehr eine Art von Mitleiden, als, wie sonst, Schadenfreude ausgedrückt hatte. „Nur nicht so böse, mein junger

Freund," verſetzte der Rothe, „ihr thut mir wahrhaftig Unrecht, wenn ihr mich als die Urſache eurer Schuld anklaget; Niemand als ihr ſelbſt hat den Fehler begangen, wenn der Pfeil ſein Ziel verfehlte; was kann denn ich dafür, daß der Blick rückwärts, euch irre machte? Ein rechter Schütze blickt ſtets gerade aus und dreht den Kopf nimmer, wenn er einmal angelegt hat, er hat nur Einen Gedanken in ſich, wie er das Ziel erreiche, nur Einen Punkt vor ſich, und der iſt das Schwarze. Trage ich alſo die Schuld, mein Freund, wenn eure Hand zitterte? Derlei Sachen helfen nun und nimmermehr zum Siege; und faſt glaube ich, ihr habt das Auge zu viel nach dem Ballone ſpazieren laßen, wo die Holde eures Herzens ſaß, habt über ihrem Roſenmunde des Zieles, und was davon abhängt, ganz und gar vergeßen. Was weiß ich, was euch Alles dießmal gehindert, — weder an mir, noch an dem Pfeile lag die Schuld, denn dieſer muß treffen, wenn der Bogen nicht leichtfertiger Weiſe aus der Richtung gebracht wird."

W. „Freilich muß er treffen, du Böſewicht, da haſt du Recht, aber nicht die Zielſcheibe, ſondern das Herz der Heißgeliebten."

R. „Und eben darin habt ihr Unrecht, — ihr härmet und grämet euch mit dem Wahne, daß ihr die Geliebte tödtlich getroffen hättet; dem iſt nicht ſo, ſondern der Pfeil hat nur ihre Seite, keineswegs aber ihr Herz getroffen. Doch hat ſie ſich ſtark verblutet und iſt, wie die zarten Fräulein nun einmal ſind, aus Schwachheit in eine andaurende Ohnmacht

gefallen, aus der sie vielleicht in euern Armen wieder erwachen könnte. Denket euch einmal den Spaß, lieber Junker, die Narren haben das Fräulein für todt gehalten und weinen und klagen nun über die Maßen an ihrem Sarge. Aber ich weiß es beßer, sie ist nur scheintodt: ein feuriger Kuß von euren Lippen würde die bleiche Jungfrau sicher wieder ins Leben zurückrufen."

„Wo ist Bertha?" — unterbrach Wilhelm den Erzähler hastig — „gleich entdecke es mir, du Unbegreiflicher, daß ich sie aufsuche und sehe."

R. „Gar nicht ferne, aber durch eine starke Mauer von euch getrennt, denn wißet, ihr befindet euch in dem Verließe der Burg; Fräulein Bertha aber ist gleich neben in der Gruft unter der Kapelle beigesezt und die Schwarzröcke krähen schon ihr Rabenlied vor den Ohren der für todt Gehaltenen. Habt ihr dieses widerliche Krächzen noch nie gehört? es währt ja schon seit gestern Abend an Einem fort. Noch Eine Nacht, dann wird die Gruft geschloßen und das blutjunge Fräulein findet in dem fest vermauerten Grabgewölbe den schauervollsten Tod, den sich der Gedanke nur vorstellen kann. Vielleicht findet man sie dann nach Jahren, wenn die Gruft einmal wieder geöffnet wird, mit blutig gekrazten Nägeln oder halb zerfleischtem Arme — mich schaudert, wenn ich daran denke, wie es ihr ergehen kann, mich dauert das junge Blut in der tiefsten Seele."

W. „Halt' ein! bei Gott, das soll nimmermehr geschehen so lange ich athme: führe mich hin, wo

Bertha iſt, und ich will dir danken als meinem größten Wohlthäter, ob du auch ein Teufel wäreſt."

R. „Seht, junger Freund, eben deßhalb bin ich hier; zunächſt um euch zu retten und dann, um euch in den ungeſtörten Beſitz des Fräuleins zu bringen. Ich meint' es beßer mit euch, als ihr ſelbſt glaubtet. Alles, was ſich bisher ereignete, habe ich weislich alſo eingeleitet. Hört mich nur an, und ihr werdet mich als einen Klugen preiſen und mir gerne euern Dank zollen, auch wenn ich nicht das gewißenhafteſte Mittel wählte, um euch zum erwünſchten Ziele zu verhelfen. Aus guten Gründen mußte der Pfeil ſein Ziel verfehlen. Niemand, als ich, wußte es, daß des Fräuleins Hand dem Schalksburger längſt zugeſagt war, und hättet ihr auch den rechten Fleck auf der Scheibe getroffen, Herr Friedrich von Zollern hätte es gleichwohl ſo eingeleitet, daß die holde Bertha dem Götz von Schalksburg zu Theil geworden wäre. Ich habe die Practiken des Grafen vereitelt: mein rother Mantel hat euch beim Schuße irre gemacht; ich leitete den Pfeil ab, daß er das Fräulein traf, aber nicht tödtlich verwundete; es mußte ſo geſchehen — mir allein habt ihr es zu danken, daß Bertha, jezt aus der Mitte der Lebenden gerückt, für euch allein lebt; in wenigen Stunden wird ſie in euern Armen liegen und friſches Leben athmen."

W. „So führe mich hin zu ihr, du Unerforſchlicher, Engel oder Geiſt der Finſterniß."

R. „Nur nicht allzu eilig, Herr Junker; blickt doch nur auf eure Füße herab, die ſind ja gefeßelt

und an die Mauer angeſchmiedet. Indeßen, — hier iſt ein Mittel, um ſie loszumachen. Seht dieſe Feile, die dort unten aus dem Stroh hervorſchaut, die iſt von gutem Stahl und ſtark genug, das Eiſen zu durchreiben: ſeyd ihr einmal frei an den Füßen, ſo habt ihr blos noch mit den Wächtern eures Kerkers ein Wörtlein zu ſprechen, und dann hinauf in die Kapelle, die Feile durchbeißt auch jene Thürangel und wenige Treppen führen euch von dort in das gräfliche Grabgewölbe hinab. Vor der Kapelle erwarte ich euch und für das Uebrige laßet alsdann mich ſorgen."

3.

Wie an jenem verhängnißvollen Abende vor dem Schützenfeſte, waren die Worte des Rothmantels auch jezt nicht ohne Eindruck auf Wilhelms Gemüth geblieben. Theils Erbitterung gegen den Grafen von Zollern, der ihn ſo ſchändlich um Bertha's Beſitz hatte betrügen wollen, theils ſeine immer glühender gewordene Leidenſchaft für das Fräulein ſelbſt beſtimmten ihn, in die Plane des Verführers einzugehen. Er ergriff die Feile, in wenigen Augenblicken waren die doppelten Bande gelöst und er ſtand auf freien Füßen. Sie ſchritten auf die Thüre zu; der Rothe berührte das Eiſenſchloß mit der einen Hand und es ſprang auf, ohne das geringſte Geräuſch zu machen. Außen aber vor der Thüre lag ein Wächter, die Hellebarde lehnte neben ihm an der Wand und über dem kreuzförmigen Griffe ſeines Schwertes hatte er, wie zum Gebete, die Hände gefaltet. Der Kriegsmann ſchlief

feſt und unbeweglich, der Rothmantel aber machte eine weite Biegung um den Schlafenden, um ja in keine Berührung mit ihm zu kommen. „Den laßen wir in Ruhe“ — bemerkte er — „denn er läßt ja auch uns ungehindert unſers Weges ziehen.“

Sie kamen hierauf an eine zweite Thüre, die noch feſter verwahrt war, als die erſte; auch dieſe öffnete der Rothmantel mit leichter Mühe. Vor derſelben lag gleichfalls ein Wächter, der beides, Schwerdt und Hellebarde, an die Wand gelehnt hatte; er ſelbſt war zur Erde ausgeſtreckt, ſein Haupt lag auf dem Boden, unterſtüzt von dem rechten Arme, mit der linken Hand aber hatte er die unterſte Thürangel umklammert. Wie nun die Beiden die Thüre öffneten, kam der Arm an der Thürangel aus ſeiner früheren Richtung und der Mann rührte ſich, jedoch ohne zu erwachen. „Der läßt uns ſchon nicht gutwillig durch“ — flüſterte der Rothe dem Junker zu — „mit dem müßen wir aus einem andern Tone ſprechen. Schnell, junger Freund, das Schwerdt hier gefaßt, denn ihr wäret ſonſt ohne Waffen, wenn es zur Sache kommt.“ Mit dieſen Worten hielt er Wilhelm das bloße Schwerdt des Wächters hin, welches jener, nach langer Weigerung, endlich mit zitternder Hand faßte. Zu gleicher Zeit ſtieß der Rothmantel, wie aus Verſehen, den Wächter in die Seite, ſo daß derſelbe ſchnell in die Höhe fuhr; aber ehe er noch Zeit hatte um ſich zu ſchauen und ſich noch die ſchlaftrunkenen Augen ausrieb, um zu erkennen, wer ihn in ſeiner Ruhe geſtört hätte, hatte ihm Jener bereits mit der einen Hand die

Helmkappe tief in das Geſicht geſchlagen und mit der andern ſeinen eiſernen Halskragen gefaßt, den er ſo feſt zuſammendrückte, daß der Wächter keinen Laut mehr hervorzubringen vermochte. „Wir ſind verloren“ rief er dem Junker zu, während er in unverwändter Stellung den Wächter feſthielt — „wir ſind verloren, wenn ihr nicht zuſtoßet und ihm den Garaus macht, denn dieſer Menſch weckt ſonſt ſeine Geſellen auf und ſie überwältigen uns ohne Gnade.“ Wilhelm hielt das Schwerdt noch in der Hand, aber er zitterte am ganzen Körper, wie von heftigem Fieberfroſte geſchüttelt; das Schwerdt entfiel ihm, — es ſollte das erſte Mal ſeyn, daß er ſeine Hand mit Blut befleckte; ſeine erſte Waffenthat ſollte ein Meuchelmord ſeyn. Mit Schaudern wandte er ſich ab. Da regte ſich's wieder an der erſten Thüre und es ſchien, als ob der verſchont gebliebene Wächter ſich aus dem Schlafe aufraffte, und zu gleicher Zeit krümmte ſich der feſtgehaltene wie ein Wurm unter den Händen des Rothmantels. „Alles iſt verloren“ — rief dieſer noch einmal mit leiſe kreiſchender Stimme — „und Fräulein Bertha verſchmachtet im Todtengewölbe, wenn ihr nicht auf der Stelle zuſtoßet; hieher Junker, hieher, ſeyd kein Feigling, ſonſt iſt eure Geliebte und mit ihr alle eure Hoffnungen dahin!“ — mit dieſen Worten entblößte er die Bruſt des Wächters.

Dieſe lezte ſchreckliche Aufforderung ſeines geſpenſtiſchen Führers wirkte auf Wilhelm mit wahrer Zauberkraft. „Lieber ein Mörder werden, und wäre

es der gemeinſte Meuchelmörder, als Bertha dahin ſterben ſehen und auf immer verlieren" — ſo dachte jezt der unglückliche Jüngling, der ſich nun ganz in die Gewalt des Böſen gegeben ſah, und nimmer von ihm loszutrennen wußte; er ergriff das Schwerdt noch einmal und — ſtieß es mit der Kraft eines Verzweifelnden in die Bruſt des Wächters; es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er eine Mordwaffe gegen das Herz eines Andern richtete. Er hatte gut getroffen, denn der Rothe leitete den Stahl, daß er ſein Ziel unmöglich verfehlen konnte, nur den Stoß ſelbſt mußte Wilhelm führen. Unter heftigen Zuckungen und leiſem Röcheln athmete der Getroffene ſein Leben aus. „Habt's brav gemacht, junger Freund," — rief das Geſpenſt dem Junker zu, als der Mann, in ſeinem Blute ſchwimmend, auf der Erde lag, — „jezt können wir ungehindert weiter ans Werk, denn der erſte Hüter ſchnarcht noch immer, wie eine Ratze; er hat ſich vorhin nur umgedreht, um deſto feſter wieder einzuſchlafen."

Schnell ſtiegen jezt die beiden nächtlichen Wanderer die Wendeltreppe hinauf. Bald waren ſie im Hofraume der Burg angekommen; überall herrſchte noch Stille und eine Dunkelheit, daß man ſich kaum erkennen konnte, nur aus der Kapelle, die ganz in der Nähe an die innere Schloßmauer angebaut war, leuchtete ihnen der ſchwache Schimmer eines Lichtes entgegen. Sie traten zu dem kleinen Portale des Kirchleins hin, der Rothmantel reichte dem Junker

die Feile, er ſelbſt aber zog ſich behutſam von dem Eingange zurück und nun ging es an das Hauptwerk. Wilhelm bedurfte nicht langer Zeit, um die Thürangel zu durchfeilen und bald klaffte die Thüre ſo weit auf, daß er ſich durch die Oeffnung durchwinden konnte. „Hier noch etwas für euch“ — rief der Rothe dem Junker zu, während dieſer die Kapelle eben zu betreten im Begriffe ſtand — „ihr könnt euch deßen bedienen auf dem dunkeln Gange zur Gruft, es iſt ein Fichtenſpahn, den Ihr an dem ewigen Lichte vor dem Altare anzünden müßt; dieſe Fackel wird euch ſicher zu eurer Liebſten hingeleiten; aber erſchrecket nun nicht, wenn euch das roſige Geſicht des Fräuleins etwas bleich anſtarrt.“

Wilhelm von Hohenberg ergriff den dargebotenen Fichtenſpahn; ohne irgend eine Störung gelangte er durch die Pforte, leiſe, aber nicht ohne Schauer ſchritt er über die Grabſteine aus uralter Zeit dahin, welche ſich auf dem Boden aneinander reihten, bis zu der Stelle, wo das heilige Licht des Altares ſeinen ſchwachen Schein verbreitete. Des ſonſt ſo unſchuldigen Jünglings Hand, ſeit wenigen Tagen erſt an Frevel gewöhnt, hielt jezt ohne Scheu den Spahn an das geweihte Licht, ſchnell entzündete ſich dieſer und Wilhelm hatte nun eine helleuchtende Fackel zum Grabgewölbe. Wenige Treppen führten ihn zu der Stelle hinab, wo Bertha's noch offener Sarg ſtand. Da lag die Geliebte mit gefalteten Händen; ihr bleiches Haupt ruhte auf einem Kißen von

glänzend weißer Seide, ein bis auf die Füße herabwallendes Gewand von demſelben Stoffe umhüllte die ſchlanke Geſtalt der Ruhenden. Die Fackel verbreitete einen wunderbaren Schimmer über die Geſtalt. Wilhelm ſank vor dem Sarge nieder und faltete betend die Hände — — aber eilends richtete er ſich wieder auf, denn jezt war keine Zeit, ſich ernſten Betrachtungen hinzugeben, es mußte ſchnell gehandelt werden, ehedann es zu ſpät war. Mit der Rechten faßte er die im Sarge Ruhende kräftig um den Leib, um ſie in die Höhe zu richten: es war ihm, obgleich ſie kein ſichtbares Zeichen des Lebens kund gab, als ob er ein Leben athmendes Weſen in ſeinem Arme halte; mit der Linken hielt er die verhängnißvolle Fackel. So ſchleppte er die Geliebte die Treppen des Grabgewölbes hinauf; ſchon war er oben an den Stufen des Altares angekommen, da verließ ſeinen rechten Arm die Kraft, ſchnell lehnte er die Fackel an den Altar, um die Schlafende kräftiger mit beiden Armen zu faßen. Ohne weitere Mühe brachte er ſie bis zur Pforte, mit nervigem Arme riß er die Thüre weiter auf und drang mit ſeiner geliebten Beute durch die Oeffnung.

Außen ſtand ſein getreuer Führer, der Rothmantel, immer noch auf ſeinem Poſten und geleitete ihn bis zur Ausgangspforte der Burg, die ſie offen und unbewacht fanden. Noch hatte Wilhelm das Thor erſt wenige Schritte hinter ſich, eben wollte er den Pfad betreten, der zuerſt etwas abwärts und hierauf auf die entgegengeſetzte Bergeshöhe führt, als

eine plötzliche Helle den Hofraum der dicht hinter ihm liegenden Burg erfüllte. Der Lichtschein kam von der Kapelle her, und gleich darauf hörte man das Prasseln einer Flamme, die zu allen Seiten derselben hinausschlug. Der Fichtenspan, welchen Wilhelm brennend an dem Altare zurückgelaßen hatte, als er das Fräulein mit beiden Armen umfaßte, war der Bedeckung nahe gekommen, die auf dem Altare lag; plötzlich entzündete die Fackel den zarten Stoff, in wenigen Augenblicken stand der hölzerne Altar in lichten Flammen; von hier zog sich das Feuer zu dem Chorgestühle, ergriff dann die Pforte und so brannte jezt das ganze Kirchlein lichterloh.

Schnell wurden die Bewohner der Burg wach, der Thürmer stieß mit Macht in sein Horn, um die ganze Umgegend zur Hülfe zusammenzurufen. Graf Friedrich von Zollern war einer der Ersten, der von seinem Lager wegeilte — er war selbst einer der Thätigsten, um seine Leute bei der Löschung des Brandes zur äußersten Kraftanstrengung anzutreiben. Mit Mühe gelang es endlich, der Flamme Meister zu werden, aber Altar, Thüre und Alles, was an der Kapelle von Holz erbaut war, wurde ein Raub des Feuers. Gleich einer ausgebrannten Ruine stand das Kirchlein da, und als der Graf von Zollern in das Grabgewölbe hinabeilte, um die Leiche seiner zärtlich geliebten Tochter dem verzehrenden Elemente zu entreißen, bot sich der leere Sarg dem Blicke des vor Schmerz und Staunen außer sich gerathenen

Vaters dar. Auch wurde es nur zu bald klar, daß die Kapelle erbrochen, der Leichnam geraubt und der heilige Ort von denselben Händen angezündet worden sey, welche den Raub in demselben begangen hatten. Eilig bot der Graf alle seine Mannen auf, um nach den Frevlern, die Solches gewagt hatten, zu fahnden; er selbst stellte sich an ihre Spitze, um die Spur der vermeintlichen Räuber zu verfolgen.

Eben war Wilhelm mit seiner geliebten Beute auf jener Stelle in der Nähe der Burg angekommen, wo noch jezt die, der heiligen Jungfrau geweihte, Kapelle steht. Hier ruhte er eine Weile aus, denn seine Kraft wollte versiegen gehen; er blickte zurück und sah die eben verlöschende Flamme im Burghofe, aber weiter schreiten konnte er nicht, denn bereits hatten scharfe Augen den Ruhenden aus der Ferne wahrgenommen. Vergeblich hatte dieser seine Schritte verdoppelt, schon glaubte er, den Händen seiner Verfolger entronnen zu seyn, da sezte eine tiefe Bergschlucht seinem Weiterschreiten ein Ziel und unterdeßen hatten die Nacheilenden ihn auf kürzern Wegen eingeholt. „Steh', frecher Tempelräuber!" — schrie Graf Friedrich von Zollern aus kurzer Entfernung dem Jünglinge entgegen — „und büße deine Schandthat mit dem Leben!" Dieser, die Lüfte schauerlich durchdringende Ruf drang zu des Fräuleins Ohr und erweckte sie aus ihrem Todesschlummer. Sie schlug die Augen auf und rief — als sie sich von Manns-Armen gefaßt sah, mit noch halbohnmächtiger Stimme:

„Maria hilf!“ Und die heilige Jungfrau half auch. Denn eben wollte Wilhelm von Hohenberg, geängstigt durch den Zuruf des alten Grafen von Zollern, sich mit Bertha in den Abgrund stürzen, da hielt der Vater den Arm der Tochter fest und — sie war gerettet. Den Jüngling aber konnte kein rettender Arm mehr zurückhalten; er stürzte hinunter in den Abgrund, wo kein schützender Engel ihn empfing, sondern nur das schallende Gelächter des Verführers, deßen Gewalt er sich überantwortet hatte, heraufhallte. In derselben Stunde fand man Wilhelms Leichnam am Felsen zerschmettert liegen. Bertha aber lag in den Armen ihres Vaters, nicht mehr eine kalte, starre Leiche, sondern wieder belebt, gerettet durch die heilige Mutter Gottes, welche den Vater in eben dem Augenblicke herbeigeführt hatte, wo sie in der Tiefe des Abgrundes einen schrecklichen Tod finden sollte.

An der Stelle, wo dieß Alles geschah, baute Graf Friedrich zum Gedächtniß an die Rettung der geliebten Tochter die Kapelle „Mariahilf,“ deren Namen in unsern Tagen in den von „Mariazell“ umgewandelt wurde; Fräulein Bertha aber weihte von nun an ihr Leben Gott, der ihr dasselbe zweimal geschenkt hatte. Ungeachtet ihr Vater mit aller Macht der Gründe widerstrebte, ließ sie sich nicht zurückhalten, sondern ging hinab ins Thal und nahm den Schleier in dem Klösterlein Maria-Gnadenthal.

Oft stieg sie als Gottgeweihte den Berg hinan — aber nicht um den alternden Vater in seiner Burg

zu begrüßen, ſondern ſie trat in die neugegründete Kapelle und betete für die Seele des Jünglings, der aus Liebe zu ihr dem Verſucher ſich hingegeben und ein ſo ſchreckliches Ende gefunden hatte. Oft ſieht der nächtliche Wanderer um Burg Zollern noch in unſern Tagen in hellen Mondnächten einen Jüngling mit Köcher und Bogen in jener Schlucht wandeln — — es iſt der unruhige Geiſt des jungen Grafen von Hohenberg.

II.

Die Zerſtörung von Hohenkrähen.

Wie oft hat Liebe ſchon betrogen
Durch ihre Unbeſtändigkeit,
Wie oft, von Todesnacht umwogen,
Welkt ihre Blüthe vor der Zeit;
Wie du auch glaubensvoll begonnen,
Wie auch dein Herz begeiſtert ſchlug:
Bald war der ſchöne Traum zerronnen,
Und abwärts ſenkte dich der Flug.

Wilh. Wagner.

1.

Hell erglänzte die Maienſonne über den lachenden Gefilden des Höhgau; wie vergoldet leuchteten die Zinnen der zahlreichen Burgen, die ſich aus ſeiner Mitte erheben, die Stimmen fröhlicher Sänger erklangen aus dem Schatten blüthenreicher Bäume und in lieblichen Krümmungen murmelte das Nachflüßchen durch die bunten Wieſen dahin. Unter ſolcher Pracht und Herrlichkeit eines Maimorgens ritt fröhlich und wohlgemuth der junge Ritter Hugo von Hohenkrähen von ſeiner Burg herab den wohlbekannten Weg dem Schlößlein Friedingen zu, das ihm von Oſten her ſo anmuthig entgegenwinkte und ſein theuerſtes Kleinod in ſeinen Mauern barg. Was

galt ihm alle Pracht und Herrlichkeit der wieder erwachenden Natur, durch die er dahin zog, gegen die Maienluft, die ſeine jugendliche Bruſt ſchwellen machte? Adelheid von Friedingen war es, eine Jungfrau, blühend in den ſchönſten Jugendreizen, und dabei ausgeſtattet mit den herrlichſten Gaben des Geiſtes, deren Bild ſein ganzes Herz und ſeine Gedanken erfüllte. Frühe ſchon hatte ſie ihre Eltern verloren und waltete jezt als alleinige Erbin in dem Beſitzthum ihrer Väter. Der Biederſinn und das edle Herz Hugo's hatten unter allen Edlen des Landes, die um ihre Hand warben, ihre Wahl für ihn entſchieden, und nur wenige Tage noch ſollten verfließen, bis ein unauflösliches Band beide Liebende am Altare auf ewig verbinden würde. Darum maiete es ſo wonnig in dem Herzen des jungen Ritters, und ſeine Freude theilte mit ihm ſein wackeres Roß, das munter und luſtig den Herrn über die blumenreichen Auen dahin trug; beſonders aber ſchien ſeine Gefühle mit ihm zu empfinden ſein getreues Doggenpaar, das ihm auf allen Wegen folgte. munter ſprangen ſie zu ſeiner Seite, und ihr freudiges Gebelle zeigte, daß ſie den geliebten Herrn wieder zur geliebten Herrinn begleiten durften.

Der Ritter hatte ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, aus dem Buchenwalde blickte das einſame Bruderhaus hervor, und freudig ſchlug ſeine Bruſt dem Gruße der Geliebten entgegen, die ihrem Erwählten gewöhnlich auf einem weißen Zelter bis hieher entgegen ritt. Aber umſonſt harrte er dießmal

eine geraume Weile, umſonſt richtete ſich ſein ſehnſuchtsvoller Blick auf das Wäldchen, das zwiſchen dem Bruderhauſe und Schloß Friedingen lag und aus deßen Schatten ſie ſonſt, reizend wie die Göttinn der Jagd, das Auge des Geliebten überraſchte. Hugo ritt noch eine Strecke weiter, ſchon umdüſterte ſich ſein frohes Ausſehen, ſein Rößlein trabte langſamer und das Doggenpaar lief traurig an ſeiner Seite. Er lenkte durch das Wäldchen, welches die Burg Friedingen umkränzt; dumpf ertönte der Hufſchlag ſeines Roßes vor der Zugbrücke.

Mit düſterer Miene erſchien ein alter Diener an dem Thore, um dem Ritter zu öffnen. „Wo iſt Fräulein Adelheid?“ war das erſte Wort, das ſich aus Hugo's banger Bruſt preßte. Der Diener ſchwieg und wandte ſich ab, wie um eine Antwort verlegen. „Wo iſt das Fräulein?“ — wiederholte der Ritter noch einmal in ſtrengem Tone — „ſprich, Alter, oder du ſollſt meinen Zorn fühlen.“ Mit bebender Stimme gab der Diener dem Ritter die traurige Kunde, daß Fräulein Adelheid ſich ſchon ſeit zwei Tagen nicht mehr auf dem Schloße befinde. Während der Zeit, daß der Ritter von Hohenkrähen zum lezten Male auf Friedingen eingekehrt wäre, hätte ein fremder Ritter Zugang in die Burg erhalten; Adelheid hätte ihn bei ihrer Umgebung für einen Verwandten ausgegeben, der vor einiger Zeit ſein Beſitzthum in der Nähe von Friedingen angetreten, allein bald habe es ſich gezeigt, daß mehr als ein blos verwandtſchaftliches Verhältniß zwiſchen Beiden obwalte, der fremde Ritter

habe ſeine Beſuche immer häufiger wiederholt, und vorgeſtern habe das Fräulein mit ihm ihr Schloß verlaßen, um den Aufenthalt, den er ſich gewählt, zu beſuchen.

Wie niedergedonnert ſtand Hugo bei dieſer ſchrecklichen Kunde. „Das alſo iſt die Treue, die du mir ſchwurſt, du Falſche?“ — Dieß waren die einzigen Worte, die er mit wutherfülltem Blicke ſprach — und plötzlich ſchwang er ſich wieder auf ſein Roß zum Heimwege. Kaum ſich ſeiner ſelbſt bewußt vor Wuth und Rachſucht, die jezt ſein ganzes Inneres erfüllten, langte er wieder bei dem Bruderhauſe an. Eben wollte er vorübereilen, denn in ſeinem Tiefſinne hatte er weder das Haus noch den Waldbruder wahrgenommen, der ihm eben aus ſeiner Klauſe entgegen trat. „Halt' an, mein Sohn, und kehre ein Wenig bei mir ein,“ — rief der Bruder unſerm Ritter zu, indem er zugleich den Zügel ſeines Roßes faßte. Nur mit Mühe ließ ſich Hugo bewegen, ein Wenig abzuſteigen. „Was bedeutet deine düſtere Miene, deren ich nie gewöhnt war, ſo lange ich dich kenne? Sonſt biſt du immer froh und guter Dinge von dieſem Wege heimgekehrt; warum denn heute ſo niedergeſchlagen?“ Hugo ſchwieg und der Waldbruder erkannte aus ſeinem grimmigen Blicke, daß er nicht gerne antworte. Nach langem Stillſchweigen löste ſich endlich des Ritters Mund, ſein Auge rollte wild umher und nur gebrochen hörte der Bruder die Worte: „Adelheid, ach, Adelheid iſt treulos!“

Jezt war dem Klausner mit Einem Male ein

Räthſel gelöst, deßen Löſung ihn ſeit zwei Tagen beſchäftigt hatte. Seinem gewöhnlichen Geſchäfte, dem Kräuterſammeln, nachgehend, hatte er ſich nämlich vor zwei Tagen bis in den Friedinger Forſt vertieft. Zwei Reiter zogen des Weges: der Eine war ein junger Ritter, in dem er einen der fünf Brüder von Klingenberg erkannte, die auf Hohentwiel ihren Sitz hatten, und der ſeit kurzer Zeit vom Kriege heimgekehrt war; in dem Andern hatte er Adelheid von Friedingen erkannt, obgleich ſie durch männliche Kleidung und ein ſtattliches Barett ihr Frauenbild zu verbergen ſuchte. „Nun bin ich im Reinen" — ſprach der Waldbruder zu Hugo — „und brauche Nichts weiter zu wißen, denn jezt weiß ich mehr als du ſelber; aber getröſte dich, mein Sohn, denn du haſt nichts verloren!" ſezte er hinzu, nachdem er dem Ritter mitgetheilt hatte, was ihm von Adelheids Entfernung und Untreue bekannt war. „Rache, fürchterliche Rache will ich an Beiden nehmen, dem Buben und der Dirne," ſchrie Hugo und ſchwang ſich auf ſein Roß, ohne weiter auf die Worte des Einſiedlers zu hören. Schon war er mehrere Schritte weggeritten, da ſah er zurück, und dicht hinten eilte ihm der Bruder nach. „Ich bitte dich bei Allem, was heilig iſt" — rief dieſer ihm zu — „höre doch auf mich; mäßige deinen Zorn und laß dich nicht in der Uebereilung zu einer Sünde verleiten. Blicke über dich: dort wohnt Der, dem allein die Rache zuſteht — Er wird vergelten. Kehre um mit mir und höre mich zuvor, dann magſt du handeln."

Nach längerem Sträuben kehrte Hugo mit dem Waldbruder in die Klause zurück; er band sein Roß an die Pforte und warf sich auf die Moosbank vor der kleinen Wohnung nieder. Der Waldbruder nahm neben ihm Platz und begann seine Rede folgendermaßen:

2.

„Achtzig Jahre ist die Zeit meiner Pilgerschaft auf Erden. Ich habe während dieser langen Dauer der Erfahrungen viele gemacht, habe das Menschenleben in allen seinen Gestaltungen beobachtet, seine frohe, wie seine ernste Seite kennen gelernt. Darum maßte ich mir das Recht an, dich, den Jüngling voll Jugendfeuer, von einem übereilten Schritte zurückzuhalten, darum wage ich es, einige Worte der Ermahnung und Besänftigung an dein Herz zu legen. Mein Sohn, die schönste Zeit meines Lebens ist für mich dahin gegangen wie ein lieblicher Traum, dessen Ende ein schmerzliches Erwachen war, denn ich fand, daß er eitel war und Nichts für mein besseres Ich zurückließ. Ich hatte die Menschheit mit Jugendlust umfaßt, Alles schien mir gleichgesinnt, ich wähnte, gute Herzen an ein gutes Herz zu schließen, aber ich fand mich am Ende fürchterlich getäuscht. Ich fand Sclavenseelen, die nur an ihren Erdenplunder gekettet waren, die nur Freundschaft heuchelten aus Eigennutz, fand Menschen, die, in Kriecherei und Knechtsinn niedergebückt, ihr Leben dahin bringen wie das Vieh, anstatt Haupt und Herz aufwärts zu richten zum

Reiche der ewigen Freiheit: mit Einem Worte, ich fand Sclaven, die es gerne waren. „Lebe wohl, du verächtliche Menschheit, unter der nur so wenige ihre hohe Bestimmung recht erkennen, lebe wohl!“ — sprach ich und zog mich aus ihren Stürmen in die Einsamkeit zurück. Blick' auf, mein Sohn, — jener steile Fels, der vor uns liegt, auf dem sich die Krähenburg erhebt, jetzt dein Eigenthum, er gehörte einst meinen Ahnen, dort ward ich geboren. Lange Zeit hatte ich die Burg verlaßen, um die Welt zu sehen, auf sie kehrte ich wieder zurück, auf ihr wollte ich hinfort bleiben, ohne die Menschheit wieder zu sehen. Wie der Adler, wenn er von seinem Felsenhorste herabschaut, so sah ich auf das niedrige Treiben der Menschlein unter mir: von hier sah ich sie in ihrer wahren Größe. Aber ich durfte mich nicht begnügen mit den bereits gemachten Erfahrungen: ich sollte die Menschheit ganz kennen lernen, ich sollte erbittert werden gegen sie. Bisher hatte ich nur Männer gesucht und nicht gefunden: das andere Geschlecht war noch nicht Gegenstand meiner Aufmerksamkeit geworden.

Mehrere Jahre hatte ich schon auf meiner Felsenburg ungestört zugebracht, da geschah es eines Tages, daß Ritter Wolf von Homburg, ein Waffengenoße meines verstorbenen Vaters, auf dem Wege gen Hohenstoffeln, in Begleitung seiner wunderholden Tochter, auf meiner Burg einsprach. Sie verweilten, meinem Wunsche gemäß, einige Tage bei mir. Schon bei ihrer Ankunft hatte der Anblick des reizenden Fräuleins

einen wunderbaren Eindruck auf mein Herz gemacht, noch liebenswürdiger aber erschien sie mir durch ihren Umgang; ich fühlte mich in inniger Liebe zu ihr hingezogen. Daß auch sie mir nicht abhold war, zeigten mir ihre Blicke, daß sie sogar Liebe zu mir fühle, erkannte ich aus ihrer Bitte an den Vater, noch länger auf Burg Krähen zu verweilen. Ich wagte es, um ihre Hand zu werben, der Vater versagte sie mir nicht; nach ihrer Rückkunft von Hohenstoffeln sollte sie auf ewig mit mir verbunden werden. Ich selbst begleitete meine Braut nach Hohenstoffeln und kehrte voll Wonne nach meiner Burg zurück. Ich wähnte, ein Wesen gefunden zu haben, deßen Liebe mich wieder mit der Welt aussöhnen könnte, eine frohe Zukunft stellte sich meinen Blicken dar; aber nur zu bald sollte ein schreckliches Erwachen mich aus meinen süßen Träumen emporreißen.

Kaum waren acht Tage verfloßen, so erhielt ich von Ritter Wolf die Kunde, daß seine Tochter ihren Entschluß schnell geändert habe: ihn, den Vater, möchte ich es nicht entgelten laßen. Das Nähere erfuhr ich auch bald: ein Anderer, den sie nach mir sah, hatte ihr beßer gefallen. Mußte ich also auch dieses Geschlecht kennen und, kaum gekannt, tief verachten lernen? „Lebe wohl, Alles, was Weib heißt, ich bin quitt mit dir," — so dachte ich jezt in meinem namenloſen Schmerze; ich verkaufte alle meine Habe, baute dieſe Waldklauſe und lebe nun ſeitdem in meiner Einſamkeit abgeſchieden und zufrieden. Mein Sohn, du haſt nun die lezte meiner

Lebenserfahrungen vernommen. Untreue eines Weibes hat mich hieher geführt, Untreue eines Weibes wollte dich zur Sünde verleiten. Lerne aus meiner Geschichte, was jene vielgerühmte Treue ist; Treue, so lange kein Besserer da ist; kommt ein Anderer, ein Schönerer, ein Reicherer, dann heißt es gleich: „fahre hin mein altes Lieb!“ Sie werden nicht wider Willen entführt, nein, sie laßen sich gerne entführen. Und weil Adelheid von Friedingen dir die gelobte Treue brach und mit ihrem neuen Lieblinge davonging, wolltest du um dieser Unwürdigen willen mit deinem Nebenbuhler dich meßen und dein edles Blut verspritzen? du wolltest dann die Wiedergewonnene auf deine Burg zurückführen? Die stolze Burg würde sich schämen, eine solche Pflichtvergeßene in ihren alten, ehrwürdigen Mauern beherbergen zu müßen. Vergiß also auch du der Ungetreuen, aber anstatt ihr zu zürnen, bedaure sie vielmehr und laß' auch deinen Groll gegen den fahren, in deßen Arme sie sich warf. Glaube mir, einst wird der Tag kommen, wo er seine Schuld selbst erkennen und bereuen wird. Laß deine Rache nicht über ihm walten, sondern versenke Alles, was bisher geschah, in Vergeßenheit: die Rache deßen, der über uns wohnet, wird nicht ausbleiben und mit dir selbst wird es beßer werden.“

Während der Klausner so sprach, wurde Hugo's Gemüth sichtbar ruhiger, die eben vernommene Erzählung hatte ihm zu erkennen gegeben, daß er nicht der einzige Betrogene wäre, sondern daß es Jedem, der auf Weibertreue und Mädchenschwüre baue, eben

ſo gehen könne. „Ich will euch in Allem folgen, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete er dem Waldbruder, „aber vergeßen die Ungetreue, wie wäre das mir möglich?“ „Das ſollſt du, das mußt du, wenn deine Ruhe dir lieb iſt,“ — ſprach der Alte — „wohl weiß ich, wie hart es iſt, das Bild Derjenigen aus dem Herzen zu verbannen, die man ſo lange und ſo tief darin getragen. Auch mir iſt es eben ſo gegangen: wenn gleich nicht ſo lange, ſo hab' ich doch eben ſo innig geliebt, wie du; mein Herz blutete, als ich meine Ungetreue vergeßen mußte; auch das deinige wird noch lange bluten, aber es muß ſeyn. Du biſt ein Mann, handle männlich. Wenn Stunden kommen, wo Adelheids Bild ſich deiner Seele wieder aufdrängen will, ſo rufe dir die Stunde ins Andenken zurück, wo du ihre Untreue erfuhrſt, ſtelle ſie dir dar in den Armen eines Andern: gewiß, dann wird es minder ſchmerzlich für dich ſeyn, dieſes Bild wieder aus dir zu verdrängen. Mag auch dein Leben, mein Sohn, dir einige Zeit freudelos erſcheinen; du haſt ja ein ruhiges Gewißen, und wer dieſes hat, für den hat das Leben ſeine Reize noch nicht verloren. Siehe mich, ich bin einſam und allein, ohne Gefärthin bin ich durch das Leben gewallt und ſtehe bald an dem Ziele meiner Tage. Mein Leben war einſam, aber nicht freudelos; die Natur war meine Freude und ſie wird es bleiben bis zu meinem lezten Hauche. Die Freude und Wonne der Liebe wird ſo oft getrübt, die Freude an der Natur nie; die Wonnen der Liebe vergehen, die Wonne aus der Natur kehret immer

neu wieder. Die soll jezt deine Freude sein, die wird deine Wunde heilen, wenn keine Menschenhand es vermag. Und wer kann diese Wonne der Natur besser genießen, als du auf deiner Felsenhöhe, von welcher herab du die Herrlichkeit und Pracht der Natur mit Einem Blicke überschauſt. Aber, mein Sohn, wenn auch dieß Alles nicht wäre, du biſt nicht nur ein Mann, der in reineren und edleren Genüßen seinen Troſt suchen soll, du biſt Christ, der sich getröſten soll, wenn auch Nichts mehr auf Erden ihn tröſtet, du haſt den Troſt unserer heiligen Religion; sie war auch mein höchſter Troſt in allen trüben Stunden. Wohl biſt du ein Rittersmann, wohl ſtehſt du noch in Jahren, wo man geiſtliches Wesen und Treiben gerne uns Einsamen überläßt; nichts deſto weniger wende dich um zu dem, der da ſpricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen seyd, ich will euch erquicken und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen!“

Während dieſer Reden des Klausners, war es allmählig Abend geworden; kühler wehte ſchon die Luft, die zuvor ſo ſchwül und heiß gedrückt hatte, das ſtolze Twiel und die ſteile Krähenburg blickten in ihrer Rieſengröße auf die niedere Wohnung herüber. Hugo verſprach feierlich, den Worten des Waldbruders in Allem zu folgen, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt etwas beruhigter ſeiner Heimath zu. Aber mit der erſten Stunde, nachdem er ſeine Burg wieder betreten hatte, ſchien ſein ganzes Weſen durchaus verändert; der ſonſt heitere und lebensfrohe Jüngling

ſchien auf einmal ein gereifter Mann; er, der zuvor für den leutſeligſten Burgherrn des Höhgau gehalten ward, war auf einmal ernſt und wortkarg geworden. So ſehr Hugo vor ſeinen Burgleuten und Dienern dieſe Umwandlung ſeines Weſens zu verbergen ſuchte, es war zu ſichtbar, daß eine wichtige Veränderung mit ihm vorgegangen ſey, und bald blieb auch die wahre Urſache davon ſeinen Umgebungen kein Geheimniß mehr. Was der Klausner im Walde vorhergeſagt, was Hugo ſelbſt geahnet hatte, das war an ihm in Erfüllung gegangen; er fühlte ſich in den erſten Tagen höchſt unglücklich, denn er wähnte ſich ſo einſam und verlaßen, obgleich ſo viele redlich meinende Seelen ihn umgaben. Wie konnten ihm auch alle, noch ſo treu ſchlagenden, Herzen ſeiner Untergebenen ein Erſatz ſeyn für das nagende Gefühl, daß Ein Herz, das ihm Alles geweſen war, nicht mehr für ihn ſchlage? So brütete er manche Stunde hin in ſeinem ſtillen Schmerze, er zog ſich zurück in das abgelegenſte Gemach der Burg und lebte die meiſte Zeit des Tages entfernt von den Seinigen. Lange ſchritt er nicht zu dem Troſte, auf den der Klausner ihn hingewieſen, endlich bezwang er ſich ſelbſt, und beſtieg einmal wieder die Felſenplatte, die inmitten der Burg aufſteigt, von welcher herab das Auge mit Einem Blicke die ganze Herrlichkeit der Umgegend überſieht. Es war ein Abend des zu Ende gehenden Maimondes.

Schon lange hatte Hugo dieſes Anblickes entbehrt; heute ſollte dieſer Genuß ihm Alles werden, nachdem ſchon lange Nichts mehr der Art einen Reiz für ihn

gehabt hatte. Ein köstlicher Anblick eröffnete sich ihm; unter ihm lag das Thal, wie ein Teppich ausgebreitet, der mit allen Farben durchwirkt ist; in lieblicher Krümmung schlang sich die Aach durch die bunten Felder und Wiesen, um sich nach kurzem Laufe mit dem Bodensee zu vereinigen. Weiter schweifte das Auge bis zu den blauen Fluthen des Zellersees, in deßen Mitte, einem schwimmenden Garten gleich, die Reichenau emporsteigt und der nur durch die stolze Stadt des Constantius von der großen Wassermaße geschieden wird. Herrlich wurde die blaue Fläche von den riesigen Berghäuptern des Schweizerlandes mit ihren eisigen Kuppen bekränzt. Auf allen diesen Herrlichkeiten glänzten nur noch die lezten Strahlen der untergehenden Sonne; allmählig wurde der Spiegel des Sees matter, die Gebirge verdunkelten sich und immer ferner zog sich das glänzende Tagesgestirn von Süden nach Abend gegen den dreizackigen Berg Hohenstoffeln. Zum lezten Male brachen sich die Strahlen an der Felsenburg Twiel, in einen magischen Feuerglanz gehüllt stand sie vor Hugo's Blicken da. Wie ein wiedergenesender Kranker, der sich nach langer Entbehrung wieder einem erquickenden Genuße hingibt, und durch Dazwischentreten eines unerfreulichen Gegenstandes mitten aus seinem Genuße herausgerißen wird: so Ritter Hugo, als er die Burg Hohentwiel in ihrem Glanze erblickte; er schauderte zusammen und verfiel in seinen vorigen Trübsinn, denn in jenen Mauern wohnte ja seine Ungetreue.

Die Sonne verſchwand jezt hinter der Stoffelnburg; Hugo kehrte wieder in ſein einſames Gemach und in ſeinen vorigen Trübſinn zurück. Er ſuchte jezt den andern Troſt auf, zu dem ihn der ehrwürdige Waldbruder hingewieſen hatte, den Troſt, worauf ſchon ſeine Abgeſchloßenheit von den Seinigen ihn hinleiten mußte. Bisher hatte er nur ſelten Jemanden den Zutritt zu ſich geſtattet, nun aber fühlte er mit jedem Tage mehr das Bedürfniß nach Umgang. Der Kaplan ſeiner Burg war der Erſte, den er zu ſich auf ſein Gemach berief. Es war ein Mann, der nicht zu den gewöhnlichen ſeines Standes gehörte; das Licht, welches ſeit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in der Kirche zu leuchten begann und der Geiſtlichkeit ein deutlicheres Bewußtſeyn ihrer Würde und Beſtimmung gab, war auch dieſem Manne aufgegangen: wie hoch erfreut war er daher, als er ſah, daß Hugo auf Ein Mal nach ſo Manchem forſche, was bisher nie Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit geweſen war; wie wohlthuend war es auch für den jungen Ritter ſelbſt, als ihm aus dem Munde des frommen Mannes manches lehrreiche Wort zu Theile wurde, das ihn darauf hinwies, wie es etwas Höheres gebe, und daß nur dieſes Höhere es ſey, worauf der Menſch in allen Lagen des Lebens mit Zuverſicht vertrauen könne und müße.

3.

Was die Natur mit allen ihren Reizen kaum an Hugo zu bewirken vermocht hatte, das wirkte in

kurzer Zeit der Umgang mit dieſem ächt religiöſen Manne. Ihm gelang es, ſeinen jungen Herrn für die Umgebungen, von denen er ſich wie ein Menſchenfeind gänzlich zurückgezogen hatte, wieder zugänglich zu machen. Ihm gelang es ſogar, denſelben wieder einmal von ſeiner Felſenburg herabzubringen, von der Hugo, gleich dem Klausner auf dem Bruderhauſe nie wieder herabzukommen beſchloßen hatte.

Es war an einem ſchönen Morgen des Monats Julius, da nahte der Burgkaplan dem Ritter mit den Worten: „Verehrteſter Herr und Gebieter, ſo eben ſendet Eure Muhme, die Frau Priorin des Kloſters St. Wolfgang zu Engen, einen Bruder des dortigen Franziscanerkloſters auf die Burg mit dem Vermelden, daß am geſtrigen Tage der Altar für das Dormitorium ihres Kloſters vollendet worden ſey, an welchem ein berühmter Künſtler dieſes ganze Jahr hindurch gearbeitet hatte. Sie läßt euch ihren herzlichen Gruß entbieten und ladet euch ein, dieß ſchöne Kunſtwerk zu beſehen; es werde euch gewiß nicht gereuen. Zudem habt ihr ja die Frau Priorin, die einzige Verwandte eures Hauſes, ſchon ſo lange nicht mehr heimgeſucht.“ Hugo bezeugte Anfangs, obgleich er ein großer Freund der Kunſt war, wenig Luſt, die Einladung anzunehmen, doch ließ er ſich durch das Zureden ſeines Kaplans bewegen und ging in deßen Geſellſchaft nach Engen. Schon lange hatte das treue Roß ſeinen Herrn nicht mehr getragen, froh und munter trabte es wieder durch die, von gereiften Saatfeldern bekränzte Straße dahin, es war, als ob

es ſeinen Herrn wieder zu einem neuen Liebchen trüge, und doch galt es nur den Beſuch einer ehrſamen Kloſterpriorin, Frau Barbara von Homburg. Auch die beiden Doggen fehlten nicht mit ihrer gewohnten Munterkeit. Das mochte freilich dem ehrwürdigen geiſtlichen Herrn, der neben Hugo ritt, nicht recht behagen, daß ſeines Herrn Rößlein ſo gar munter dahintrabte, denn auch das ſeinige bekam dadurch mehr Muth, und trug ſeinen Reiter ſchneller, als ihm behaglich war.

Bald waren ſie in der Nähe der Stadt Eugen angekommen: ſchon winkte ihnen gar lieblich von einer Anhöhe herab das Klöſterlein der Franziscaner, und gegenüber in geringer Entfernung, das Dominicaner-Frauenkloſter St. Wolfgang. „Seht, edler Herr" — begann der Kaplan, — „in dem Klöſterlein, das ihr auf jener Anhöhe dort ſehet, habe ich manche Stunde meines Lebens zugebracht, ehe ich zu euch berufen wurde. Zwar iſt mir jezt wohler auf eurer Felſenburg, aber doch freuet es mich, wenn ich zu Zeiten wieder dieſen Ort und ſeine Bewohner ſehe, von denen ich gar manche noch kenne. Und ſeht, dort gegenüber die Kloſterkirche, etwas oberhalb der Stadt, da hauſet eure ehrwürdige Frau Muhme mit ihren frommen Schweſtern. Seht, welche ſchöne Lage des Kloſters; die Kirche und ihre Diener wußten doch immer gut zu wählen, wenn ſie Hütten bauen wollten."

Während der Burgkaplan ſo redete und Hugo blos den gleichgültigen Zuhörer machte — denn ſein Beſuch zu Eugen gehörte nicht zu dem, was das Ziel

ſeiner Wünſche war — kamen ſie an dem Thore der Stadt an. „Hier, edler Herr“ — ſprach der Kaplan — „wollen wir, ſo es euch gefällt, einen andern Weg einſchlagen, er führt uns längs der Stadtmauer und iſt der nähere zum Kloſter St. Wolfgang. Unſere Pferde wollen wir einſtweilen in der Herberge, zum Felſen genannt, unterbringen.“ Auf einen Ruf des Geiſtlichen erſchien auch alſogleich ein Knecht aus der Herberge, nahm beide Pferde in Empfang und Hugo ſchlug mit ſeinem Begleiter den Fußweg nach dem Kloſter ein. In Kurzem waren ſie daſelbſt angelangt. „Wer ſeyd ihr und zu wem wollt ihr?“ war die erſte Frage, womit Beide von der Pförtnerin empfangen wurden, nachdem ſie das Glöcklein angezogen hatten. „Mich, ehrwürdige Schweſter, werdet ihr noch kennen, ich war ehedem bei den Franziscanern, ſie nannten mich Pater Bernhard, und dieſer junge Ritter hier, den ich begleite, iſt mein gnädiger Herr, Ritter Hugo von Hohenkrähen, deßen Brod ich eße. Er begehrt die Frau Priorin, ſeine Muhme, zu ſprechen und das neue Kunſtwerk auf dem Dormente zu beſchauen.“ Die Pförtnerin ging und erſchien nach wenigen Augenblicken wieder. „Die Frau Priorin“ — meldete ſie — „erwartet ihre werthen Gäſte auf dem Dormitorium, wo das Kunſtwerk zu ſehen iſt.“ Sie wurden eingelaßen und gelangten, nachdem ſie mehrere Treppen geſtiegen, an den Eingang zu dem bezeichneten Orte.

Ein langer, etwas breiter Gang eröffnete ſich vor ihnen. Nur wenige Fenſter beleuchteten ihn und

verwandelten das Tageslicht in ein gewißes Helldunkel. Sie schritten etwa durch die Hälfte des Ganges, in deßen Mitte sich links ein kleiner Nebengang, von einem einzigen Fenster erleuchtet, öffnete: dort stand der Altar und neben demselben die Priorin, ihre beiden Gäste erwartend. „Willkomm, mein werther Vetter" — rief die ehrwürdige Frau dem Ritter entgegen — „willkomm, Bruder Bernhard! Habt ihr doch auch einmal wieder gewagt, von eurer Burg zu uns Thalbewohnern herabzusteigen?" Hugo und der Kaplan küßten der Priorin ehrfurchtsvoll die Hand. „Habe ich doch nicht geglaubt, ehrwürdige Frau" — sprach Hugo — „daß einem Manne der Zutritt zu eurem Kloster gestattet werden würde, da es im Rufe so großer Strenge steht." „Das ist wohl wahr" — erwiederte die Priorin — „indeßen gibt es auch Ausnahmen von der Regel: einem so ehrenwerthen Vetter, der so strenge der Welt, besonders den Weltkindern unsers Geschlechts abgesagt hat und auf seiner Burg ein wahrhaft klösterliches Leben führt, einem solchen den Zutritt zu gestatten, läßt sich wohl verantworten. Nun aber, da euer Besuch, mein wertheßter Vetter, nicht sowohl mir, als vielmehr unserm neuen Altarblatte gilt, so laßt uns dieses beschauen." Die Priorin nahm den Ritter bei der Hand und führte ihn zu dem Bilde hin. Schon manches schöne Bild hatte der Ritter in der Nähe und Ferne gesehen, aber so trefflich gearbeitet, wie dieses, waren ihm noch wenige vor Augen gekommen. Die Mitte desselben zeigte drei, mit kunstreicher Hand in Holz geschnizte

Figuren: es war die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde und zu beiden Seiten die Apostel Petrus und Johannes. Hehr und erhaben stand die Gottesgebärerin zwischen den beiden heiligen Männern; ihr Blick voll himmlischer Milde war auf das göttliche Kind gerichtet, das liebend ihren Blick erwiederte. „Nicht wahr, wertheſter Vetter" — unterbrach die Priorin den in den Anblick des Bildes verſunkenen Ritter — „nicht wahr, das iſt ein herrliches Bild? Ihr ſeyd ja ganz in daſſelbe verloren, wie würde euch nicht das Original gefallen, das dieſem Bilde geſeßen, da euch ſchon das Lebloſe ſo ſehr in Erſtaunen ſezt." „Das haben wir wohl nicht vor uns," — ſprach halbvernehmbar, zu Hugo gewendet, der Burgkaplan. „Aber" — fuhr die Priorin fort — „ſeht doch auf die beiden Altarflügel, die nicht mindern Werth als Gemälde haben, denn jenes Bild als Schnizerei." Hugo blickte auf den linken Flügel des Altars; eine Frau im ehrſamen Matronenanzuge kniete betend mit gefalteten Händen auf einem Ruhekißen. „Das iſt gewiß das Original jenes herrlichen Muttergottesbildes" — rief der Ritter, nachdem er es ſcharf betrachtet — „dieſe hat dem Künſtler ihr Bild geliehen." „Ihr habt nahe hingerathen," — verſezte die Priorin lächelnd — „aber doch nicht völlig errathen. Wohl ſind es einige Züge, aber nicht das Ganze, es ſind nur die Züge im veralteten Maaßſtabe. Das iſt die Stifterin des Altares" — fuhr ſie nach einer Pauſe fort — „und dort, auf dem rechten Flügel kniet der Stifter: es iſt der Felſenwirth von hier, Hans Bleibimhaus, ein gar frommer

und mildthätiger Mann, der ſchon Manches an unſer Klöſterlein vergabt hat. Seine neueſte und koſtbarſte Gabe iſt dieſer Altar, den er ganz auf ſeine Koſten verfertigen ließ. Aber ich denke, wir wollen nicht blos des Kloſters Dorment, ſondern auch die Kirche beſchauen; wer weiß, wie lange es anſteht, bis uns wieder einmal euer werther Beſuch zu Theil wird."

Hugo folgte, wiewohl ungerne, ſeiner Führerin, denn lieber hätte er noch ganze Stunden im Anblicke des herrlichen Madonnabildes zugebracht. Sie gingen wieder zurück über das Dorment. Am Ende des Ganges befand ſich die Thüre, welche zum Chor der Kirche führte, deßen großer Raum bewies, daß der heilige Dominicus eine nicht unbedeutende Zahl frommer Schweſtern in dieſem Klöſterlein ernähre. Von dem Chore ſtiegen ſie hinab in die Sacriſtey. Hier zeigte die Priorin dem Ritter eine Menge prächtiger Meßgewänder und viele andere heilige Geräthe, unter denen manches den Namen des erwähnten Stifters trug. Von der Sacriſtey traten ſie nun in die eigentliche Kirche. Eine tiefe Stille herrſchte in derſelben, denn es war gerade keine Stunde, wo die Nonnen ſich zur Andacht verſammelten. Mit leiſen Tritten näherten ſie ſich dem Hochaltare: das Altarblatt war von geringem Werthe, denn es ſtammte noch aus den erſten Anfängen des Kloſters; Hugo ſchenkte daher dieſem nur geringe Aufmerkſamkeit und wandte ſich ab, um die übrigen Altäre zu beſichtigen. Da erblickte er an den Stufen des Altares zur Linken, auf den er eben zuſchreiten wollte, eine weibliche Geſtalt in knieender

Stellung, ein schwarzes Gewand umhüllte ihren schlanken Körper, über ihr dunkelbraunes Haar hing ein Schleier, der das holde Antlitz nur wenig bedeckte, denn sie hatte ihn zurückgeschlagen, da sie sich von Niemanden bemerkt wähnte. Alles um sich her vergeßend, hatte sie ihren Blick unverwandt auf das Bild des Gekreuzigten gerichtet, das auf dem Altare stand, Worte frommer Andacht entquollen leise ihren Lippen, ihr seelenvolles Auge sprach aus, was sich in ihrem innersten Herzen bewegte. Wie fest gebannt blieb Hugo stehen, seine Blicke waren einzig und allein auf das Frauenbild vor dem Altare gerichtet. „Kennet ihr jezt" — unterbrach die Priorin endlich den Ritter in seinem starren Nachdenken — „kennet ihr jezt das Original unsers Altarbildes?" Ziemlich vernehmbar hatte die Priorin diese Worte gesprochen: die fromme Veterin blickte auf, sie erschrack Anfangs, als sie fremde Leute neben dem Hochaltare erblickte, schnell schlug sie den Schleier wieder um sich und war im Nu verschwunden. „Dießmal, ehrwürdige Frau," — sprach Hugo — „dießmal hätte eure Frage etwas später kommen können, ihr habt eine fromme Veterin in ihrer Andacht gestört." „Und" — fiel die Priorin ein — „einen andächtigen Junggesellen um den Gegenstand seiner Andacht gebracht, einen Menschenfeind, der den Weltkindern unsers Geschlechtes ewige Fehde angekündigt." „Ihr beliebet zu scherzen, Ehrwürdige" — versezte Hugo — „befriediget lieber meine Neugier." „Seht," erwiederte die Priorin, „das war die Tochter besagten Felsenwirthes, ein unschul-

diges und liebes Kind, erst 17 Jahre alt. Sie kennt noch wenig die Welt; ihr einziger Gang, wenn sie das Haus verläßt, ist hieher in unser Kloster, denn sie ist gar frommen Sinnes und zwar nicht nur so obenhin, sondern es ist Herzenssache bei ihr. Schon oft hat sie den Wunsch gegen mich ausgesprochen, den Schleier zu nehmen, und einmal war es nahe daran, aber der Wille ihres Vaters, der sonst ein guter Mann ist, war dagegen, denn es ist seine einzige Tochter, und da vermag es sein Herz nicht, sie von sich zu lassen." „Das hat er weislich bedacht" bemerkte der Kaplan dazwischen. „Um nun doch unserm Klösterlein" — fuhr die Priorin fort — „einen Ersatz für das zu geben, was schon so gut als in unsern Händen war, stiftete er den kunstreichen Altar mit dem Ebenbilde seines Kindes. Aber nicht wahr, lieber Vetter, das hat der Künstler wohl getroffen?" „Nur zu sehr," erwiederte Hugo, „muß ich euern Worten beipflichten, meine Ehrwürdigste, aber wer ist denn der Verfertiger jenes Altarbildes?" „Es ist ein Wälscher, der seine Heimath verlassen, und nun gen Nürnberg ziehen will, um unsern großen Meister in der Malerkunst, Herrn Albrecht Dürer, zu besuchen. Schon geraume Zeit hat er hier verweilt, denn er hat viel zu arbeiten und ist wohl gelitten, besonders im Hause des Felsenwirths, wo er seine Herberge erwählt hat." „Aber, ehrwürdige Frau," — unterbrach der Kaplan die Priorin — „verzeihet, es will Abend werden, wir müssen hier fort; die Hauptsache haben wir ja gesehen, und unser Weg nach

Burg Krähen ist der weiteste.“ Die Priorin bat ihre Gäste, zuvor wenigstens noch eine Erfrischung im Kloster anzunehmen, der Kaplan aber dankte für Alles, mit der Bemerkung, daß sie doch noch einiges beim Felsenwirthe verzehren müßten, denn gar umsonst könnte er ihnen die Pferde doch nicht einstellen. „Wenn freilich das ist,“ — versetzte die Priorin lächelnd — „so will ich euch nicht länger aufhalten, dort gibt es ohnehin bessere Unterhaltung als hier in unserem Klösterlein: es scheint mir überhaupt, Pater Bernhard, ihr seyd noch wohl bekannt in Engen, daß ihr gerade den Felsen zur Herberge gewählt, wo der Gast am besten zehrt und nicht hinzusitzen braucht wie ein Verlaßener.“ Während dieses Gespräches waren sie zur Kirchenthüre getreten, welche auf die Straße hinausführt, Hugo und der Kaplan dankten für die freundliche Aufnahme, die sie gefunden und verabschiedeten sich. „Lebt wohl, und vergeßt nicht unser Klösterlein“ — sprach die Priorin noch beim Abschiede — „und ihr besonders, liebwerthester Vetter, nehmet euch in Acht vor einem blauen Augenpaare, auf daß ihr es nicht zu spät mit Schmerz bereuen müßtet.“

4.

Die beiden Gäste verließen das Kloster und standen bald vor der Herberge zum Felsen. „Willkommen Herr Ritter,“ — rief der Wirth, Hans Bleibimhaus, den Kommenden entgegen — „willkommen, Vater Bernhard: es ist schon manches Jahr, daß wir einander nicht mehr gesehen haben. Euern Herrn

Vater kannte ich beſſer, der hat aber auch öfters bei mir eingeſprochen, er ritt nie nach Krähen zurück, ohne ſein Krüglein bei mir zu leeren. Aber, was ihr für ein ſtattlicher Herr geworden ſeyd; damals waret ihr noch ein kleiner Junge. Eure Pferde ſind gut beſorgt worden und haben ſich vielleicht baß erlabt denn die Herrn ſelbſt. Was kann man auch in einem Frauenkloſter viel und Gutes erwarten? man geht durſtig hinein und durſtig heraus; aber bei mir findet man Labung, ich habe ſo eben ein friſches Faß alten Meersburger angeſtochen." Nach dieſem leutſeligen Empfange führte Hans Bleibimhaus ſeine Gäſte hinein in die Trinkſtube.

„Kätchen," — rief er, während er in die Stube trat — „Wein her, und zwar vom Beſten, wir haben werthe Gäſte. Sieh da den Pater Bernhard, der hat dir, ſo lange er noch bei den Franziscanern war, manches Helglein geſchenkt." Kätchen kam auf den Ruf des Vaters aus der nahen Kammer heraus, ſie neigte ſich ſittſam vor den Gäſten, nahete dem Burgkaplan und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand mit den Worten: „willkommen, ehrwürdiger Vater, in unſerm Hauſe, ſchon lange habt ihr euch nicht mehr ſehen laſſen; doch heute, däucht mir, ſind wir uns begegnet im Klöſterlein St. Wolfgang." „Ja," — unterbrach der Kaplan die Rede des Mädchens — „da habe ich dich geſehen, liebe Tochter, aber du haſt ja gethan, wie wenn du alte Bekannte nicht mehr kennen wollteſt, denn du biſt im Nu davon gegangen." „Verzeihet," erwiederte Kätchen mit lieblicher Stimme,

verzeihet, ehrwürdiger Vater, gerne hätte ich euch angeredet, aber ihr waret nicht allein: vor eurem Kleide fürchtete ich mich nicht, wohl aber vor dem Herrn dort im Eisengewande;" mit diesen Worten blickte sie verlegen auf den Ritter. „Geh' jetzt, kannst nachher plaudern mit Vater Bernhard" — unterbrach sie der Vater — „und hole uns zuvor Etwas für unsern durstigen Gaumen." Im Nu war Kätchen verschwunden und nach wenigen Augenblicken stand ein Krug Meersburger auf dem Tische; Kätchen verließ denselben und setzte sich in der entferntesten Ecke der Stube an ihre gewohnte Arbeit, den Spinnrocken; die Gäste aber nahmen ihren Platz am Tische.

„Nun erst, meine werthen Herrn" — begann der Wirth — „nun erst gilt der Willkomm" und hob den mächtigen Humpen in die Höhe. Hell erklangen die dicken Römer und wie das köstlichste Oel rann goldgelb der geistige Meersburger durch die schmachtenden Kehlen, denn schon seit Mittag hatten Ritter Hugo und sein Kaplan keinen Tropfen mehr getrunken. Oft wurde das Krüglein gefüllt und Kätchen mußte manchmal die Spindel in den Rocken stecken und zu neuer Füllung in den Keller hinabsteigen. Der Wein verfehlte bei allen Dreien seine Wirkung nicht, selbst Hugo wurde wieder ganz der Frohe und Heitere, wie in frühern Tagen. „Wo ist aber, Herr Wirth" — fragte der Kaplan — „Frau Martha, eure liebe Hausfrau?" „Die ist ärgerlicher Weise gerade heute im Garten vor der Stadt, sprach Hans Bleibimhaus; es ist dieß ihr Lieblingsgeschäft, aber sie wird in

Bälde nach Hauſe kommen." „Einſtweilen wollen wir Eins trinken auf ihr Wohl," bemerkte der Kaplan und faßte den Humpen. „Es lebe Frau Martha, die wackere Hausfrau," ertönte es wie aus Einer Kehle und blitzesſchnell waren die Humpen geleert. Der Wirth ſchenkte wieder voll, froh vor ſich hinlächelnd, daß ſeiner lieben Hausfrau die verdiente Ehre wiederfahren war. „Aber," begann der Kaplan von Neuem, „eure Hausehre haben wir leben laſſen, ich meine" — „ja" — unterbrach ihn Hugo, — „auch Andere dürfen wir nicht vergeſſen, und mich däucht, Herr Wirth, euer holdes Töchterlein hat heute das meiſte Verdienſt um uns, denn ſie iſt es, die uns unſere Labung gebracht, auch ſie ſoll leben." Aufs neue erklangen die Humpen auf Kätchens Wohl. Das ſah und hörte das Mädchen in ihrer Ecke wohl, und beſonders dem Ritter entging es nicht, wie ſie über und über feuerroth wurde. Auch ſchnellte ſie aus lauter Verlegenheit die Spindel ſo kräftig, daß der Faden riß und die Spindel weit in die Stube hineinflog. Das machte ſie noch mehr erröthend, während die Tiſchgeſellſchaft ſich an dieſem kleinen Unfalle ergötzte. „Aber Eines fehlt uns noch zu unſerm Frohſinn," — bemerkte der Kaplan — „und wo dieß Eine fehlt, iſt das Ganze nicht vollkommen: ſchaut, gnädiger Herr, dort oben an der Wand hängt ein Saitenſpiel, wie wärs, wenn ihr das auch einmal wieder verſuchtet? und gewiß, Herr Wirth, iſt eure Tochter auch der Zither hold und ſingt uns ein Liedchen dazu." „So ein wenig klimpert ſie," — erwiederte Hans

Bleibimhaus — „und ihre Stimme, ſagen die Leute, ſoll eben nicht die ſchlechteſte ſeyn.“ Während deſſen hatte Hugo das Inſtrument von der Wand genommen, ſpielte und ſang:

Lied.

Wie er im Glaſe blinket,
Der königliche Wein:
Drum, Freunde auf und ſcheuket
Uns recht bis oben ein.

Es lindert alle Schmerzen
Dieß gold'ne Rebenblut
Und ſchafft betrübten Herzen
Von Neuem frohen Muth.

Sitz' ich beim kühlen Weine
So friſch und fröhlich da,
Dann denk' ich: wär nur Eine,
Die treu mich liebte, nah.

Doch Jene, die ich meine,
Die bleibt mir ewig fern,
Drum ſitz' ich auch alleine
Bei meinem Becher gern.

Und ſinge frohe Lieder
Und trinke manchmal aus,
Und kehr' ich endlich wieder
Mit frohem Sinn nach Haus.

„So iſts recht, gnädiger Herr,“ — rief der Wirth zum Felſen, — „daß ich euch auch wieder einmal fröhlich und wohlgemuth ſehe, es thut mir eigentlich recht wohl im Herzen; nun ſoll mein Kätchen auch noch an unſerer Freude Theil nehmen.

Komm her, Mädchen, und laß dich auch hören; diesen Herrn zu Ehren begleite uns mit deiner Stimme." Schüchtern setzte sich Kätchen an den Tisch und sang einige heitere Weisen mit. „Aber jetzt, Herr Ritter" — sprach der Kaplan, nachdem mehrere Lieder beendigt waren — „jetzt müßen wir aufbrechen, so wohl uns auch Wein und Gesang behagen, sonst kommen wir erst in später Nacht nach Hohenkrähen." „Ihr werdet doch, fiel der Felsenwirth ein, erst meine Martha abwarten, um auch sie zu begrüßen; daß die aber auch gerade heute so lange ausbleiben muß, ganz gegen ihre Gewohnheit." Viel lieblicher ertönte dem Ritter das einladende Wort des Wirthes, als seines Kaplans Mahnung zum Aufbruche; noch war er selbst nicht mit sich einig, ob der Weingeist auf einmal eine so gänzliche Aenderung seines Wesens hervorgebracht habe, oder ob seine liebenswürdige Nachbarin, die indeßen neben ihm ihren Platz genommen hatte, die Ursache seiner heitern Stimmung war. Doch dießmal mußte das Wort des geistlichen Herrn gelten; man leerte noch einmal die Humpen auf das allgemeine Wohl, das aber in Hugo's Herzen nur Einem Gegenstande galt, und stand dann auf zum Abschiede, so sehr auch der Wirth widerstrebte. „Nun, wenn es denn durchaus seyn muß," sprach dieser, „so muß ich mich eben darein fügen, aber ich hoffe bald wieder auf einen längern Besuch." Das Versprechen wurde gegeben, und nun rief Hans Bleibimhaus seiner Tochter, um die Scheidenden bis über die Treppe des Hauses zu begleiten. Schnell befolgte Kätchen des

Vaters Befehl, ſie ſtellte die Kunkel bei Seite und folgte den Gäſten bis zur Hausthüre. „Lebet wohl ehrwürdiger Vater," — ſprach ſie mit lieblicher Stimme zum Kaplan, während ſie mit der Linken die Thüre öffnete und mit der Rechten die Hand des geiſtlichen Herrn ergriff, die ſie ehrerbietig küßte — „kommet wohl an auf Hohenkrähen und ſprechet bald wieder bei uns ein." „Gilt das Wort auch mir, holde Jungfrau?" fiel der Ritter haſtig ein, „darf auch ich bald wieder zu euch kommen?" Dieß ſprechend, faßte er Kätchens Hand, drückte ſie voll Innbrunſt, und blickte forſchend in ihr blaues Augenpaar. „Wie ihr doch fragen möget, Herr Ritter! ſteht nicht die Herberge zum Felſen jedem rechtlichen Gaſte offen? warum ſollte euer Beſuch uns nicht werth ſeyn, um ſo mehr, da ihr euch ſo trefflich auf Saitenſpiel und Geſang verſtehet." „Ihr beſchämt mich, meine Wertheſte, meine Kunſt iſt nicht viel, aber ich liebe ſie ſehr und hoffe, ſie in eurer Geſellſchaft wieder oft zu üben, denn auch ihr ſeyd derſelben hold, und darum wird ſie mir in Zukunft noch unendlich werther ſeyn." Während Hugo ſo ſprach, hatte er Kätchens Hand in der ſeinigen gehalten, ohne daß das Mädchen Miene machte, ſie zurückzuziehen.

Indeſſen hatte der Knecht des Hauſes die Pferde vorgeführt, der Kaplan ſaß ſchon im Sattel, während Hugo noch ſo vieles mit Kätchen zu ſprechen hatte und doch nicht zum Sprechen kommen konnte, denn ſeine Augen ruheten unverwandt auf ihrem Engelsblicke. Erſt durch das freudige Stampfen

ſeines Roſſes, das ihn zum Abſchiede mahnte, wurde die ſtille Scene geſtört. „Darf ich das Gaſtrecht wagen, werthe Jungfrau?“ ſprach Hugo jezt mit halbvernehmbarer Stimme zu Kätchen. Sie ſchwieg, aber er las die Antwort in ihren liebevollen Augen; beſcheiden bückte er ſich zu ihr nieder, ein Kuß brannte auf ihren korallenrothen Lippen und Kätchen widerſtrebte nicht, doch wurde ſie roth vor holder Schaam im ganzen Geſichte. „Das war das erſte Mal in meinem Leben, Herr Ritter,“ liſpelte das Mädchen mit etwas verlegener Stimme. „Ihr werdet euch doch nicht beleidigt fühlen meine Weitheſte?“ — ſprach Hugo — „ich weiß, was ich gebe und wem ich es gebe.“ „Wie möget ihr nur ſo ſprechen, Herr Ritter; ſo war es nicht gemeint; und ich weiß ja wohl,“ — ſezte ſie lächelnd hinzu — „daß die Sänger gerne ihren Sold ſich ſelbſt nehmen und ihn auch verdienen.“ „Ach,“ — tönte, während Kätchen noch ſprach, des Felſenwirths Stimme vom Fenſter herab — „bei euch Herrn heißt es auch: früh geſattelt und ſpät geritten; in der Zeit hätten wir noch Eins trinken können; jedoch Nichts für ungut, meine Herrn!“ Kätchen hörte des Vaters Stimme; „lebet wohl, Vater Bernhard!“ rief ſie eilig und reichte ihre Linke dem Kaplan, während ſie mit der Rechten Hugo's heißen Händedruck erwiederte und ſich ihm ſanft entwand, „Gott möge mit euch ſein, ihr werthen Gäſte: kehrt bald wieder, und auch ihr, Herr Ritter!“ Mit Nachdruck ſprach ſie die lezten Worte und ihr Auge begegnete Hugo's liebeglühendem Blicke. „Lebet wohl, holde Jungfrau“

rief Hugo; noch einmal drückte er feurig Kätchens Hand und ſchwang ſich auf ſein Roß, während dieſe in das Haus zurückging. „Viel Glück auf den Weg,“ rief noch einmal der Felſenwirth: Der Ritter erwiederte ſeinen Gruß, aber weit wohler that es ihm, als er noch einmal Kätchens Blicke begegnete, die ans Fenſter getreten war, um den ſcheidenden Gäſten nachzuſehen. Mit freudeglänzendem Auge winkte Hugo der lieblichen Jungfrau noch einmal ein Lebewohl zu und es wurde erwiedert durch ein freundliches Kopfnicken. Hierauf gab Hugo ſeinem Roße die Sporen und ſchnell waren die beiden Reiter durch den Thorweg verſchwunden.

5.

Schon ziemlich weit war die Nacht hereingebrochen, als Ritter Hugo mit ſeinem Kaplane am Fuße des Krähenberges ankam. Das war dem geiſtlichen Herrn gar lieb, daß es jezt Berg auf ging, denn bisher war er nur wenig zu ruhigem Athem gekommen: ſo ſehr hatte des Ritters Roß dem ſeinigen durch muthigen Lauf zugeſprochen. Wohler war es dem Ritter von Hohenkrähen; ſein freudiger Muth war gleich dem Laufe ſeines feurigen Roßes. Bald antworteten ſeine beiden Doggen dem Rüdengebelle auf der Burg und froh empfingen die noch wachen Dienſtleute ihren lieben Herrn. Das war das erſte Mal nach langer Zeit, daß Hugo mit froher Stimmung ſich dem Schlafe in die Arme warf. Ein ſüßer Schlummer empfing ihn wieder, wie in den Tagen

ſeiner früheren, glücklichen Jugendzeit, und der Traumgott führte ihm wieder liebliche Bilder vor die Seele, während er ſeit lange nur Schreckengeſtalten zu erblicken gewohnt war.

Er ſchlief ein und da däuchte ihm, als wandle er an einer zarten Jungfrau Hand durch eine mit Blumen geſchmückte Au, hell erklang die Stimm der Vögel auf den blüthenreichen Bäumen und milde Frühlingslüfte umfächelten die Beiden, wie ſie in traulichem Geſpräche und ſüßem Koſen dahinwallten. Der Weg führte ſie auf eine liebliche Anhöhe, von der aus man Wieſen und Auen, von der Sonne beſtrahlt, in noch größerer Herrlichkeit erblickte. „Hier iſt gut ſein" ſprachen ſie zu einander „was wollen wir an dieſem himmliſchſchönen Orte dem Himmel geloben?" Kaum war das Wort ihren Lippen entflohen, als ſich mitten aus der blumigen Anhöhe ein hohes Kreuz erhob, an welchem das Bild des ſterbenden Erlöſers hing. „Das iſt das Herrlichſte, das iſt das Schönſte" — ſprach Hugo zu ſeiner Begleiterin — „komm', laß uns anbeten, in vereinter Andacht den am Kreuze, der uns und der ganzen Menſchheit Alles geworden iſt." Anbetend knieten ſie am Stamme des Kreuzes nieder und ihre Herzen weilten bei Dem, der das Heil der Sünder ward. „Ein Gott, Eine Liebe!" tönte es wie Geſang von den Lippen der betenden Jungfrau und Hugo erwachte aus dem wonnigen Traume; „Ein Gott, Eine Liebe" hallte es wieder im Herzen des Erwachenden. Von Neuem ſank Hugo in die Arme des Schlafes, aber dießmal

ſollte kein freundliches Traumbild ihm erſcheinen. Es kam ihm vor, als ſäße er in einer düſtern Kammer auf ſeinem Lager, an das ihn bisher eine langwierige Krankheit gekettet hatte. Da glaubte er zu fühlen wie ſeine Kräfte ſich nach und nach wieder erholten. Nun öffnete ſich die Thüre des Gemachs und eine liebliche Jungfrau in weißem Gewande, die in der Hand einen Kranz von weißen Roſen und Myrthen trug, trat zu ihm heran. „Dieß zu deiner Geneſung, geliebter Kranker," ſprach die Jungfrau mit ſanfter Stimme und legte den Kranz auf Hugo's Haupt. — — Auf dieſes öffnete ſich zum zweiten Male die Thüre, aber nur zur Hälfte, eine gräßliche Menſchengeſtalt grinzte herein, man nahm eine einzige ſchnelle Bewegung ihrer Arme wahr, ein Pfeil flog durch Hugo's Herz, die Jungfrau ſchlang ihre Arme um den Sinkenden und — Hugo erwachte. Noch ruhte ſein Arm auf der Stelle, wohin der Pfeil des Böſewichts geflogen war.

So ſehr auch der lezte Traum den Ritter erſchütterte, doch verlor ſich der ſchmerzliche Eindruck davon bald wieder bei ihm, denn mächtiger war die Freude und Wonne, welche das frühere Traumbild und die Erinnerung an den vergangenen Abend hervorgerufen hatte. Von nun an begann wieder ein ganz neues Leben auf Burg Krähen; Hugo ward ganz wieder der frohe, heitere Jüngling wie in frühern Zeiten. Ein neuer Stern war ihm aufgegangen in der Nacht ſeines Lebens, das er ſich auf immer als freudelos vorgeſtellt hatte. Und was war die Urſache

hievon? Es verging kaum eine Woche, daß ihn sein Rößlein nicht gen Engen trug, aber meistens ohne Begleitung des Kaplans, und nicht in das Klösterlein St. Wolfgang, zu seiner Muhme, der ehrwürdigen Frau Priorin Barbara von Homburg, sondern in die wohlbekannte Herberge zum Felsen, wo ihm zu bekannter Stunde an der Hausthüre ein liebliches Mädchen den Gruß zuwinkte. Köstlich mundete jedes mal dem Ritter der Wein an des Wirthes Tische, wenn Kätchen ihm den Becher zum Willkomm credenzte, aber noch köstlicher war ihm die süße Gabe, die er in mancher traulichen Stunde, wann sie allein beisammen waren, von ihren Purpurlippen stahl und Kätchen gerieth darum nie in langen Zank mit ihm, im Gegentheile ward sie oft nur ärgerlich darüber, wenn der Mutter unvermuthetes Hereintreten sie im zärtlichen Streite störte. Das entging Frau Marthen, der Felsenwirthin, freilich nicht; war sie doch eine Frau, die ob ihres Verstandes und ihrer Klugheit in ganz Engen und der Umgegend bekannt war. Sie merkte in ganz kurzer Zeit, daß der Ritter von Krähen ihrem lieben Kätchen nicht abhold war, und daß Kätchen auch ihn mit nichts weniger als gleichgültigen Augen anschaue; sie schwieg aber dazu und that, als merke sie es nicht, selbst ihr Eheherr, dem sie recht herzlich zugethan war, und vor dem sie sonst nie ein Geheimniß zu verbergen pflegte, erfuhr nicht das Mindeste von ihrer Vermuthung, denn in solcher Sache verstehen die Frauen das Schweigen, wenn es auch außerdem weniger die Haupttugend dieses

Geſchlechtes zu ſeyn pflegt. Auch verurſachte die Bemerkung, die ſie ſeit einiger Zeit gemacht hatte, der guten Mutter eben keinen ſo großen Verdruß: war ſie doch ſelbſt auch einmal jung geweſen und hatte gefühlt, daß im Herzen der Jungfrau dieſelben Gefühle wohnen, wie in der Bruſt des jugendlichen Mannes. Wäre dieß bei ihr nicht der Fall geweſen, ſo hieße ſie jezt nicht die geehrte Frau des angeſehenen Gaſtwirths Hans Bleibimhaus zum Felſen, und kein blühendes Töchterlein, wie Kätchen, ſtände ihr zur Seite. Zudem war Hugo, der Ritter von Hohenkrähen, auch einer von den Männern, die für die wackerſten des ganzen Höhgau galten. Alſo hielt Frau Martha die Sache für ganz natürlich und zürnte nicht darüber, verſchwieg es aber ihrem lieben Eheherrn, indem ſie dachte: „er mag wohl ſelbſt darauf kommen.“ Das geſchah auch nach kurzer Zeit.

Es war nämlich an einem der milderen Octobertage des Jahres 1512, daß Hugo wieder gen das ihm nun ſo liebgewordene Engen ritt. Er fand Kätchen dießmal allein zu Hauſe, indem ihre Eltern in das benachbarte Ehingen gegangen waren um dort an einer Herbſtfreude Theil zu nehmen. Kätchen war daheim geblieben, um das Hausweſen zu beſorgen, und zwar nicht ungerne, denn, wenn ſie wußte, daß ihre Eltern eine Freude genoßen, ſo freute ſie das mehr, als wenn ſie ſich ſelbſt einer ſolchen widmen durfte. Hugo traf das Mädchen an ihrer liebſten Beſchäftigung, dem Spinnrocken; ſie hatte dieſe Winterarbeit ſchon vor der gewöhnlichen Zeit begonnen, denn

ſie wollte ihre Eltern recht bald mit einem hübſchen Stücke Leinwand erfreuen. Hugo ſezte ſich neben Kätchen in den Lehnſtuhl, den der Felſenwirth als ein altes Familienerbſtück immer in Ehren gehalten hatte und der dem Ritter nach der Mühe des Weges immer der liebſte Ruheplatz war; er nahm auch dießmal, wie gewöhnlich, die Zither von der Wand und ſpielte, während Kätchen, ohne ſich in ihrem Geſchäfte ſtören zu laßen, ſeinen Geſang mit ihrer lieblichen Stimme begleitete:

„Was frag' ich nach der ganzen Welt,
Bin ja von freiem Blut;
Iſt Eine nur, die mir gefällt,
Mir immer hold und gut.
Sie iſt mir hold, ſie iſt mir gut,
Drum hab' ich immer frohen Muth.

Wenn Sie mir ſanft in's Auge blickt,
Wird mir ums Herz ſo wohl;
Ich weiß, von lauter Wonn' entzückt,
Nicht was ich ſprechen ſoll:
Ich blick' auch ihr in's Aug' hinein
Und ſage ſtill, wie treu ichs meyn.

Werd' ich mich dieſes Glückes freu'n
Stets ungetrübt von Schmerz,
Dann will ich ganz treu-eigen weih'n
Nur Ihr allein mein Herz;
Denn, bleibt ſie treu und eigen mir,
So bleib' auch ich treu-eigen ihr."

Als Hugo geendet, wiederholte er noch einmal die beiden lezten Zeilen des Liedes und blickte dabei forſchend in Kätchens blaues Auge. „Was bedeutet

dieſer Blick?“ fragte Kätchen mit zärtlicher Stimme. „Kätchen, geliebtes Mädchen“ — erwiederte Hugo, und ein tiefer Seufzer preßte ſich aus ſeiner Bruſt — „ich bin von Einer im Leben ſchrecklich getäuſcht worden, ach, wenn“ — — hier hielt er ſtille und verhüllte ſein Geſicht, um das Gefühl des Schmerzens zu verbergen, der ſich in Thränen Luft machen wollte. Kätchen konnte ſeine Worte leicht verſtehen, hatte er ihr ja doch ſchon längſt erzählt, wie ihm Treue mit Untreue gelohnt worden war, war doch Kätchen in manchen Stunden, wo ſein Schmerz wieder kehren wollte, ſeine Tröſterin geweſen, und zwar eine recht mitleidige Tröſterin, deren Mitleid innige Schweſterliebe und zuletzt mehr als Schweſterliebe geworden war. Allein, anſtatt eine Antwort zu geben, verſtummte Kätchen und verſank in ein ſtilles Nachdenken. „Kätchen“ — fuhr Hugo fort — „ich will deutlich ſprechen; willſt du mir das erſetzen, was ich verloren habe, willſt du mir mehr werden, als die treuloſe Verlorene, wollteſt du beßere Treue halten, als jene, deren Namen ich nur mit Schmerz und Kummer auszuſprechen vermag?“ Kätchen ſchwieg noch immer. „Mädchen,“ wiederholte Hugo noch einmal mit nachdrücklicher Stimme, „ich frage dich bei Allem, was heilig iſt, wird das Gefühl meines Herzens, das ich ſeit jener Zeit dir weihete, wo ich an der ganzen Welt verzweifeln mußte, wird dieſes Gefühl von dir ſo erwiedert, daß es mich zu beglücken fähig iſt? willſt du die Meinige werden?“ „Ich will, theuerſter Hugo,“ tönte es entſchieden und vernehmlich aus Kätchens

Munde, „wenn es Gottes, wenn es der Wille meiner geliebten Eltern ist, denen ich kindlichen Gehorsam schuldig bin.“ Während sie dieses sprach, ergriff sie Hugo's Hand und drückte sie voll zärtlicher Inbrunst an ihr Herz. „Treue will ich dir halten, Treue bis zum lezten Hauche, rief Hugo im Gefühle der höchsten Wonne, aber, ist dein Wort auch vor Gott gesprochen, meine Geliebte?“ „Es ist vor Gott gesprochen,“ erwiederte Kätchen voll Bedeutung. „Nun, so will ich nimmermehr von dir laßen“ — sprach Hugo jezt, indem er sein Haupt an ihre Brust senkte — „bei Dem, der über uns waltet und huldvoll auf Treuliebende herabsieht, sey es geschworen zu dieser Stunde. Aber, Kätchen, bei dem Ewigen, der über den Sternen thronet, bei ihm sey es auch geschworen: wenn ich wieder getäuscht würde, wenn auch du dein Wort je brechen solltest,“ — — hier hielt er inne und sank, schmerzerfüllt, in seinen Stuhl zurück. „Hugo“ sagte das Mädchen, die bisher seine Rechte noch immer in der ihrigen gehalten hatte, in zärtlichem Tone, Hugo, dieß zum Pfande meiner ewigen Treue!“ Bei diesen Worten reichte sie ihm eine Locke von ihrem dunkelbraunen Haare, die sie schon seit einiger Zeit in ihrem Busen verwahrt hatte; Hugo nahm das Geschenk mit vor Wonne bebender Hand und verbarg es, gleich einem Heiligthume, in seinem Busen. „Dank dir für dieses Unterpfand, theures Mädchen,“ — sprach er mit freudiger Stimme — „hier auf meinem Herzen soll es ruhen bis zum lezten Hauche.“ Zu gleicher Zeit zog Hugo eine seidene Schnur hervor, woran

ein goldenes Kreuz hing und reichte sie Kätchen mit den Worten dar: „Nimm dieß, meine Geliebte, ich beſitze nichts Koſtbareres; meine ſelige Mutter hing es noch um meinen Hals, als ſie bei meiner Geburt ihr Leben endete; ſeit jener verhängnißvollen Stunde iſt es nicht von meinem Herzen gekommen. Du biſt die Würdige, die es jezt tragen mag; ſo lange ich es an dir erblicke, ſoll es mir ein Beweis deiner Treue ſeyn.“ Ein Kuß von liebeglühenden Lippen war der Dank, den Kätchen ausſprach und von Stund' an trug ſie das Kreuz an ihrem Halſe.

Schon leuchtete die abendliche Sonne durch die gemalten Fenſterſcheiben der Herberge zum Felſen, und noch waren die beiden Liebenden in ihrem traulichen Geſpräche nicht zu Ende gekommen. „Jezt muß ich von dannen, liebes Kätchen“ — erinnerte Hugo — „es will Abend werden. Doch zuvor noch ein wichtiges Wort. Du beſtimmteſt mir Tag und Stunde, wann ich bei deinen Eltern um deine Hand werben ſolle, aber“ — ſezte er bedeutungsvoll hinzu — „da gilt es ein ernſtes Wort; darf ich dann auf ein freudiges, auf ein feſtes Wort bauen für Leben und Sterben?“ „Was ſoll dieſe Frage, Hugo? dieſe hätte ich nie, und jezt am allerwenigſten erwartet,“ verſezte Kätchen befremdet und reichte dem Ritter, anſtatt wie ſonſt ihr roſiges Mündlein, nur die Hand zum Abſchiede. Hugo ging und begegnete noch außen an der Thüre dem rüſtig die Treppe heraufſteigenden Felſenwirthe. Ohne ſich weiter aufhalten zu laßen, ſchwang er ſich auf das Roß und ritt ſeiner Burg zu.

6.

Wie ganz anders war dem Ritter auf ſeinem Heimritte dießmal zu Muthe! Sonſt war er fröhlich und heiter: heute empfingen ihn ſeine Diener mehr verſtimmt als wohlgelaunt. Mochte dieß die Folge des minder zärtlichen Abſchiedes von Kätchen oder Wirkung des entſcheidenden Geſpräches ſeyn, das er mit ſeiner Geliebten geführt hatte, wir laſſen das unentſchieden. Vielleicht war es die bange Ahnung, die mit einem Male Raum in Hugo's Herz gewann, die Ahnung nämlich, daß ſein bisher geträumtes Glück, wenn es darauf ankommen würde, daß es in Wirklichkeit geſezt werden ſollte, wohl eben ſo leicht wieder, wie das erſte Mal, in Nebel zerrinnen könnte.

Mehrere Tage brachte Hugo in dieſer Stimmung zu, da ließ er wieder ſein Rößlein ſatteln und ritt den wohlbekannten Weg gen Engen. Ach! er ahnete nicht, daß dieſer Tag ihm Gewißheit, traurige Gewißheit geben ſollte. Auch dießmal fand er Kätchen allein zu Hauſe, aber nicht froh und wohlgemuth, wie ſonſt, ging ſie ihm entgegen, kaum erwiederte ſie ſeinen liebevollen Gruß und wagte es nicht, ihre Augen aufzuſchlagen, denn ſie ſuchte es zu verbergen, daß in dieſer kurzen Zwiſchenzeit manche Thräne ihrem Auge entfloßen war. „Was iſt dir, geliebtes Kätchen?“ fragte Hugo, indem er ihr ſanft über die Stirne fuhr und bekümmert in ihre rothgeweinten Augen blickte, „was iſt dir, mein Mädchen? ich bitte dich, meine Gute, vertraue mir Alles an, hat dir Jemand ein Leides zugefügt, ich will es ihm“ — hier faßte er den

Griff ſeines Schwerdtes, — „ich will es ihm ſchwer vergelten.“ „Ach“ — ſeufzte Kätchen, — „das iſt es nicht,“ — während ſie aber dieſes ſprach, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen hervor und ſie verhüllte ihr Geſicht an Hugo's Buſen. Lange verſuchte Hugo vergebens, ihr die Urſache ihrer Thränen zu entlocken, endlich richtete ſie ſich empor, und aus gepreßter Bruſt kamen die Worte: „ach, Hugo, meine Eltern ſind unſerer Liebe, unſerer Verbindung entgegen.“ „Es iſt nicht möglich!“ — rief Hugo — „wenigſtens deine Mutter nicht.“ „Gerade dieſe am meiſten;“ erwiederte Kätchen in ſchmerzlichem Tone. Auf Hugo's Bitte erzählte ſie nun, was in der Zwiſchenzeit, ſeit er nicht mehr im Hauſe geweſen war, ſich ereignet hatte. Als nämlich Hugo an jenem Abende weggegangen war, bemerkte der Vater das goldene Kreuzchen, welches Kätchen von Hugo als Unterpfand ſeiner Liebe geſchenkt bekommen hatte. Sie verhehlte es ihm auf ſeine Frage nicht, von wem ſie es erhalten. Nach kurzem Forſchen hatte Hans Bleibimhaus das ganze Geſtändniß von der Liebe ſeiner Tochter heraus, denn Kätchen hatte bis dieſen Tag nie Etwas vor ihren Eltern verhehlt. Um ſeinem lieben Töchterchen nicht allzu wehe zu thun, ſprach der Felſenwirth für den Augenblick nicht weiter von der Sache, am andern Morgen erfuhr ſie aber aus dem Munde ihrer Mutter, was die Eltern von der Sache urtheilten und was ihr Wille ſey; ſie erfuhr das Allerſchmerzlichſte, daß ſie nämlich ihrer Liebe zu Ritter Hugo entſagen müße. „Ach“ — unterbrach hier

Hugo Kätchens Rede — „was iſt es denn, das unſere Liebe hindert, was ſteht unſerer Verbindung im Wege?“ „Gerade das ſchmerzt mich, — erwiederte Kätchen, — daß ich die Urſache davon nicht erfahren konnte.“ Hugo ſezte ſich wieder an den gewohnten Platz, man ſah, wie unruhig es in ſeinem Innern war; endlich brach er das Stillſchweigen, worein ihn ſein bedeutendes Nachdenken bisher verſezt hatte. „Kätchen, geliebtes Kätchen, darf ich feſt bauen auf deine Liebe, auf dein Wort, das du mir vor Gott gegeben haſt, auf das Pfand, das ich auf meinem Herzen trage?“ während er dieß ſprach, legte er ſeine Hand auf Kätchens Stirne, wie er gewohnt war, und blickte forſchend in ihr blaues Augenpaar. „Hugo, Hugo,“ antwortete Kätchen „meine Liebe, mein Wort, aber bedenke, der Wille meiner Eltern“ — „Ich werbe um dich,“ — unterbrach Hugo ihre Rede — „treu und frei, wie es einem Manne geziemt.“ Kaum hatte er noch das Wort geſprochen, als ſich die Thüre öffnete, und herein trat Hans Bleibimhaus an der Hand ſeiner ſtattlichen Hausfrau und hinter ihnen eine Geſtalt, dieſelbe, die Hugo einſt im Traume erblickt hatte, wie ſie einen tödtlichen Pfeil auf ſeine Bruſt abdrückte. Es war Carolo Murillo, der Maler und Schnitzer aus Welſchland. Der tückiſche Italiener-Kopf mit ſeinen kleinen, blinzenden Aeuglein ſaß auf einem Rumpfe, an den die Natur eben nicht viele Reize verſchwendet hatte. Die ganze widrige Figur wurde noch durch einen kleinen Höcker entſtellt, der ſeine Bruſt ungewöhnlich hervorhob. „Hier“ — ſprach

der Felſenwirth nach dem gewohnten Gruße, indem er ſeinen Gaſt zu Hugo hinführte — „hier, Herr Ritter, habe ich vorzuſtellen den hochberühmten Künſtler aus Welſchland, Herrn Carolo Murillo.“ „Ich kenne den Herrn ſchon“ — unterbrach Hugo die Rede des Wirthes — „aus einem Bilde,“ und wendete ſich dabei weg von dem widrigen Anblicke. „Aber,“ — fuhr er fort, — „heute habe ich ein wichtiges Wort mit euch zu ſprechen, Herr Hans, und möchte dieß gerne allein thun.“ Der Wirth winkte den Uebrigen; Martha und Kätchen, ſowie der Fremde entfernten ſich, der Leztere mit einem teufliſchen Blicke auf Hugo.

„Weiß ſchon, was euch am Herzen liegt, Herr Ritter“ ſprach der Wirth zum Felſen, als die Beiden allein waren — „mein Kätchen wird Mancherlei an euch geredet haben, was euch wohl zuwieder ſeyn mag, aber es bleibt unabänderlich dabei. Wohl weiß ich die Ehre zu ſchätzen, daß ihr meinem Töchterlein hold ſeyd, aber ſie iſt bereits für einen Andern beſtimmt, und der iſt Carolo Murillo, ein weitläufiger Anverwandter von mir aus Wälſchland, derſelbe, den ich euch ſo eben in Perſon vorgeſtellt habe. Er iſt angeſehen bei allen Einwohnern in der Stadt, abſonderlich ob ſeiner lezten Arbeit im Klöſterlein St. Wolfgang; der ſoll, ſo Gott will, mein Eidam werden.“ „Das iſt alſo euer feſter Wille, Herr Felſenwirth? nun, ich will euch nicht im Wege ſtehen, aber das möchte ich euch nur noch fragen: wißt ihr auch, ob euer Kätchen dieſem Manne von Herzen zugethan iſt?“ Das wird ſchon kommen, wenn es auch bis

jezt noch nicht der Fall seyn sollte; wenn sie nur Brod hat, das ist die Hauptsache, und das wird ihr wohl werden bei solch einem kunstfertigen Arbeite, wie Carolo Murillo; es bleibt dabei, mein Kätchen muß wollen, und wenn sie auch nicht wollte, so will es meine Martha und ich; — doch, Nichts für ungut, Herr Ritter wir bleiben deßwegen dennoch gute Freunde."

„Das habt ihr gesagt" — rief Hugo, und die Zornader schwoll ihm auf der Stirne — „ich wünsch' euch Glück zu dem neuen Schwiegersohne, aber bereuen sollt ihr noch, daß ihr dem Glücke eines redlichen Mannes in den Weg getreten seyd, eines Mannes, der euch zu ehren suchte; ihr sollt es bereuen, daß ihr eure wackere Tochter zum Opfer euers thörichten Eigensinnes gemacht habt. Nicht wegen ihres Verlustes will ich Rache nehmen, sondern darum, daß ihr zwei Liebende blos deßhalb trennet, um zu zeigen, daß ihr Alles über eure Tochter vermöget und euern Spießbürger-Ansichten treu bleiben wollet. Ihr habt an mir einen aufrichtigen Freund gehabt, ihr hättet einen liebenden Sohn an mir finden können, der das Leben für euch gelaßen hätte; nun aber sind wir quitt. Eure Freundschaft und euer Zutrauen zu erwiedern, will ich euch einladen auf die Burg des Ritters Hugo von Hohenkrähen; merkt euch die steile Felsenburg, wenn ihr gen Constanz oder Schaffhausen ziehet: Ritter Hugo hält gut Gastrecht."

Bedeutungsvoll wurden diese lezten Worte gesprochen und, ohne weiter zu reden, ging Hugo nach der Thüre und die Treppe hinunter, während der

Felsenwirth nachdenklich stehen blieb. Kaum war der Ritter an der Hausthüre angelangt, so hörte er leise seinen Namen hinter sich rufen. Es war Kätchen, die ihm nachfolgte. „Ist das auch Recht, Hugo, so fortzueilen ohne Abschied?“ — dieß sprechend hielt sie ihn zurück mit ihrer Linken, während sie mit der Rechten sanft über seine zornentbrannte Stirne fuhr. „Was ist geschehen, Hugo“ — rief sie forschend — „du bist doch nicht entzweit mit meinem Vater?“ „Entzweit, auf ewig.“ „Auch mit mir, Hugo?“ „Auch mit dir, wenn du dem thörichten Willen deiner Eltern folgst und deine Hand dem Wälschen reichst, ihm, an deßen Körper die Natur schon den Schild der inwendigen Verdorbenheit ausgehängt hat.“ „Von dem Allem weiß ich ja noch gar Nichts.“ „Du wirst es noch zeitig genug erfahren; aber, Kätchen, wenn du folgst, wenn du Das thust, dann hast du mich nie geliebt.“ „Hugo, ist das das Vertrauen, das ich um dich verdient habe?“ „Kätchen, ich entsage deiner Hand, wenn es seyn muß, aber, bei Gott, ich will dich auch in keines andern Mannes Armen sehen, so lange ich athme; wer will mir meine Liebe zu dir aus dem Herzen reißen?“ „Und wer mir die meinige? aber, Hugo, ich bin Tochter und muß meinen Eltern folgen: ihr Wille soll und muß auch der meinige seyn.“ „Also wirst du folgen, Mädchen? auch folgen, wenn sie dich an den Wälschen verhandeln?“ „Ich muß, Hugo, des Kindes Pflicht ist mir die höchste im Leben.“ „Meine Liebe ist dir also Nichts; Nichts das Wort, das du mir vor Gott gegeben, mir treueigen

zu seyn auf ewig?" „Ich habe dieß Wort vor Gott gegeben, wenn die Erfüllung desselben sein Wille und der Wille meiner Eltern war; aber" — „So sey denn glücklich in dem süßen Bewußtseyn, die Sclavin eines thörichten Willens gewesen zu seyn." „Ich bin es, in dem Bewußtseyn, der kindlichen Pflicht ein, wenn auch hartes, Opfer gebracht zu haben." „Sey glücklich in der Liebe eines Andern; aber möchtest du nie bereuen, daß du so an mir gehandelt hast: Du konntest mich retten und hast mich tiefer in die Nacht des Lebens hinabgestoßen. Nicht an Dir will ich mich rächen, sondern an Denen, die dich und deine Liebe hingeopfert haben. Lebe wohl!" Das waren Hugo's lezte Worte — bald blaß, bald flammenroth wurde sein Gesicht, während er dieß sprach, und wild rollten seine Augen. Hastig schwang er sich auf sein Roß. „Lebe wohl, Hugo" — rief Kätchen — indem sie des Zornentflammten Rechte noch einmal ergriff und an ihre Brust drückte — „lebe wohl, Hugo, Ein Gott, Eine Liebe!" „Auf ewig" — erwiederte Hugo, und drückte seinem Pferde die Sporen in die Seite. Noch lange sah Kätchen dem Scheidenden nach, aber nicht, wie in frohen Tagen. Sie ahnete, daß es das lezte Lebewohl war, das sie dem Ritter in diesem Leben bringe. Traurig kehrte sie endlich zurück in ihr Gemach und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Racherfüllten Herzens verließ Hugo die Stadt Engen; es tobte wieder in seinem Innern, wie in jener Stunde, wo ihn der Klausner des Bruderhauses

von der Rachеübung zurückhielt. Mit Schmerz gedachte er jezt der Worte des Waldbruders, die dieſer ſo bedeutungsvoll und doch vergeblich an ſein Herz geſprochen hatte, als er ihn, getröſtet in ſeinem Schmerze, wieder verließ. „Zum zweiten Male betrogen von dem elenden Menſchengeſchlechte, dem er, nach ſo bitterer Erfahrung, wieder vertraut hatte“ — dieſer Gedanke erfüllte ihn jezt mit einem unauslöſchlichen Grolle und Haße gegen die Menſchheit. Der Gedanke, daß er, einer der edelſten Ritter des Höhgau, einem hergelaufenen Wichte nachſtehen ſollte, ſteigerte ihn zur Rachſucht, und ſein ganzes Dichten und Trachten in den nun folgenden Tagen ging dahin, wie er dieſer Rachſucht ein recht genügendes Opfer bringen könne. Bald zeigte ſich auch, was Ritter Hugo in ſeinem Herzen ausgebrütet hatte.

7.

Es war an einem der lezten Octobertage, da ſaß der Felſenwirth von Engen in ſeinem Lehnſtuhle, neben ihm Frau Martha ſeine Hausfrau, und in kleiner Entfernung von beiden Kätchen, aber nicht mit froher Miene, wie ſonſt, ihre Spindel drehend, man ſah ihr vielmehr an, daß ſie ſeither nur wenige heitere Stunden zugebracht hatte und an ihren blaßen Wangen, die ſeither wie Roſen geblüht hatten, war deutlich zu erkennen, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Die Thüre wurde geöffnet und herein trat Carolo Murillo, der Wälſche; er grinzte Kätchen einen Gruß zu und ſezte ſich ſchmunzelnd

an ihre Seite, man ſah aber wohl an des Mädchens Blick und Grußerwiederung, daß Carolo's Beſuch kein angenehmer für ſie war.

„Nun, was meint ihr, Herr Tochtermann," begann der Felſenwirth, „wollen wir nicht morgen mit einander hinab gen Stein am Rhein? es iſt Jahrmarkt dort und ich habe einiges Vieh, das ich gerne verkaufen möchte; Jacob Bonrieder, Hans Eginger und Georg Kreßling, meine Nachbarn, haben ſich auch entſchloßen mitzugehen." „Stehe ganz zu Dienſten, werthgeſchäzter Herr Schwäher," — erwiederte Murillo mit wälſcher Freundlichkeit — „ich muß eben für morgen dann den Pinſel bei Seite legen." „Nun, alſo bleibt's dabei; morgen mit dem Früheſten wollen wir gehen, damit wir zeitig zu Markte ſind," ſezte Hans Bleibimhaus noch hinzu. „Hans, lieber Hans" — unterbrach den Redenden Frau Martha — „dießmal bin ich nicht ganz einverſtanden mit deinem Vorhaben: bleibe doch dießmal vom Markte weg; weißt du denn nicht, daß dich der Weg an der Krähenburg vorbeiführt? Haſt du vergeßen, daß Ritter Hugo dich auf einen Beſuch eingeladen? Glaube nur, der hat noch nicht vergeßen, was ihm von uns angethan wurde? Bleibe daheim, lieber Hans, ich bitte dich; du kannſt ja auf alle andern Märkte in der Umgegend, aber nur heute nicht nach Stein, es ahnet mir nichts Gutes." „Warum nicht gar" — lachte der Felſenwirth — „der auf Hohenkrähen ſoll mich nicht hindern an meinem Vorhaben, der hat's nicht ſo ernſtlich

gemeint: meine Stiere müßen weg, ſie ſind feiſt und das Futter gegenwärtig theuer." „Ach was, Stiere" — fuhr Martha fort — „an dir liegt mir mehr, als an dem Vieh; es iſt mir lieber, du bleibſt heute mit ihnen zu Hauſe." „Und es bleibt dabei" — fiel Hans haſtig ein — „heute bin ich Meiſter, ein anders Mal folg' ich dir" — mit dieſen Worten ſtand er vom Lehnſtuhle auf und machte zum erſten Male gegen ſeine Frau eine herriſche Miene. „Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen; komme was da will, ich bin unſchuldig, aber du wirſt es noch bereuen, lieber Hans" ſagte Martha in einem Tone voll Ergebung und ſchwieg.

Kaum graute der Morgen, ſo ſtand der Felſenwirth mit ſeinem Schwiegerſohne und ſeinen Nachbarn ſchon auf der Straße, die gegen Stein führt. Freudig blöckte der Trieb wohlgenährter Stiere vor ihnen her und neckte ſich gegenſeitig. Schon hatte die Marktgeſellſchaft das Dorf Mühlhauſen im Rücken; die Sonne war hervorgebrochen und beleuchtete die freundliche Landſchaft; vor Allem aber glänzten die Zinnen von Hohenkrähen, wovon ſie nur noch eine kurze Strecke entfernt waren, in den Strahlen der Morgenſonne. „Das iſt doch eine ſchöne Burg" — ſagte Jacob Vonrieder, und blieb eine Weile betrachtend ſtehen — „ſo ſteil und ſchroff wird man keine mehr finden im ganzen deutſchen Reiche, außer Twiel. Was meint ihr, Herr Nachbar Felſenwirth, da mag's gut wohnen ſeyn und die ganze Gegend ſich herrlich überſchauen laßen." „Deßen gelüſtet mich wenig" —

erwiederte Hans Bleibimhaus — „ich bin kein so großer Freund von Aussichten, ein Paar fette Stiere schaue ich mir lieber an; indeß meine ich, es sollte sich heute etwas machen laßen auf dem Markte; das Wetter macht sich recht hübsch und ist wenig fette Waare auf dem Wege, außer der unsrigen.“ Kaum hatte der Felsenwirth ausgesprochen, so ertönte auf einmal ein lautes Hallorufen, und in wenigen Augenblicken sah sich die Gesellschaft von einem Haufen Gewappneter zu Pferde umringt. Ehe noch an ein Entkommen zu denken war, wurden Hans und Murillo von kräftiger Hand festgehalten und eine wohlbekannte Stimme tönte dem Erstern ins Ohr. „Halt, Felsenwirth!“ — rief Hugo von Hohenkrähen, der jezt mit zurückgeschlagenem Helmsturze vor Hans dastand — „halt, oder du bist des Todes! Auf dich und deinen ehrenwerthen Schwiegersohn haben wir schon seit einigen Tagen gelauert.“ Lachend blickte er bei diesen Worten auf Murillo, den seine Knechte bereits geknebelt hatten. „Von deinen Stieren will ich Nichts, ich wollte nur Wort halten, und dich heimholen zu einem Besuche auf Krähen. „Ihr“ wandte sich Hugo zu den Andern — „mögt ungehindert mit eurem und des Felsenwirthes Vieh hin- und herziehen, und wenn ihr nach Engen kommt, richtet der Frau Wirthin einen Gruß aus und ich wollte ihre beiden Herren gut beherbergen, der Ritter von Hohenkrähen wiße Gastrecht zu halten.“ „Das ist fürwahr eine schlimme Sache,“ sagte Jacob Bonrieder im Weggehen vor sich hin — „Frau Martha wird ein übles Gesicht machen,

wenn wir ſtatt ihres Eheherrn und des Malers nur die Stiere heimbringen."

„O, hätte ich dießmal nur meiner Martha gefolgt, als ſie mich vor dem Krähenberge warnte" — ſo ſeufzte der Felſenwirth und folgte an der Seite ſeines Schwiegerſohns willig und mit gebundenen Händen dem Ritter und deßen Knechten auf die Burg. Der Weg geſchah ihm ſauer, bis ſie endlich die Höhe des Berges erreichten. Dort angekommen, wurde Hans Bleibimhaus in den Theil der Burg gebracht, der ſich gleich einem hohen, viereckigen Thurme über die andern erhebt und ſeinen Rieſenſchatten über die Dörfer Hauſen und Schlatt hinwirft. Durch drei unterirdiſche Gewölbe mußten ſie ſteigen, bis ſie an den Ort ihrer Beſtimmung gelangten. Es war dieß ein kleines Felſenloch, zu dem man faſt auf dem Bauche kriechen mußte, und dem nur eine kleine Oeffnung ſpärliche Helle verlieh. „Hier" — ſprach der Ritter von Kräben zu dem Felſenwirthe — „hier büße dafür, daß du einen wackern Rittersmann verſchmäht, und ihr, Herr Maler, harret hier, bis euer liebes Bräutlein euch zum Altare abholt." Er ſprachs und ließ das Gitter fallen, das die Gefangenen von jedem Aus- und Zugange abſchloß.

Bereits war die Nacht hereingebrochen und immer noch harrte Frau Martha mit ihrem Töchterlein vergebens des abweſenden Hausvaters. „Ach!" ſeufzte ſie, „wenn nur meine Ahnung nicht in Erfüllung gegangen iſt; was meinſt du, Kätchen?" „O, Mutter, laßet euer Sorgen," ſprach das Mädchen, „ihr wißt ja,

daß der Vater ſich unterwegs immer viel aufzuhalten und bei jedem ſeiner Bekannten einzukehren pflegt; zu dem iſt der Weg auch nicht kurz, und gewiß wird es nicht mehr lange anſtehen, ſo kommt er nach Hauſe.“ Sie ſprachen Beide noch mit einander, da klopfte es an der Thüre, und herein trat Jacob Bonrieder mit betrübter Miene. „Was iſt geſchehen? wo iſt mein Mann?“ rief Frau Martha, ohne den Nachbar zum Sprechen kommen zu laßen. „Traurige Botſchaft habe ich euch zu bringen,“ erwiederte Bonrieder, „der Schnapphahn auf Hohenkrähen hat uns überfallen und euern Mann und Schwiegerſohn gefangen auf ſeine Burg geſchleppt: nur eure Stiere bringe ich zurück.“ „Ach, hätteſt du mir gefolgt, Hans!“ — ſchrie Martha und ſank ohnmächtig auf den Stuhl zurück; Händeringen und Jammern war das Einzige, was ſie, nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, und was ihre Tochter im Augenblicke der Schreckensnachricht mit ihr thun konnte. „Getröſtet euch“ — unterbrach Jacob Bonrieder die Wehklagenden, „und gebt euch nicht allzuſehr in Verzweiflung hin, euerem Eheherrn wird nichts Böſes wiederfahren; ſoviel ich den Ritter von Krähen kenne, iſt er wohl ein bitziger, aber doch biederer Mann, ſonſt hätte er auch die Ochſen weggenommen und uns Andere nicht ungehindert des Weges ziehen laßen. Zu dem weiß man nicht, daß er ſich grauſam bewieſen hätte. Liebe Frau, laßet uns lieber Rath ſchaffen, wie wir den Euren bald Hilfe bringen. Ihr habt ja einen Schwager am Hofe des Kaiſers; gebt dieſem Kunde von der

Gefangennehmung eures Eheherrn; der mag dann die Sache vortragen, und glaubt nur, es wird euch frommen, denn er iſt wohl gelitten bei ſeinem gnädigſten Herrn und Gebieter. Gerne will ich ein Brieflein ſchreiben, ſorget ihr nur dafür, daß es bald an Ort und Stelle kommt: der Kaiſer iſt dermalen zu Ulm; in drei Tagen mag der Bote wohl dorten ſeyn."

Schnell hatte Kätchen Pergament und Tinte herbeigeholt, und Jacob Bonrieder ſchrieb nun im Namen der Felſenwirthin folgendes Brieflein: „Werthgeſchäzter Herr Schwager! Ich bin dermalen in großer Noth, denn mein lieber Eheherr, Hans Bleibimhaus, liegt auf Hohenkrähen gefangen; Ihr vermöget viel bei dem Kaiſer Eurem Herrn, darum ſchaffet ſchnell Hilfe und befreiet mich alsbald von meinem Kummer. Es grüßt Euch herzlich Eure Leid tragende Schwägerin." Selbſtgefällig lächelte Bonrieder, als er das Brieflein, das er geſchrieben hatte, anblickte, denn Briefe ſchreiben war damals noch eine ſeltene Kunſt unter den Laien, Bonrieder aber war in ſeiner Jugend oft zu den Franziscanern nach Engen gekommen und hatte bei dieſen mit vielem Fleiß und Mühe das Schreiben erlernt.

Mit dem Frühеſten ſandte Frau Martha einen Knecht gen Ulm, und dieſer brachte nach wenigen Tagen das Brieflein und die nähere Kunde von des Felſenwirths Gefangennehmung zu deßen Bruder, genannt Lorenz von der Roſen, der des Kaiſers Barbier und zugleich luſtiger Rath war. Aufs Aeußerſte ward Lorenz über dieſe Nachricht entſezt,

aber er brachte die Zeit nicht mit eitlem Jammern und Klagen hin, ſondern dachte ernſtlich darüber nach, wie die Sache dem Kaiſer auf die zweckmäßigſte Art vorzutragen wäre.

8.

Es war an einem trüben Novembermorgen, da ſaß Kaiſer Maximilian der Erſte zu Ulm in der Herberge zum ſchwarzen Ochſen, wo er gewöhnlich zu wohnen pflegte, wann er in dieſe Stadt kam, denn er liebte dieſes Haus beſonders, wegen ſeiner ſchönen Lage an der Donau. Er wartete eben auf ſeinen Barbier, der ſich ſonſt um dieſe Stunde einzufinden pflegte, heute aber ungewöhnlich lange ausblieb. Endlich erſchien Lorenz von der Roſen in des Kaiſers Zimmer. „Wo bleibſt du heute ſo lange?“ rief Maximilian dem Eintretenden entgegen. „Möge Eure Majeſtät mir allergnädigſt verzeihen,“ erwiederte Lorenz, „ich habe dieſe Nacht gar wenig geſchlafen;“ und nun ſchickte er ſich an, den Kaiſer zu raſiren. „Was machſt du denn für ein ſaures Geſicht?“ — wandte ſich der Kaiſer weiter zu Lorenz, der ihm eben das Barttuch umlegte — „du kommſt mir ſo trübſelig vor, wie der heutige Novembermorgen, der mir mit ſeinem Nebel die ganze Ausſicht auf die Donau genommen hat. Sonſt warſt du immer ſo froh und luſtig, heute aber gefällſt du mir gar nicht mit deiner Armenſünder-Miene.“

L. Ach, gnädigſter Herr und Kaiſer, heute iſt mir auch gar nicht lächerlich zu Muthe, und ich

glaube, auch Eure Majestät wäre nicht gar zu Lustigkeit gestimmt, wenn ich erzählte, was mir geschehen ist.

M. Geht es denn mich an, was dich so traurig macht?

L. Nicht gerade zunächst Eure Majestät, aber doch mitunter auch.

M. Also doch auch? Ist dir etwa Jemand Liebes gestorben, oder hast du sonst eine böse Nachricht erhalten?

L. Der bösen Nachricht nur allzuviel. Es ist doch gar zu arg, wenn man nicht mehr ruhig seine Straße ziehen kann, wenn ehrliche Bürger unversehens von Schnapphähnen niedergeworfen werden.

M. Wem ist denn solche Unbill widerfahren?

L. Meinem Bruder, dem Felsenwirthe zu Engen im Höhgau.

M. Das sey ferne! Habe ich nicht erst kürzlich ein Gebot ergehen laßen, daß Frieden seyn solle allenthalben im Reiche, und kein Ritter mehr solche Heckenreiterei treibe?

L. Ja, wenn Euer Gebot nur auch gehalten würde; daß dem aber nicht so ist, das hat mein armer Bruder leider erfahren müßen; der Ritter von Hohenkrähen hat ihn meuchlings auf seine Burg geschleppt, so daß sein Weib und Kind sich fast zu Tode grämen.

M. Bei meiner Krone, wenn das Wahrheit ist, das soll schwer geahndet werden und alle Welt soll sehen, daß Maximilian noch Kaiser und Oberhaupt

im Reiche iſt. In wenigen Tagen, Lorenz, ſoll dein Bruder frei ſeyn; darauf gebe ich dir mein kaiſerliches Wort.

Dankend verließ Lorenz von der Roſen den Kaiſer und ging freudiger heim, als er gekommen war. Gleich darauf ließ der Kaiſer durch einen Edelknaben ſeinen Feldhauptmann, Georg von Frondsberg, zu ſich beſcheiden, um ſich mit ihm über den geſchehenen Reichsfriedensbruch zu berathen. Schnell folgte Frondsberg dem Befehle des Kaiſers. Eine Heldengeſtalt, die gewöhnliche Größe eines Mannes überragend, erſchien; hoch und furchenlos war ſeine Stirne, dunkel und feuerſprühend ſein Augenpaar, ein kleiner Stutzbart zog ſich über den Mund; die gebogene Naſe, die bräunlich gerötheten Wangen, ſo wie das geſcheitelte, auf Nacken und Schulter niederwallende Haupthaar von glänzend brauner Farbe, — das Alles bildete einen Kopf, den wir den Heldenköpfen aus der griechiſchen und römiſchen Zeit vergleichen können. Wie das Aeußere des Mannes gediegen und Ehrfurcht gebietend erſchien, ſo war es noch vielmehr ſein Inneres. „Mein lieber Frondsberg“ — redete Maximilian ihn an, nachdem er ihm traulich die Hand zum Gruße geboten hatte, — „ich habe euch rufen laßen ob wichtiger Urſachen, ihr ſollt meine beleidigte Majeſtät rächen.“ „Wer wagt es, Eure Majeſtät zu beleidigen, während Georg von Frondsberg in Eurer Nähe wacht?“ fiel der Feldhauptmann raſch ein, und dabei funkelten ſeine Augen und ſeine Hand fuhr unwillkührlich an den Griff des Schwerdtes.

„Meine Befehle werden als Nichts geachtet im Reiche," — fuhr der Kaiser fort — „der Frieden, den ich geſtiftet habe, iſt gebrochen, die Ritter lagern wieder an den Straßen, daß Niemand handeln und wandeln kann; ſo hat eben wieder, wie ich vernommen habe, der Ritter von Hohenkrähen den Frieden gebrochen. Aber, bei meiner Krone, ich will das Krähenneſt ausnehmen und den Räuber züchtigen. Mit dem Schwerdte will ich jezt in blutigen Zügen meine Befehle ſchreiben, daß ſie beſſer gehalten werden, als bisher, und ihr, mein lieber Frondsberg, ſollt jezt mein ſtarker Arm ſeyn. Alsbald ſollt ihr die Leute des ſchwäbiſchen Bundes aufbieten, mit unbeſchränkter Vollmacht gen Hohenkrähen ziehen und mir bald die Kunde bringen, daß ihr das Felſenneſt genommen und niedergerißen habt." „Wie mein Herr und gnädiger Kaiſer befiehlt, ſo ſoll es geſchehen" — entgegnete Frondsberg — „denn Euer Wille iſt mir heilig als einem getreuen Diener." „So eilet, mein lieber Feldhauptmann, denn ein unſchuldiger Mann ſchmachtet in des Krähers Burgverließ, ein Mann, der mir werth iſt um ſeines Bruders willen; eilet, und bringet Troſt einer unglücklichen Frau und Tochter, der Himmel wolle eurem Vorhaben günſtig ſeyn!"

Georg von Frondsberg verließ den Kaiſer und ſandte ohne Zögern Boten an die Glieder des ſchwäbiſchen Bundes und an einige Reichsſtädte. Nach vier Tagen ſtanden 8000 Mann auf den Beinen, auch wurden zehn große Stücke herbeigeführt, dar-

unter waren der Scharfmetz und die Sängerin, der Turnträzel, Herzog Sigmund und das Kätterlein. Dazu ſandten die von Augsburg noch zwei andere, die am Laufe 18 Werkſchuhe lang waren, ſowie etliche Büchſenmeiſter zu ihrer Bedienung. Auch die Schweizer erboten ſich zur Hülfe gegen Kräben, denn dieſe Burg, ſo wie Twiel und einige andere waren ihnen immer ein Dorn im Auge geweſen. So gerüſtet, zog Frondsberg um die Mitte des Novembers gegen Hohenkräben aus. Ritter Hugo hatte bereits vernommen, was ihm bevorſtand, und ſich auf jeden Angriff vorbereitet; auf mehrere Monate hatte er Lebensmittel in ſeine Burg zuſammenbringen laſſen.

Eines Tages, als die Sonne ſich ſchon zum Untergange neigte, ertönte mit einem Male das Horn des Thurmwächters von dem Thore herab und ein Diener trat haſtig in das Wohngemach des Ritters, mit der Nachricht: „daß ein ſtarkes Heer im Anzuge gegen die Burg ſey und ſchon die Straße von Ehingen hinter ſich habe.“ Mehr freudig, als unangenehm überraſcht ſtand Hugo auf und eilte auf die Felſenplatte der Burg. „Das iſt der Frondsberger!“ — rief er kriegsluſtig, als er an der Spitze des herannahenden Heeres einen hohen und ſchlanken Ritterſmann erblickte, von deſſen Helm herab drei weiße und zwei rothe Schwungfedern nickten, die bis zur Rückenhälfte herabreichten. „Das iſt Freude und Ruhm für mich, mich mit einem ſolchen wackern Kriegsmanne zu meßen!“ „Das wohl,“ — verſezte der Kaplan, der zu ſeiner Seite ſtand, — „aber,

gnädiger Herr, ſchauet doch auch hinab auf die vielen Helme, die wie ein Feuer das Thal durchſtrahlen; es mag wohl ein ehrenvoller, aber gewiß auch ein harter Strauß werden." „Das ſind die Herrn vom Schwabenbunde," verſezte Hugo, „ſie haben ſich darum ſo ſchnell verſammelt, weil es galt, einen ihrer Brüder zu befehden. Doch, ſo wahr mir Gott helfe, dieſe Dienſtfertigkeit ſoll Mancher von ihnen mit ſeinem Leben büßen." „Herr, welchen von euern Waffenfreunden der Nachbarſchaft ſoll ich beſenden?" fiel der Burgvogt ein, „etwa den Friedinger, oder den Homberger, oder den von Stoffeln?" „Ich bedarf keiner fremden Hülfe," erwiederte Hugo, „der über uns und mein Fels mögen mich ſchützen, ſorge nur, daß alle meine Mannen ſich zum Kampfe bereit halten, denn es wird wohl bald losgehen. Jene Seite der Burg gegen den Vorhof, die am leichteſten zu beſteigen iſt, laß doppelt beſetzen: nur von dort her, wenn irgendwo, können wir gefährdet werden. Die Bewohner des Vorhofs ſollen ſich ſammt ihrer Habe auf der Burg ſammeln. Speiſung haben wir genug auf Monate hinaus; darum laß das untere und obere Thor ſchließen und durch die Handwerksleute, die wir hier haben, mit Felsſtücken verrammeln." Dieſe und andere Befehle ertheilte Hugo dem Burgvogte. Eben wollte er mit den Uebrigen die Felſenplatte verlaßen, als einer der Burgleute eilig herbeigelaufen kam. „Gnädiger Herr," rief dieſer, „ein Ritter iſt am untern Thore angelangt; er hat drei Räbulein Knechte bei ſich und begehrt

Einlaß. Er erklärte, daß er nur vor euch das Visir öffnen welle, auch seine Leute haben die Feldzeichen verhüllt, sie kommen aber, wie sie sagen, um euch in der euch drohenden Gefahr Hilfe zu leisten." „Deren bedarf und begehre ich von Fremden nicht," erklärte Hugo wiederholt. „Gnädiger Herr," bat der Kaplan, „nehmet an, was man euch bietet, es mag euch wohl frommen; und um unser Aller willen bitte ich, verschmähet die Hilfe nicht." Sie gingen die Felsenplatte hinab, und auf Hugo's Erlaubniß wurde der fremde Ritter eingelaßen. Ein schlanker Rittersmann mit herabgelaßenem Helmsturze erschien vor Hugo; er nahete mit kräftigem Tritte dem Ritter von Kräben, bot ihm die Rechte zum Handschlage und öffnete mit der Linken das Visir. „Mein Gott, der Klingenberger!" schrie Hugo, als er die wohlbekannten Züge seines Todfeindes erblickte; „weg aus meinen Augen!" Er zog die schon dargebotene Rechte wieder zurück und wandte sein Gesicht ab, auf dem Flammenröthe und Todesbläße mit einander wechselten.

„Herr Ritter von Kräben," begann Heinrich von Klingenberg in sanftem Tone, „ich war euer Todfeind; jezt bin ich euer Freund in der Noth. Ich habe erfahren und von meiner Burg selbst gesehen, wie ein Heer gegen euch heranziehet, um euch zu verderben: das hat mein Herz ergriffen, und darum habe ich alle meine streitbaren Mannen zu eurer Hilfe versammelt. Verschmähet nicht, was ich euch biete, und laßt mich meine Schuld gegen euch durch das Bewußtseyn büßen, euch in großer Noth geholfen

zu haben. Ich habe euch das, was euch das Theuerſte im Leben war, entrißen, aber, ich darf ſagen, es war nicht allein meine Schuld. Laßt mich nun das Beſte, was ich bieten kann, mein Herzblut, eurem Dienſte weihen." Bei dieſen Worten faßte der Ritter von Klingenberg Hugo's Hand und drückte ſie innig an ſeine Bruſt. „Ritter, Waffengenoße," fuhr er fort, „ich weiß, für euch ſchlägt kein treues Herz mehr unter dem falſchen Geſchlechte, aber hier, in meiner Bruſt, ſchlägt ein treues Freundesherz für euch, bis zum Tode. Könnt ihr mir meine ſchwere Schuld verzeihen? ich habe ſie oft im Innern bitter bereut." Eine lange Pauſe trat ein; unwillkührlich ließ Hugo ſeine Hand in der des Klingenbergers, man ſah, daß ein heftiger Kampf in ſeinem Innern tobte. Das Beſſere gewann den Sieg. „Ich verzeihe dir, Bruder, du biſt es werth; aber ſey mir fortan treuer, als jene Ungetreue, und halte beſſer Wort als die Meineidige!" Beide Freunde hielten ſich lange umarmt. „Ich will Wort halten," ſprach Heinrich von Klingenberg voll Bedeutung, „führ' es zum Leben oder zum Sterben." Mit Wonne in den Blicken ſchauten die Umſtehenden auf das Ritterpaar. „Dank dir, gütiger Gott," ſprach der Kaplan mit gen Himmel gewendetem Blicke, „Dank dir, daß du es ſo wohl gemacht und die Herzen zweier Todfeinde wieder gelenkt haſt wie Waßerbäche; mögeſt du, ſo es deiner Weisheit gefällt, Alles zu einem glücklichen Ende führen."

Der Ritter von Klingenberg begab ſich nun mit

seinen Leuten in das Innere der Burg. „Eine Bitte noch, mein Bruder," sprach er zu Hugo, „die mußt du mir gewähren; ordne du das Nöthige im Innern der Burg an, und laß mich mit meinen und deinen Mannen auf den Mauern unsern Platz nehmen, um hier die Feinde zu empfangen; vertraue mir den Befehl über die Streiter auf den Zinnen." „Es sey so," sprach Hugo, „wem könnte ich ihn auch besser anvertrauen als dir, dem Reuigen und von Gott gesandten Helfer in der Noth."

9.

Noch sprachen die Beiden mit einander, da ertönte mit einem Male ein Trompetenstoß vor dem Thore des Vorhofes. Die Ritter eilten hinaus auf die Warte; ein Herold mit dem kaiserlichen Wappen und Feldzeichen stand vor dem Thore. „An den Ritter von Hohenkräben geht mein Wort und Auftrag;" begann der Herold seine Rede. „Hier ist er!" rief Hugo von der Warte herab. „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers," — fuhr der Herold fort — „läßt euch sein Feldhauptmann, Georg von Frondsberg, mein gnädiger Herr, der am Fuße eurer Burg mit starker Macht steht, entbieten, daß ihr ihm die Thore öffnet und die Gefangenen herausgebt, die ihr wider alles Recht niedergeworfen habt und in Feßeln haltet. Wo ihr aber nicht gehorcht, so wißet, daß Georg von Frondsberg nicht umsonst 8000 Mann hieher geführt, und daß ihr so wenig, als irgend eine andere feindliche Macht, ihm wiederstehen könnet."

„Sage meinen Gruß deinem Feldhauptmann, den ich hoch verehre“ — entgegnete Hugo — „und ich wolle die Gefangenen herausgeben gegen ein angemeßenes Löſegeld, aber meine Burg öffne ich Niemanden, und käme ſelbſt Seine Kaiſerliche Majeſtät in eigener Perſon als Feind vor dieſelbe.“ „Und,“ — ſezte Heinrich von Klingenberg hinzu — „ſage deinem Herrn, daß wir ihn erwarten vor dieſer Burg und ihn begrüßen wollen, wie es ſolch ehrnwerthem und hochberühmten Feldherrn geziemt.“ Der Herold wandte ſich und ritt mit dieſem Auftrage zu den Seinigen zurück.

Zwiſchen Hohenkrähen und dem Mägdberge liegt ein eirunder Hügel von ziemlicher Höhe, ganz geeignet, um das ſchwere Geſchütz von dort aus gegen die Burg ſpielen zu laßen. Dieſen Punkt hatte Frondsberg erwählt, um ſeinen Angriffsplan ins Werk zu ſetzen. Eine Schanze wurde auf der Anhöhe aufgeworfen und die Geſchütze dahin gebracht, deren Verderben bringende Schlünde gegen Krähen gerichtet wurden. Es war am 19. November, früh Morgens, noch nicht hatte die Königin des Tages mit ihrer Röthe, der Vorbotin ihrer Ankunft, das Firmament gegen den See hin geſchmückt, als ſchon des Frondsbergers Geſchütz von der Anhöhe gegen die ſteile Krähenburg hinaufdonnerte. Mit heller und kräftiger Stimme ſang die „Sängerin“ ihr Tageslied, ſie ward begleitet von dem nicht minder kräftigen Tone des „Kätterleins“ und dem erſchütternden Brummbaß des „Herzog Sigmund;“ den Chor brüllten der

„Scharfmetz" mit ſeinem Geſpielen, dem rüſtigen „Turnträzel" und dem übrigen Gefolge. Es war eine furchtbare Muſik für die Bewohner der Burg, aber ſie blieb nicht unerwiedert. Auch ihre Feldſchlangen ſchwirrten von der Höhe herab und krenzten verderblich unter dem feindlichen Kriegsvolke auf der Schanze. Ununterbrochen ließ der Frondsberger die Geſchütze gegen die Pfiſterey der Burg ſpielen. Dieſe ſchützten ihre feſte Wohnung mit aller Kraft; alles Geſchütz, das ſie hatten, wurde auf den bedrohten Punkt zuſammengebracht, aber es frommte nur wenig gegen die Rieſenmacht der Feinde.

Als die Sonne in vollem Glanze über dem Gelände des Höhgau ſtand, war die Pfiſterey ſchon ſo zerſchoßen, daß alles Mehl und der ganze übrige Vorrath, theils zu den Fenſtern herausſtob, theils vom Feuer verzehrt wurde und die Ritter in der Burg mußten mit Schmerz ſehen, wie trez all ihrer Anſtrengung dieß Gebäude mit fürchterlichem Krachen zuſammenſtürzte. Doch, das brach den Muth der Belagerten nicht: hell leuchtete des Klingenbergers Helm in der fürchterlichen Flamme, die aus der zuſammengeſchoßenen Pfiſterey aufſchlug, aber noch heller ſtrahlte die Flamme auf ſeinem Antlitz und dem ſeiner Mannen, die jezt unverhüllt ihre Feldzeichen zur Schau trugen. Heinrich von Klingenberg verließ mit den Seinen den bisherigen Standpunkt, während Hugo und ſeine Leute ſich mit Löſchung der brennenden Gebäude beſchäftigten. Heinrich hatte bemerkt, daß Frondsberg ſeinem Geſchütze eine andere

Richtung hatte geben laßen; er zielte nämlich auf die höher gelegene Burg, die gleichsam an den Felsen angeklebt ist, darum stellte sich Heinrich jezt hieher hinter die Ringmauer und ließ seine Feldschlangen durch die Oeffnungen derselben ertönen. Frondsberg antwortete mit noch kräftigerer Stimme, aber dießmal vermochte seine Uebermacht nur wenig, denn, statt bis zu den Mauern, reichten die feindlichen Kugeln bloß bis an die Felsen, auf deren Spitzen jene in die Höhe ragten.

Für jede Kugel, die unten am Berge wieder gefunden und in das Lager gebracht wurde, bezahlte Georg von Frondsberg zwei Batzen — ein nicht unbedeutender Preiß in jener Zeit — und so geschah es, daß manche Kugel zwei bis dreimal abgeschoßen wurde. Je mehr aber Frondsberg von der Burg herab Widerstand fand, deßto ununterbrochener war seine Anstrengung. Beinahe zwei Tage lang waren die Geschütze in ununterbrochener Tätigkeit, und auf zehn Meilen in der Runde hörte man ihren Donner. Deßen ungeachtet wollten die auf der Burg noch von keiner Uebergabe wißen. Der feindliche Feldherr verließ daher seinen bisherigen Standpunkt, und ertheilte den Befehl zum Stürmen. Er gewann aber weiter Nichts, als den Vorhof der Veste auf der Seite gegen Mitternacht, da, wo sich in unsern Tagen die Wohnung eines Rebmanns befindet. Von hier aus wandte er sich gegen das erste Thor, der eigentlichen Burg, das er endlich mit ungeheurem Verluste gewann, denn der Klingen-

berger hatte es mit seinen Mannen besezt und zog sich erst zurück, als sein Häuflein bereits bis auf Wenige zusammengeschmolzen war; aber indem er dieß that, suchte er dem Feinde nur auf andere Art um so besser beizukommen. Er besezte nämlich den Haupteingang in die innere Burg mit den ihm noch übrig gebliebenen Leuten, so, daß er Mann an Mann auf der Ringmauer längs dem Thore dicht an einander stellte, und diese mit ihren Schilden eine zweite Mauer, die sich über der ersten erhob, zu bilden schienen. Schon seit dem Eindringen der Feinde war man beider Seits von dem groben Geschütze zu den Handgewehren und Armbrüsten geschritten; ein ununterbrochener Pfeil- und Kugelregen ergoß sich von der Mauer herab auf die Belagerer, und so oft sie anzustürmen versuchten, mußten sie mit großem Verluste wieder rückwärts weichen.

Während Heinrich von Klingenberg aber auf dem Burgthore stritt, beschäftigte sich Hugo mit mehreren Handwerksleuten unten an demselben. Ungeheure Felsblöcke wurden herbeigeschleppt und die Zugänge verrammelt, so daß dem Feinde alle Möglichkeit genommen war, ins Innere einzudringen. Hugo selbst legte bei dieser Arbeit Hand an, um die Seinigen zur möglichsten Anstrengung aufzumuntern; daneben blickte er oft aufwärts nach dem Thore, und sah, wie sein Waffenbruder sich so wacker wehrte, da mochte er wohl bei sich denken, daß er den Rechten sich zum Genoßen erwählt habe. „Freund“ — rief er hinauf — „bald sind wir hier unten fertig, dann

werde ich an deiner Seite kämpfen, denn fürwahr, es wird ein harter Strauß werden." „Immer noch nicht genug" — erwiederte Heinrich — „aber was meinst du? ich will mit meiner Büchse das Schwarze ſuchen, das könnte dem ganzen Handel mit Einem Male ein Ende machen; ich ſehe bei jedem Anlaufe der Feinde auf unſere Burg drei weiße und zwei rothe Federn: wenn ich nach dieſen zielte, gewiß, ich würde den Rechten treffen." „Das iſt der Frondsberger, mit den Federn," — rief Hugo — „nach den Federn magſt du zielen, aber nicht nach ihm ſelbſt; er iſt ein wackerer Ritter, und kein Zweiter, wie er, im Reiche." Kaum hatte Hugo geſprochen, ſo krachte des Klingenbergers Büchſe, und die Kugel riß dem Feldhauptmann Georg von Frondsberg ſeinen mit fünf Federn gezierten Hut vom Kopfe, ohne ihn ſelbſt nur im Mindeſten zu verletzen. „Ich habe dir gefolgt," rief Heinrich von der Mauer herab dem Ritter von Kräben zu, „den Hut hat es ihm genommen." „Jezt," — verſetzte Hugo — „jezt, mein lieber Genoße, mag es dir um den Kopf gehen; der Frondsberger iſt nicht der Mann, der ſich von Einem necken läßt." „Sey's darum!" rief Heinrich. Aber — Hugo hatte nicht ohne Grund dieß Wort geredet.

Voll Wuth und Ingrimm, wie bisher noch nie, drang Frondsberg mit bloßem Haupte jezt mit denjenigen ſeiner Landsknechte vorwärts, in deren Mitte er am gerüſten ſtritt, und die er auch zu dieſem Zuge mitgenommen hatte. „Wohlauf, meine Brüder," rief er, „haltet euch tapfer! Ihr habt Stand

gehalten im Venediger Lande, ihr habt nicht erzittert vor Padua; wer wollte ſich fürchten vor dieſem Raubneſte?! Schaffet, daß wir das Krähengeſchmeiß bald ausnehmen!“ Des Feldherrn Worte waren nicht umſonſt geſprochen; ſeine Mannen drangen bis vor das Thor. Deren auf der Mauer wurden immer weniger, und der Klingenberger war nur noch von einem winzigen Häuflein umgeben. „Ergebt euch auf Gnade und Ungnade!“ — rief Frondsberg zu Heinrich hinauf. „Mit Nichten;“ — erwiederte dieſer — „nur über meine Leiche ſollt ihr den Weg in die Burg finden.“ Während er dieß ſprach, lud er ſeine Büchſe ungewöhnlich ſtark; fürchterlich war der Knall, als er ſie abdrückte: das Geſchoß war zerſprungen und hatte ſeinen rechten Arm zerſchmettert. In demſelben Augenblicke traf ein Pfeil, den ein feindlicher Schütze abgeſchnellt hatte, ſeine linke Seite. „Es iſt aus mit uns!“ — rief Heinrich voll Schmerzgefühl ſeinen Genoßen zu — „bringt mich von der Mauer hinab.“ Während des Kampfes war die Nacht hereingebrochen und die Feinde zogen ſich auf den Vorhof zurück.

„Biſt du verſöhnt, mein Bruder?“ — ſprach Heinrich mit matter Stimme zu Hugo, nachdem ſie ihn in das Innere der Burg gebracht hatten. „Nur allzutreu haſt du dein Wort gehalten“ — erwiederte dieſer ſchmerzerfüllt, und verband ſelbſt Heinrichs Wunden, denn es fand ſich kein Sachkundiger unter den Leuten der Burg. „Laß es ſeyn, mein Bruder“ — bat der Klingenberger, und wehrte

Hugo an seiner Beschäftigung — „es war mein lezter, aber mein liebster Kampf, denn ich darf für dich sterben; sieh zu, daß du dich und das wehrlose Volk auf der Burg rettest, so lange es noch Zeit ist. Aber jezt noch eine Bitte, die darfst du mir nicht versagen: laß mich auf meiner Väter Burg bringen; dort will ich ruhen, und laß auf meinen Leichenstein die Worte hauen: „„Er hat seine Schuld gebüßt.““ Heinrich wurde sichtbar matter; die Wunde an seinem Arme hatte sich zu stark verblutet und der Pfeil hatte edle Theile verlezt. „Lebe wohl, Hugo! und sende auch in meinem Namen ein Lebewohl meinen Brüdern und meinem Weibe nach Twiel!“ Das waren Heinrichs lezte Worte; er verschied in Hugos Armen.

Der Ritter von Krähen folgte, wiewohl ungerne dem Rathe seines Waffenbruders. Er sammelte alle seine noch übrig gebliebenen Mannen in der Nacht um sich und berieth sich mit ihnen über die Flucht. Es ward kein anderes Mittel gefunden, als daß sich Alle nach einander an einem Seile über die Mauer hinabließen. Zunächst unter dieser befand sich ein schmaler Pfad; diesen kletterten sie mit Hülfe von Fußeisen hinunter und gelangten so auf die Straße gen Mühlhausen, ohne daß es die feindlichen Wachen im Vorhofe merkten. Dasselbe wollte hinter den Uebrigen auch der Müller der Burg versuchen, aber weil er schweren Leibes war und das Klettern und Steigen nicht genugsam verstand, so glitt er an dem steilen Felsen aus und brach den Hals. Ein Landsknecht

aus dem Lager ſtieß ſpäter auf ſeinen Leichnam und fand fünfzehn Gulden in ſeiner Taſche. Auf der Burg war Niemand mehr zurückgeblieben, außer die Wenigen übrig gebliebenen Mannen des Ritters von Klingenberg, die deßen irdiſche Hülle nach Hohentwiel bringen mußten und deßhalb freien Abzug von dem feindlichen Feldherrn erhielten.

10.

„So muß ich alſo dich verlaßen, Burg meiner Väter!“ ſeufzte Hugo, als er mit ſeinen Leuten unferne Mühlhauſen ſtand und auf ſein Schloß zurückblickte. „Wohin nun mich wenden?“ Alle ſeine Umgebungen hatten ſo viel aus der Burg mitgenommen, daß ihr Unterhalt ziemlich lange geſichert war; Hugo allein hatte daran nicht gedacht. Alle die Andern hatten Hände zum Arbeiten; Hugo verſtand nur das Schwerdt zu führen. „Lebet wohl, ihr, die ich unglücklich gemacht, ihr ſeyd gleichwohl glücklicher als ich: lebe wohl, Haus meiner Väter, nie werde ich in deiner Gruft ruhen, ich Unglückſeligſter, den du je unter deinem Dache ernährteſt.“ Schmerzvoll verhüllte er ſein Geſicht, wandte ſich weg aus der Mitte der Flüchtigen und ſtürzte hinaus in die öde Nacht.

Kaum graute der nächſte Morgen, ſo erſchienen die Feinde wieder vor den Thoren der Burg, aber Niemand zeigte ſich dießmal mehr auf der Ringmauer. Endlich kamen zwei Männer. „Die Burg iſt euer,“ — riefen ſie den Belagerern zu, — „ihr könnt ſie

ungestört in Besitz nehmen; aber sendet zuvor Leute, die das Thor von den Felsblöcken befreien, denn unser sind zu Wenige für diese Arbeit." Sogleich stiegen auf Frondsbergs Befehl einige Landsknechte auf Leitern die Mauer hinauf und schafften ganz ungehindert die Felsblöcke, womit die Belagerten die Zugänge verrammelt hatten, hinweg, denn außer wenigen Mannen, die im Hofraum um einen Leichnam herumstanden, war nirgends eine menschliche Seele zu sehen. „Ei, Schade, daß die Kräben uns ausgeflogen sind!" rief Frondsberg, als er mit den Seinigen durch das Thor zog und die verödete Burg sah. „Aber dieser da hat uns manchen braven Mann genommen" — sezte er hinzu, als man Heinrichs Leiche auf einer Tragbahre vorübertrug. „Laßt sie ungehindert ziehen," befahl er seinen Leuten, „er verdient ein ritterlich Begräbniß, denn er hat sich als wackerer Ritter gehalten."

Man zog nun in das Innere der Burg. Das Erste, was Frondsberg verfügte, war, daß er die Gefangenen aufsuchen ließ. Nur mit Mühe konnte man diesen Ort finden. Todtengestalten ähnlich sahen die Gefangenen, denn seit vierzehn Tagen ihrer Haft war ihnen nur Waßer und Brod gereicht worden und während der dreitägigen Belagerung hatten sie auch deßen entbehren müßen. Wie froh war Hans Bleibimhaus, der Felsenwirth, als sich das Fallgitter des Felsenloches erhob, und ihm samt seinem Gefärthen Erlösung angekündigt wurde. „Wie mag sich meine Martha freuen!" — sprach er beim Heraustreten —

„aber meine Geſtalt mag ihr wohl nicht zum Beſten gefallen“ ſezte er hinzu, indem er mit betrübter Miene ſeinen eingefallenen Leib betrachtete. „Aber ich will mich fürchterlich rächen an dem Schnapphahn von Krähen!“ knirſchte Murillo der Maler, als er ſich wieder unter freiem Himmel befand. „Das mag euch ſchwer werden“ — bemerkte Einer der Umſtehenden — „ſo ſchwer als uns, denn das ganze Neſt iſt ausgeflogen.“ „Sey's drum“ — erwiederte Murillo, — „er entgeht mir ſicher nicht, und ſollt ich ihn aufſuchen an den Enden der Erde, meiner Rache Opfer muß er werden!“ dabei that er einen fürchterlichen Schwur, vor dem ſelbſt die rohen Landsknechte zurückbebten. Beide wurden gen Engen geleitet. Nach Befreiung der Gefangenen überließ Georg von Frondsberg ſeinen Leuten die Burg zur Plünderung. Mundvorrath und Beute aller Art wurde in großer Menge gewonnen, und nun wurde, wie der Kaiſer es befohlen hatte, die Burg verbrannt und niedergerißen. In wenigen Tagen war Alles in einen Trümmerhaufen verwandelt, wie wir ihn jezt noch erblicken.

Ritter Hugo von Hohenkrähen wurde ſamt allen Flüchtlingen in die Reichsacht erklärt, ſo daß Jedermänniglich, der ihn träfe, wo es auch ſeyn möge, Gewalt und Vollmacht hätte, ihn niederzuſtoßen und ſeinen Leichnam den Thieren des Feldes oder den Vögeln des Himmels zum Fraße zu geben.

Während dieß Alles auf Hohenkrähen geſchah, ſaß auf ihrer Burg zu Twiel Adelheid, ſonſt von Friedingen, jezt die Gattin Heinrichs von Klingenberg,

und harrte des abweſenden Gemahls. Schon waren zwei Tage verfloßen, und noch hatte ſie keine Kunde von ihm erhalten. Oft ſah ſie mit trübem Blicke aus ihrem Gemache hinüber gen Krähen und hörte den Donner des Geſchützes auf beiden Seiten. Mit dem dritten Tage war es ſtiller geworden; nun vermuthete ſie, daß der Kampf ein Ende genommen, und hoffte, den Gemahl bald wieder wohlbehalten zu umarmen. Es war am Morgen des 21. November, da ſchaute ſie wieder hinab auf die Heerſtraße; ein Häuflein Mannen zog daher mit verhüllten Feldzeichen, vor ihnen ein Einſiedler mit hochragendem Kruzifixe in den Händen, und in der Mitte des Zuges eine wohlbekannte ritterliche Geſtalt auf einer Tragbahre ausgeſtreckt. „Jeſus Maria, mein Gemahl!“ ſchrie Adelheid, wie vom Donner gerührt, und eilte den Burgpfad hinab, den Kommenden entgegen. Gleich einer Wahnſinnigen fiel ſie über den Leichnam her und ſchlang ihre Arme um ihn. Da trat der Einſiedler — es war der Waldbruder vom Bruderhauſe, der unter Wegs auf den Leichenzug geſtoßen war — vor die Klagende und Jammernde hin: „Siehe,“ begann er, „das iſt die Rache des Himmels; es bleibt Nichts unvergolten auf der Erde, Nichts unvergolten jenſeits. Der, den du durch Untreue gewonnen, ſiehe, er liegt als Leiche vor dir; er hat ſeine Schuld gebüßt, denn er iſt für Den geſtorben, den er ſo ſchwer im Leben beleidigt hatte. Aber deine Schuld iſt noch nicht geſühnt, nur gemindert durch den Verluſt deßen, was dir das Liebſte

war. Siehe! ſo ſtraft der über uns die Sünde; blicke auf zu ihm, Sünderin, und betrachte dein Werk: dort, jene Burg, die in Flammen ſteht, unter deren Trümmern manches Herz verhaucht hat, das ſonſt froh und freudig ſchlug. Erkenne deine große Schuld und büße ſie." — Das waren des Einſiedlers lezte Worte. Er begleitete noch des Klingenbergers Leiche zur Ruheſtätte, ſprach ein andächtiges Gebet für die Ruhe ſeiner Seele und verließ dann die Burg. Wie der Verſtorbene gewünſcht hatte, ſo geſchah es; noch in ſpäter Zeit las man auf ſeinem Grabſteine die Worte: „er hat ſeine Schuld treu gebüßt." Adelheid von Klingenberg aber verließ wenige Tage nach ihres Gemahls Beiſetzung die Burg Twiel und nahm den Schleier in dem Klöſterlein St. Wolfgang zu Engen.

Es war in den lezten Tagen des November, Nachts um die neunte Stunde, da ſchritt eine vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllte Geſtalt über die Straße, die von Ehingen gen Engen führt. „Nirgends Ruhe, nirgends Frieden" — tönte es düſter aus des Gehenden Bruſt; — „wohin, ihr müden Glieder? gibt es auf Erden keine Zuflucht mehr für einen Verſtoßenen aus der Reihe der Lebendigen? Wo iſt Ruhe, wo iſt Frieden für mich?" — „Im Grabe" — ſprach eine andere Geſtalt im Mönchskleide, die ſich dem Ritter Hugo ſanft genähert hatte und ſeine Hand faßte — „im Grabe, wohin des Freundes Hand euch geleitet." Hugo ſchauderte zuſammen, denn er wähnte ſich von einem Feinde ergriffen; aber als

er aufblickte, ſchaute er wohlbekannte Züge; es war der Kaplan ſeiner Burg, jezt wieder Pater Bernhard bei den Franziscanern zu Engen. Dahin hatte er ſeine Zuflucht genommen, als er Hohenkrähen verlaßen mußte und lebte jezt wieder friedlich unter ihnen. Er war heute in Geſchäften ausgegangen, hatte ſich verſpätet und fand ſo ſeinen unglücklichen Herrn auf dem Wege. „Willſt du mich meinen Feinden verrathen, die groß Geld auf meinen Kopf geſezt?“ — ſprach Hugo zu Bernhard — „thu's immerhin, mein Leben iſt mir ohnedieß entleidet.“ „Da behüte mich der Himmel für, gnädiger Herr! nein, retten will ich euch vielmehr aus der Hand eurer Widerſacher. Folget mir; im Klöſterlein St. Wolfgang zu Engen werdet ihr Zuflucht finden, bis des Kaiſers Zorn ſich gewendet hat; eure Frau Muhme mag euch wohl aufnehmen.“ Hugo folgte willenlos ſeinem Führer; leiſe zogen ſie durch das Dörfchen Neuhauſen, ohne daß Jemand die Beiden gewahr wurde. Jezt waren ſie auch an den erſten Häuſern der Stadt Engen angelangt; „nehmt euch da in Acht, gnädiger Herr,“ — mahnte leiſe Pater Bernhard ſeinen Gefährten, — „auf daß die Thorwächter nicht aufmerkſam auf uns werden.“ Unbemerkt kamen ſie auch hier durch das Thor.

In der Herberge zum Felſen brannten noch die Kerzen, denn es ſaßen noch einige ſpäte Gäſte beim Kruge. Eben leuchtete Murillo, nunmehr des Felſenwirths Schwiegerſohn, einem Gaſte die Treppe hinunter. Hugo und Bernhard ſchlichen leiſe vorüber, aber ſie konnten nicht hindern, daß ein Strahl des

Lichtes auf sie fiel und ihre Gestalten theilweise kenntlich machte. Murillo hatte sie auch wirklich erkannt, und spähte ihrem Wege heimlich nach. Sie waren indeßen ungehindert an das Klösterlein gekommen und zögen die Glocke; man öffnete ihnen. Dießmal war Hugo's Empfang bei seiner Muhme ein schmerzlicher. „Warum, Unglücklicher," — war ihr erstes Wort, — „habt ihr meine Warnung nicht geachtet?" „Ehrwürdige Frau," unterbrach Bernhard die Priorin — „jezt bedürfen wir des Raths, aber keiner Predigt; es ist nun einmal so und nicht anders." „Das Beste, was ich euch rathen kann," — versezte die Priorin, — „ist, daß ihr diese Nacht gerade in unserer Kirche bleibet, bis ich weiter für euch sorgen kann. Dort seyd ihr sicher. Ich will euch schützen mit Allem, was in meinen Kräften steht," — sagte sie noch tröstend zu Hugo und begleitete Beide über das Dorment auf dem gewöhnlichen Wege zur Kirche. „In den Stühlen hinter dem Hochaltare seyd ihr sicher; Gott und seine heiligen Engel mögen über euch wachen!" — Dieß waren ihre lezten Worte ehe sie die Beiden verließ. Diese brachten eine traurige Nacht zu; Bernhard wich nicht von der Seite seines unglücklichen Herrn. Oft fuhr Hugo aus dem Schlafe auf und sprach laut undeutliche Worte, so daß Bernhard Sorge trug, man könnte in der Nähe der Kirche aufmerksam auf sie werden.

Kaum graute der Tag, so hielten die Nonnen das Morgengebet über ihnen im obern Chor der Kirche. „Noch nie," — sagte Hugo zu Bernhard, als er

neben dieſem auf ſeinem harten Lager erwachte — „habe ich meine Morgenandacht verſäumt, was ſoll ich ſie heute unterlaßen, wo ich dem Orte des Gebets ſo nahe bin?“ mit dieſen Worten trat er hinter dem Altare hervor, knieete auf einer Seitenſtufe deßelben nieder und Worte wahrer Andacht entſtrömten aus Herz und Mund. Neben ihm knieete Bernhard. Kaum aber hatte Hugo das „Amen“ ausgeſprochen, ſo ſchwirrte von der Thüre des obern Chors ein Pfeil herab und traf mitten in ſein Herz. Er ſank zurück in Bernhards Arme mit dem Rufe: „Gerechter Gott, mein Traum!“ Es war Murillo's Geſchoß. Durch ſeine früheren Arbeiten im Kloſter bekannt, hatte er den, nur ſelten einem Laien zugeſtandenen, Weg vom Dorment durch den obern Chor gefunden und ſo ſeiner Rache das Opfer gebracht, deßen Spur ihm geſtern der Zufall gezeigt hatte.

Als Hugo noch bewußtlos in Bernhards Armen lag, eilten zwei weibliche Weſen herbei; die eine war Adelheid von Klingenberg in Nonnentracht, die Andere aber Kätchen, die auch heute, wie gewöhnlich jeden Tag, mit dem Frühеſten das Kloſter beſucht hatte, um ihre Morgenandacht da zu verrichten. „Hugo“! riefen Beide, wie mit Einer Stimme, und beugten ſich über den Sterbenden. Hugo richtete ſich auf in Bernhards Armen, raffte ſeine lezte Kraft zuſammen, und als er die Beiden erblickte, ſchauderte er heftig zuſammen. Er griff nach dem Pfeile in ſeinem Herzen und riß ihn heraus: eine blutbeſprizte Locke hing an ſeiner Spitze. „Hier das Pfand deiner

Liebe," — ſprach er mit ſchon erſterbender Stimme zu Kätchen — „ich habe es treu bewahrt bis zum Tode; ich verzeihe deiner Schwachheit." Dann wandte er ſich zu Adelheid: „Hieher haſt du mich gebracht, Treuloſe! Gott wird zwiſchen uns richten; vor ſeinem Richterſtuhle wirſt du mit mir erſcheinen." Dieß waren Hugo's lezte Worte; er verſchied.

„Ruh' und Frieden
Ward dir nimmermehr hienieden:
In des Grabes Gründen
Wirſt du Beides finden."

So betete Bernhard über dem Leichname des Ermordeten; der Chor der Nonnen aber ſammelte ſich um ſie und in trauriger Weiſe ertönte ihr Grabgeſang.

III.

Die Brüder von Geroldseck.

Dieß rührt ihn; er umarmet
Das Knäblein: „Du bist mein!
Wie Gott sich mein erbarmet,
Erbarm' ich mich jetzt dein!"
Lindner.

1.

Auf einer hohen, rings von Tannen und Föhren bewachsenen Bergkuppel, nicht ferne von der Stadt Lahr, in dem sogenannten Schutterthale, stehen die, auch jetzt noch beträchtlichen, Ruinen der Burg Geroldseck. Graf Gerold von Bußen, ein Bruder Hildegards, der Gemahlin Kaiser Karls des Großen, hatte schon im achten Jahrhunderte den Grund zu dieser Burg gelegt und sie nach seinem Namen benannt. Bei den vielen Stürmen, die innerhalb eines Jahrtausends über sie ergangen sind, ist es in der That zu verwundern, daß noch so bedeutende Reste davon übrig sind, denn außer den Trümmern der Ringmauern stehen auch die Wände und Giebel des Hauptgebäudes noch aufrecht, aber wahrscheinlich ist

ihr völliger Verfall nicht mehr ferne, da die Ueberreste, jedes schützenden Daches beraubt, der Verwüstung durch Sturm und Wetter immer mehr ausgesezt sind. Eine nicht uninteressante Sage, die in den Anfang des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Burg fällt, wird uns in der Hauschronik des gräflichen Geschlechtes von Geroldseck überliefert; wir wollen sie, dem Erzähler aus alter Zeit treu folgend, unsern Lesern nach ihrem unveränderten Inhalte mittheilen.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte auf Burg Geroldseck Graf Heinrich mit seinem Bruder Walther, die sich Beide gemeinschaftlich in das väterliche Erbe getheilt hatten. Während Graf Walther eine neue Linie des Geschlechts gründete, und seinen Sitz auf die Burg Mahlberg, nicht ferne vom Rheine, die er mit seiner Gattin Helika, der lezten Erbin des Mahlbergischen Besitzthumes, erheirathet hatte, übertrug, pflanzte Heinrich den uralten Stamm von Geroldseck-Bußen fort. Von seiner Gemahlin Agnes, einer geborenen Gräfin von Veldenz, hatte er drei Söhne: Hermann, Heinrich und Walther; lezterer wurde schon frühe zum geistlichen Stande bestimmt. Es war wirklich eine nicht zu verwerfende Sitte in jener Zeit, daß in edlen Geschlechtern, die mehrere männliche Sprößlinge hatten, immer wenigstens Einer sich dem Andern gleichsam zum Opfer bringen mußte, damit nicht die Familiengüter allzusehr zerstückelt und dadurch die Gesammtmacht des Hauses geschwächt würde. Aus diesem Grunde hatte auch Walther von Geroldseck, der

jüngſte von den drei Brüdern, der Welt entſagt, oder vielmehr, es war der ſtrenge Wille ſeines unerbittlichen Vaters geweſen, daß er dieß thun mußte. Allein, war es ſein angeborener ritterlicher Sinn, der ihm Schwerdt und Schild lieber machte, als die Stola, daß er ſich ſo ſchwer entſchloß, der Welt Valet zu ſagen? Wohl mag dieß die Urſache geweſen ſeyn, denn wenn Graf Heinrich der Aeltere ſeine drei Söhne auf dem Burghofe in der Ritterſchaft übte, und die Buben ſich auf den großen Roßen tummelten, da war Walther immer der Kühnſte, und während man die beiden andern oft mit Widerſtreben in den Sattel heben mußte, konnte Walther es kaum erwarten, bis er auf dem Roße ſaß, und je wilder dieſes ſich geberdete, deſto freudiger lachte er, während die Beiden angſtvoll ihre Hände nach dem Vater ausſtreckten, oder mit Sehnſucht zur Mutter hinaufblickten, die, bange um ihre Kleinen, von dem Söller der Burg den ritterlichen Uebungen zuſah. Uebten ſich aber die Knaben im Ringkampfe, ſo beſtand Walther immer ſeine beiden Brüder nacheinander und blieb Sieger auf dem Platze. So war es ſchon in der früheſten Jugend bei allen ritterlichen Uebungen geweſen, mit jedem Jahre wuchs auch Walthers Neigung zur Ritterſchaft, und doch blieb der Wille des ſtrengen Vaters unerbittlich: er ſollte und mußte für das Kloſter beſtimmt werden. Darum durfte er auch, als er das neunte Jahr erreicht hatte, nicht mehr an den Uebungen der Brüder Theil nehmen,

ſondern wurde in das enge Stüblein des Burgpfaffen gebannt, der ihn im Leſen und Schreiben unterrichtete, und gar ſtrenge gegen ihn war, weil er ſah, daß die harte Bank dem Jungherrlein nicht behagte und er auf die ſchöngemalten Randverzierungen des Pſalterbuches mit mehr Vergnügen blickte, als auf die Worte der Pſalmen, die er buchſtabiren ſollte. Und dennoch ließ ſich aus Allem ſchließen, daß es ihm an der Gabe zu lernen, durchaus nicht fehle, aber — er wollte eben nicht, denn der Sinn nach ritterlichem Treiben hatte Herz und Kopf ganz bei ihm eingenommen.

Was im Knaben ſteckte, das war auch aus dem Sinne des Jünglings nicht zu verbannen, als die Jahre kamen, wo er in den engen Kreis des Mönchslebens eintreten ſollte. Wie er zu Kloſter Gengenbach vor dem Hochaltare vor Vater, Mutter und Brüdern das feierliche Gelübde ablegte, das ihn auf immer von der Welt und ihrem Treiben ſchied, da überzog Todtenbläße das Angeſicht des Jünglings, ſeine Knice zitterten, als er vor den Abt hintrat, der ihm die Weihe ertheilte, mit ſtotternder Stimme ſprach er auf die Frage, „ob er ſeinem Gelübde treu bleiben wolle?“ das „Ja“ aus und Thränen füllten ſeine Augen, als er den Altar wieder verließ. Als er allein war, da weinte er bitterlich, denn, was er in ſeinem Gelübde beſchwor, das hatte er vorher ſchon gebrochen, ehe er noch dem Altare nahte, um den Eid abzulegen: „rein und keuſch vor Gott und den Menſchen zu wandeln;“ er hatte geſchworen, und mit dieſem Schwure ein anderes Gelübde

gebrochen, das ihm bis auf dieſe Stunde das heiligſte und theuerſte geweſen war.

Oberhalb der Stadt Gengenbach, wo die Kinzig ſchon einen der anmuthigſten Thalgründe des Schwarzwaldes bildet, ſtand am Ufer des Flußes ein kleines Häuschen, bewohnt von einem armen, aber biedern Manne, der ſich von dem Wenigen nährte, was ihm der Beruf eines Fährmannes zu Theile werden ließ. Beſonders in der Jahreszeit, wo die wilden Bergwaßer aus den Schluchten des Schwarzwaldes zuſammenſtrömten, und der Wanderer den Strom auf einmal weit ausgetreten fand, da bedurfte es der geübten Hand des kräftigen Wolfram, um das Fahrzeug ſicher ans jenſeitige Ufer hinüber zu geleiten; wenn aber der Fluß wieder in ſeinem gewohnten Bette ging, in den Monden, wo das Thal wunderlieblich prangte in ſeinem Blumenſchmucke, da wartete des Schiffleins die Tochter des Fährmanns, Gertrud, das blühende Mädchen mit ſchwarzen Augen und dunkelbraunen Zöpfen und war eine liebe Führerin für Alle, die des Weges kamen, denn ſie führte nicht minder geſchickt das Ruder, als der Vater, ihr holder Blick aber ſchaute die Leute freundlicher an, als der griesgrämige Alte, der ſchon ſo lange das Ruder geführt hatte, daß ihm dieß Geſchäft wohl entleidet ſeyn mochte. Unter allen aber, die des Weges kamen, führte Gertrud Niemanden lieber, als die Bewohner der Burg Geroldseck. Oft kamen die drei Junker herab, und Gertrud, die ungefähr des gleichen Alters mit ihnen war, führte ſie entweder über den Fluß

oder, wenn sie dem Mädchen ein gutes Wort gaben, Waßer abwärts spazieren gen Gengenbach, deßen uralte Mauern sich in den Wellen der Kinzig spiegeln. Heiter und froh sangen dann allemal die beiden Brüder, Hermann und Heinrich, und schäkerten mit dem Mädchen, wann der Nachen so sanft über den Spiegel des Flußes dahin schaukelte; aber Einer, der doch sonst immer und überall der Lustigste und wildeste gewesen war, sang und schäkerte nicht mit den andern, sondern saß, stille in sich gekehrt und in Gedanken vertieft, in dem Nachen. Gedachte er etwa der Zukunft, die ihm nur Trauriges bot? wurde sein Blick darum so düster, weil er aus der Ferne die Mauern des Klosters erblickte, in denen er sein jugendliches Leben versenken sollte? o, nein! sondern sein Auge haftete auf Gertruds holden Zügen, sein Ohr lauschte ihrer lieblichen Stimme, womit sie den Gesang der Brüder von Geroldseck begleitete. Statt sich zu erheitern auf der Wasserfahrt, kehrte er immer trauriger wieder nach Hause, als er gekommen war. Und doch kehrte er immer wieder, aber zulezt nicht mehr in Gesellschaft seiner Brüder, sondern heimlich stieg er im Scheine des Mondes die Burg herab, er wandelte rüstig dem Häuschen im Thale zu, aber, anstatt düster auf die Wogen des Flußes hinaus zu blicken und sich in Gedanken zu vertiefen, sezte Walther sich jezt auf die kleine Bank vor dem Hause des Fährmanns und blieb da nicht lange allein, denn Gertrud, die schon von Ferne die Schritte des Junkers erspäht hatte, trat bald auf den Zehen

heraus und ſezte ſich neben ihn, um mit ihm halblaut die ſchönen Abendſtunden zu verplaudern, während ihre bejahrten Eltern längſt der Ruhe pflegten. Sollen wir dem armen Mädchen böſe darum ſeyn, daß ſie, ungeſehen von den Ihrigen, ſich in der Stille der Nacht der Unterhaltung mit einem Jünglinge hingab, der ihr Bilder einer glänzenden Zukunft vorſpiegelte, die freilich nie in Erfüllung gehen konnten, oder daß ſie ſich in ihrer Unſchuld dem anvertraute, der im Drange ſeiner leidenſchaftlichen Liebe ſo leicht ihr Bethörer werden konnte? Wir zürnen ihr nicht; kannte ſie ja doch von früher Jugend an den edlen Junker und war nur allzufeſt überzeugt, daß er aus keiner unedeln Abſicht ſo oft vor ihrer Wohnung erſchien, wenn er gleich auf geheimem Wege wandelte. Und welches Mädchen hätte den ritterlichen Jüngling mit den blauen Augen und dem blonden, über die Schultern hinabwallenden Lockenhaare, ihn, der, obgleich der jüngſte, ſeine beiden Brüder an ſchlanker Natur weit überreichte, ungeliebt laßen können? Gertrud liebte ihn mit der ganzen Innigkeit einer erſten Liebe, lange hatte ſie ihre Neigung vor Walther ſelbſt geheim gehalten, denn als ſie bei den Waſſerfahrten mit ſeinen beiden Brüdern ſang und ſich fröhlich geberdete, oder verſtohlener Weiſe hie und da die Blicke des liebeglühenden Jünglings erwiederte, war ſchon ihr Herz ihm auf ewig zugewandt; ſie liebte den Grafenſohn ohne Hoffnung, ohne Ausſicht für die Zukunft, und nur glücklich in der Gegenwart. Ach! daß dieſes jugendliche Glück nur ſo kurze Zeit währen durfte.

Eines Tages — es war um die Zeit des zu Ende gehenden Herbſtmondes — erſchien Walther von Geroldseck zur gewohnten Stunde vor der Wohnung ſeiner Geliebten, aber nicht frohen Blickes, wie ſonſt, und man ſah ihm wohl an, daß ein ſchwerer Kummer auf ſeinem Herzen laſte. Lange drang Gertrud in ihn, bis er ihr den Grund ſeines Trübſinnes mittheilte. „So wiße es denn" — ſprach er endlich nach langem Weigern — „was mich ſo trübe geſtimmt hat und mein Schickſal von nun an zu einem freudeloſen umgeſtalten wird. Seit einigen Tagen hat mein Vater, ich weiß nicht wie, in Erfahrung gebracht, daß ich allabendlich die Burg verlaße, um dich heimlich zu beſuchen. Er iſt hierüber mit bitterm Unwillen erfüllt, hat aber bis jezt Nichts hierüber geäußert, und nur gegen meinen Bruder Heinrich etwas verlauten laßen, wovon ich nur allzu gewiß weiß, daß er es eheſtens erfüllen wird." „Und dieſes Etwas?" — fragte Gertrud voll ängſtlicher Neugierde. — „Was ich ſchon längſt wußte, aber aus Liebe zu dir immer verhehlte: meine Geburt hat mich, als den jüngſten von drei Söhnen, dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und meine Liebe zu dir — das hat mir mein Bruder Heinrich aus dem eigenen Munde meines Vaters mitgetheilt — iſt die Urſache, daß ſchon übermorgen geſchieht, was ſonſt vielleicht noch lange hinausgeſchoben worden wäre, daß die Mauern von Gengenbach mich auf ewig von der Welt abſchließen werden." „So trage ich denn von nun an einen doppelten Kummer im Herzen" — ſeufzte Gertrud — „denn neben dem Schmerze, euch

zu verlieren, drückt mich auch noch der Vorwurf, daß ich euch den Freuden der Welt früher entzogen habe, als sonst wohl geschehen seyn würde." „Früher oder später" — rief Walther — „das ist einerlei, wenn ich einmal der Welt entsagen muß um meiner Brüder willen; aber dir, geliebtes Mädchen, dir will ich nimmermehr entsagen, so wahr mir Gott helfe, und sollten sie mich begraben in die einsamste Zelle, denn meine Liebe ist stärker, als alle Gewalt der Menschen, diese Flamme, die man unterdrücken will, soll um so feuriger in meinem Busen fortbrennen, und ob sie meinem Geschlechte Unheil und Verderben bereite." Walthers Auge glühte, als er diese Worte sprach, er schlang seine Arme um Gertrud und preßte sie krampfhaft an seine hochpochende Brust. Er ging, kehrte nur Ein Mal noch zu der kleinen Wohnung im Thale zurück, genoß noch Ein Mal das Glück der Liebe im seligen Beisammenseyn mit Gertruden, aber — er verließ sie dießmal weinend und schluchzend; das so innig liebende Mädchen war, in der lezten Stunde vor dem Abschiede auf immer, schwach geworden; Walther von Geroldseck hatte die Ruhe aus dem Herzen der bis dahin reinen und schuldlosen Jungfrau genommen, aber von Stund an war der Frieden auch aus seiner Seele auf ewig gewichen.

2.

So trat also Walther, dem Willen seines Vaters gemäß, in die Reihe der Klosternovizen zu Gen-

genbach ein. Nur kurze Zeit leiſtete er Profeß, bald ließ er ſich die blonden Locken vom Haupte ſcheeren und wir ſehen den zwanzigjährigen Jüngling als Bruder Walther vor dem Altare knieen, um die heilige Weihe zu empfangen. In jenem Augenblicke füllte ſich ſein Auge mit Thränen bitterer Wehmuth — wir wißen, wem dieſe galten — aber von da an verſiegte der Quell ſeiner Thränen und ſein Schmerz wurde ſtumm.

Wir übergehen einen ziemlichen Zeitraum im Leben Walthers, des Kloſterbruders; was Anderes werden wir auch dem Leſer vor Augen führen können, als, wie er in der einſamen Zelle ein ewiges Einerlei dahinlebte, wie er trauerte um das Mädchen ſeiner erſten und einzigen Liebe, von der ihn die hohen Kloſtermauern auf immer trennten, die er mit keinem Auge mehr ſah, von der er nicht die geringſte Kunde mehr vernahm, obgleich ihre Wohnung und das Kloſter nur wenige Stunden von einander entfernt waren. Auch Gertrud hörte wenig mehr von dem geliebten Walther, der, obwohl lebend, für ſie todt war; wer ſollte ihr Bote ſeyn an den geliebten Jüngling, der in ein Convent eingeſchloßen war, über dem Abt Berthold wie ein zweiter Argus wachte, daß alle Verbindung zwiſchen der Welt und ſeinen Mönchen abgeſchloßen blieb. Gertruds einzige Boten, die ſie an den Ort, wo der Geliebte weilte, ſenden konnte, waren ihre Thränen, die ſie in die Wellen des Flußes weinte und die, mit dieſen die Kloſtermauern von Gengenbach beſpühlend, dem trauernden

Jünglinge als Grüße von der Geliebten ins Ohr rauſchten.

Gertrud war die Unglücklichere. Während jene Stunde des lezten Beiſammenſeyns mit Walther ihr ganzes Lebensglück für immer zerſtörte, bildete für Dieſen, ihren Geliebten, der Eintritt in das Kloſter zugleich den erſten Schritt zu einer Laufbahn, die ſo glänzend wurde, wie weder er ſelbſt noch die Seinigen es je geahnet hatten. Lange hatte er in ſeinem dumpfen Schmerze dahingebrütet; immer wühlte er ihn wieder von Neuem auf, nirgends konnte er Troſt finden, und das Kloſter erſchien ihm als ein Kerker, worin er ſeine Körper- und Geiſteskraft nach und nach vermodern ſah. Da führte Abt Berthold, ein ächter Schüler des frommen Benedict von Nurſia, dem nicht nur das leibliche, ſondern auch das geiſtliche Wohl ſeiner Conventualen wie einem ſorgenden Vater am Herzen lag, den Trauernden zu der wahren Quelle des Troſtes, zu den Tiefen der Wiſſenſchaft, und nicht vergebens; denn, wozu Walther ſich einmal neigte, das erfaßte er mit brennender Begier und hielt es feſt mit Leidenſchaft. Vermöge ſeiner ausgezeichneten Geiſtesgaben war er unter den Brüdern bald einer der erſten an Gelehrſamkeit, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn er von nun an von einer Stufe zur andern emporſtieg. Bald ſehen wir ihn als Lehrer der Novizen, und nach einigen Jahren bekleidete er ſchon die Würde eines Dekans, die höchſte nach der des Abtes.

Aber nicht blos im engen Raume des Kloſters

zu Gengenbach wurde Walthers Name ein angesehener; man hörte und sprach auch auswärts von ihm; der Ruf seiner Gelehrsamkeit drang bis in die Stadt Straßburg, wo damals Heinrich, des Namens der Dritte, ein Geborener von Stahleck aus Schwaben, auf dem bischöflichen Stuhle saß. Es war gerade um diese Zeit, daß das Amt eines Domscholastikus bei dem dortigen Capitel erledigt ward. Walther, der Dekan von Gengenbach, erhielt von dem Bischofe selbst den Ruf zu dieser Stelle; er folgte demselben, nicht ahnend, daß er nun bereits auf der nächsten Stufe zur höchsten Würde stehe. Wie zuvor im Convente, so wurde Walthers geistige Ueberlegenheit im weiteren Kreise noch mehr sichtbar, und wie der Bischof, so erkannte bald auch das ganze Domcapitel seine Verdienste in gebührendem Maaße an.

Als nicht lange nachher Bischof Heinrich von Straßburg, nachdem er 21 Jahre lang seine Kirche löblich und weise regiert hatte, Todes verschied, so wurde Herr Walther von Geroldseck, obschon er kaum erst in die Jahre des Mannes getreten war, um seiner persönlichen Verdienste willen, so wie wegen seines hohen Geschlechtes, das für eines der mächtigsten am ganzen obern Rheine galt, von dem Kapitel fast einstimmig zum Nachfolger in der bischöflichen Würde erwählt. Nur Einer der Capitularen, der Domcantor Heinrich von Geroldseck, ein Vetter Walthers, hatte ihm seine Stimme bei der Wahl versagt. Prächtig und glänzend, wie noch nie zuvor, feierte Walther den Antritt seines Amtes, reichte

ihm ja sein Vater, der in der neuen Würde seines Sohnes das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht sah, alle Mittel dar, um sich im vollen Glanze zu zeigen. Als er sein erstes heiliges Meßopfer Gott dem Allmächtigen im Münster zu Straßburg darbrachte, waren viele Stände des Reichs, geistliche und weltliche, sowie sämmtliche Dynasten und Ritter der Umgegend von Straßburg anwesend. Alle diese Herrn erschienen mit großer Begleitung; der Abt von St. Gallen war mit 1000, der von Murbach mit 500 Pferden in die Stadt eingezogen, dießmal, um den Glanz der Festlichkeiten, die mehrere Tage nacheinander dauerten, zu erhöhen: nicht lange nachher aber erschienen diese Herrn mit vielen andern wieder zu einem Vorhaben ernsterer Art, wo das Geräusche der Waffen und das Toben der Kriegshorden die Stadt von allen Seiten erfüllte.

Mit frommen Entschlüßen, für das Wohl seiner Untergebenen gleich einem Vater zu sorgen, hatte Bischof Walther sein Amt angetreten, aber es war eine schnell vorübergehende Rührung, als er am Hochaltare des erhabenen Domes ein heiliges Gelübde für das Wohl seines Volkes aussprach. Rasch hatte sich sein Sinn und Wesen geändert, als er die gottgeweihte Stätte verlaßen hatte und seinen Fuß über die Schwelle des bischöflichen Palastes sezte, als er sich zum ersten Male in der Macht fühlte, die zugleich mit dem Hirtenstabe in seine Hand gelegt war. War wohl ein anderer Geist über ihn gekommen, als der, der ihn in der Zelle des Klosters

oder in der Schule des Capitels regiert hatte, oder war die Erinnerung an jene Stunde zurückgekehrt, wo er, dem unerbittlichen Willen seines Vaters folgend und seinen Brüdern zum zeitlichen Vortheile, das erste Mal dem Herrn am Altare sich zum Opfer gebracht und der Welt entsagt hatte? das Andenken an jene Stunde, wo er das lezte Mal weinte, dann aber, mit aller Kraft sich aufraffend, sein Herz jedem andern Gefühle außer den Mauern des Klosters verschloß? Der Bischof sollte unter die Seinen treten als Friedensfürst, Frieden zu verkündigen und zu geben; das war sein hoher Beruf; — aber in Walthers Hand wurde der Hirtenstab zum flammenden Schwerdte, um Verheerung über die Bewohner seiner Lande zu bringen.

Die erste Streitigkeit zwischen dem Bischofe und den Bürgern erhob sich wegen verschiedener Rechte, die er, als dem Hochstifte zugehörig, für sich ansprach. Viele rechtlich denkende und angesehene Männer traten zwischen die Streitenden und riethen zum Frieden, aber vergeblich. Da zogen endlich die Bürger um Pfingsten aus, aber nicht zur fröhlichen Maienfahrt, nicht zu Spiel und Reigen, wie sonst, sondern es galt dießmal einen andern Tanz; hinauf ging es auf den, der Stadt nahe gelegenen Heldenberg. Dort stand vor Zeiten eine Burg, die Kaiser Philipp von Hohenstaufen zerstört hatte, weil ihr Besitzer, Bischof Conrad von Straßburg, sich auf die Seite seines Widerparts, des Gegenkaisers Otto geschlagen hatte. Die Straßburger, in der Besorgniß, der

Biſchof möchte die Burg wieder aufbauen und dadurch einen feſten Punkt gegen ſie gewinnen, füllten den Graben aus und zerſchleiften den, zu Erbauung einer Veſte ſo gut gelegenen Ort. Kaum hatte Walther dieß vernommen, ſo gebot er allen Domherrn, Geiſtlichen und Schülern in der Stadt unter Androhung des Bannes und Verluſtes ihrer Pfründen, Straßburg zu verlaßen. Mit Ausnahme von zweien, dem Dombecan Bechtold von Ochſenſtein, und ſeinem Vetter, dem Domcantor Heinrich, gehorchten Alle dem Befehle. Nun wurden auch alle gottesdienſtlichen Handlungen, alles Singen und Beten und ſogar der geiſtliche Beſuch der Kranken und Sterbenden verboten; doch wußten die Bürger drei Geiſtliche in die Stadt zu bringen, die, ungeachtet des Interdictes, für das Seelenheil der Bewohner ſorgten. Aber der Unwillen über das Interdict entflammte die Bürger zur Rache; alles Eigenthum, was die ausgezogenen Geiſtlichen, ſowie die Ritter und Edelknechte, die Amtleute des Stiftes waren, noch in der Stadt beſaßen, wurde, als Feindesgut, verwüſtet, geraubt und unter die Einwohnerſchaft vertheilt.

Jezt rüſtete ſich auch der Biſchof zum ernſtlichen Kampfe, unterſtüzt von den Aebten von St Gallen und Murbach, ſowie von vielen weltlichen Herrn, Grafen und Rittern, die zuſammen ihm eine bedeutende Macht zu Gebot ſtellten. Den beſten Genoßen aber gewann er an Rudolph von Habsburg, dem Landgrafen des Elſaßes. Zwar führte ihm dieſer keine mächtige Schaar von Rittern und Knechten zu:

nur Wenige waren es, die seinem Fähnlein folgten, aber eine Faust brachte der Habsburger mit, die das Schwerdt wacker führte, wie selten Einer in jenen Tagen, und einen Muth trug er im Herzen, der ihn in keiner Gefahr, im hizigsten Kampfe nicht verließ. Rudolph war unter denen, welche dem Bischofe zu Hülfe kamen, Einer der Lezten. Schon hatte dieser die erste kriegerische Unternehmung gegen seine Feinde begonnen. Die festen Plätze um Straßburg herum sollten zuerst gewonnen werden, dann wollte er von da aus sich gegen die Stadt selbst wenden. Zu Holzheim war der Sammelplatz des bischöflichen Heeres; von da ging der Zug gen Lingolzheim, um die dortige Burg zu belagern. Zwei Mal stürmten die bischöflichen, voran die berggewohnten Mannen von St. Gallen, welche ihr ritterlicher Abt Berthold in eigener Person anführte; sie wurden aber jedes Mal zurückgeschlagen. Eben wollte Bischof Walther mit den Seinigen zum dritten Male stürmen, da sah man eine Staubwolke auf der Straße sich immer näher herwälzen; ein kleines Fähnlein Knechte mit dem Habsburgischen Wappen trabte daher und voran Graf Rudolph, den der Bischof schon längst erwartet hatte. „Warum so säumig, Herr Nachbar?“ — rief Walther dem Habsburger zu, der nahe vor des Bischofs Zelt vom Pferde stieg. Ohne sich lange zu besinnen, erwiederte Rudolph: „Wenn meine Fehden ausgefochten sind, bin ich immer zu Euern Diensten; nun komme ich aber von einer solchen, und habe kaum das Schwerdt in

die Scheide gesteckt. Aber wer hätte es auch denken sollen, daß Ihr, den ich erst vor wenigen Tagen noch im heiligen Amte sah, den Segen über ein liebendes Volk spendend, jezt schon die Tiare mit dem glänzenden Helme und den Friedensstab mit dem Schwerdte vertauschen würdet." Der Bischof schwieg und ertrug den Vorwurf, so gerne er auch die Rede auf andere Weise erwiedert hätte, denn er bedurfte in dieser Stunde des Habsburgers, der mit seinem klugen Rathe so viel wirkte, als mit seinem kräftigen Arme. Auch traten die, schon zum dritten Sturme sich Anschickenden auf Rudolphs Mahnen zurück, der in eigener Person vermittelte und es durch sein Ansehen, das er auf beiden Seiten genoß, dahin brachte, daß die Besatzung von Lingolsheim aus freien Stücken die Burg verließ und in die Stadt zurückzog. Ein Theil der Bischöflichen besezte sodann dieselbe, die Hauptmacht aber schlug zwischen Eckbolzheim und Könighofen ihre Gezelte auf und belagerte die Stadt förmlich.

Unterdeßen kam auch der Bischof von Trier in eigener Person mit einem ansehnlichen Heere zu seinem geistlichen Herrn Bruder. Ziemlich weit hinter dem Troße der Reisigen und Fußgänger kam ein Wagen, mit Harnischen und vielem andern Kriegsgeräthe beladen. Dieß erfuhr ein kühner Bürger von Straßburg; mit Hülfe einiger Gesellen zog er aus, nahm den Wagen ohne vielen Widerstand und brachte ihn als willkommene Beute in die Stadt. Erst einige Zeit nachher wurden die Trierer gewahr, daß der Wagen fehle;

ihn wieder zu gewinnen, nahmen ſie lauter, der der Gegend kundige, Männer mit ſich, unter ihnen die Herrn von Lichtenberg, den Marſchall von Zimmern und Andere. „Was beginnet ihr?“ — rief der Graf von Habsburg, als ſie auch ihn zur Theilnahme an dem tollkühnen Wageſtücke bereden wollten — „bleibet und laßet der Stadt ihren Raub; es möchte euch viel Blut koſten, ihn den Bürgern wieder abzujagen.“ Aber die Herrn ließen ſich nicht warnen von dem Habsburger, der doch beſſer, als ſie Alle, die Straßburger kannte. Mit Ungeſtümm zogen ſie vor die Stadt, nicht ahnend, wie theuer ſie den Einlaß erkaufen mußten. Sie kamen vor das Thor St. Aurelien, wo der kräftige und kluge Herr Reinbolt Liebenzeller mit der Zunft zu Pfiſtern die Wache hielt. Als nun die Biſchöflichen das Thor ſtürmten, um in die Vorſtadt zu bringen, erhob ſich ein heißer Kampf; wacker wühlten die Pfiſter mit ihren Fäuſten, die bisher nur gewohnt waren, den Taig zu Brod und Semmeln zu kneten, in der Schaar der Ritter und Knechte und tüchtig ſtachen ihre Lanzen unter die Eindringenden. Drei wackere Männer aus der Zahl der Thorhüter fielen im ritterlichen Kampfe, den Biſchöflichen aber wurden 60 Pferde erſtochen, ſo daß die Ritter den ungewohnten Kampf zu Fuße beſtehen mußten, und in die Stadt kam Keiner, denn während die Thorhüter ſo wacker ſtritten, kam Hülfe aus der Stadt und trieb die feindlichen Eindringlinge zurück.

3.

Dieſe erſte unglückliche Unternehmung beſtimmte den Biſchof, dem Rathe zum Frieden endlich Gehör zu geben. Rudolph von Habsburg übernahm es wieder, die Vermittlung zwiſchen beiden Theilen zu bewirken, allein die Verhandlungen gediehen doch nur bis zu Feſtſtellung eines Waffenſtillſtandes, der bis nach der Erndte dauern ſollte. Die übrigen Bundesgenoßen des Biſchofs zogen wieder ab, jeder dahin, woher er gekommen war, nur Rudolph von Habsburg blieb noch, und that es nicht ungerne: war er doch einer der Späteſten geweſen, die kamen, ſo wollte er jezt auch der Lezte ſeyn, der fortging. Auch gab es während des Stillſtandes Manches zu beſprechen und zu berathen, wo des Habsburgers Einſicht und Erfahrung dem Biſchofe von Nutzen war.

Die Erndte war früher vorüber, als man geglaubt hatte, denn die Roße der Biſchöflichen hatten da, wo ihre Tritte gingen, Wenig mehr übrig gelaßen; noch wenige Tage und die Fehde ſollte von Neuem beginnen. Der Biſchof lag noch zu Felde zwiſchen Eckboldsheim und Königshofen, da trat eines Morgens ein Diener in das Zeltgemach und meldete den Grafen von Habsburg an. „Er mag eintreten" verſezte Walther. Er mußte ſich tief bücken, der Graf, als er eintrat, denn die hohe, ſchlanke Heldengeſtalt konnte kaum durch die Oeffnung hindurch kommen. „Verzeihet, Hochwürdigſter Herr" — begann Rudolph — „daß ich euch ſo frühe ſchon in eurer

Andacht ſtöre. (Der Biſchof hatte das Brevier in Händen und las eben ſein Morgengebet.)

B. Solche Gäſte ſind mir zu jeder Stunde des Tages willkommen; allein ich ſehe, Herr Graf, daß ihr zur Abfahrt gerüſtet ſeyd.

G. Wohl, ich will zur Stunde von dannen ziehn, denn mein Oheim, der Graf von Kyburg im Schweizerland bedarf meines ſchützenden Armes, da er je mehr und mehr dem Grabe zuwankt.

B. So wartet wenigſtens noch ſo lange, bis ich wieder auf meinem biſchöflichen Stuhle ſitze als Herr und Regent, daß ich eure Verdienſte, die ihr vor allen Andern um mich erworben habt, nach Würden lohnen kann.

G. Bis dahin wird noch mancher Ritter und Knecht ſein Leben laßen müßen, ſo ihr nicht anders meinem Rathe folgt und an den Waffenſtillſtand einen dauernden Frieden anknüpfet.

B. Davon kein Wort mehr, Herr Graf. Nicht umſonſt iſt das Zelt noch meine Wohnung, nicht umſonſt hängen an dieſen Wänden noch Schwerdt und Harniſch. Soll daher euer Wort ein Rath ſeyn, ſo kommt er zu ſpät, denn bereits ſind meine Boten abgegangen, um wieder zur Heerfahrt aufzubieten; doch, laßen wir das, und ſagt mir, mein Lieber, was ihr aufgewendet habt auf eurem Zuge bis hieher, daß ich es euch nach Recht und Billigkeit wieder erſtatte.

G. Ihr ſeyd mir Nichts ſchuldig, Hochwürdigſter Herr; meine wenigen Roße haben bisher auf den Wieſen eurer Untherthanen geweidet, und meine

Knechte haben von dem Brode gegeßen, das eure Bürger eingeerndtet; was aber mein Arm und Wort that, das iſt geſchehen aus Liebe und Ehrfurcht gegen meinen gnädigſten Herrn und Biſchof.

B. Ich will keinen Dienſt umſonſt haben, Herr von Habsburg.

G. Nun denn, wenn ihr von einem armen Landherrn, wie ich bin, keinen Dienſt unbelohnt annehmen wollt, ſo erzeiget uns die Gnade und gebt die Schenkungsurkunde über das Kyburgiſche Lehen zurück, die mein Oheim Hartmann in die Hände eures Vorgängers niedergelegt, und längſt wieder gefordert hat, damit er, ohne Gewißensvorwürfe, ſeiner Neffen rechtmäßiges Erbe an Andere vergabt zu haben, ruhig ſterben könne.

Dieſe lezte Rede des Grafen machte ſichtlich einen widrigen Eindruck auf den Biſchof. Man ſah ihm wohl an, wie er in Verlegenheit gerieth, und lange nicht wußte, was er antworten ſollte, denn ſchon längſt hatte er dem Abte von St. Gallen und einigen Andern, die ihn darum angegangen hatten, die Zuſage ertheilt, ſie bei der einſtigen Verleihung der Kyburgiſchen Lehen, die Graf Hartmann von Kyburg noch bei Lebzeiten an das Hochſtift Baſel vergabt hatte, zu bedenken. Er hatte daher jezt blos die bittere Wahl, entweder dem Grafen von Habsburg ſeine Bitte, oder vielmehr rechtmäßige Forderung zu verweigern, oder aber den Andern das bereits gegebene Wort zu brechen. Er wählte das Erſtere. „Ihr habt mich zu ſpät gebeten, Herr

Graf" — wandte er ſich zu Rudolph — „was ich von Herzen bedaure; warum ich eurem Wunſche unmöglich willfahren kann, davon ſollt ihr die Gründe zu einer andern Zeit von mir vernehmen."

G. Mögt ihr Gründe dazu haben, welche ihr wollet, genug, ihr wollt meine Bitte nicht erfüllen und auch die meines greiſen Oheims nicht, der jezt bitter bereut, was er aus Voreiligkeit gethan.

B. Ich kann nicht, ſo gerne ich auch wollte, darum dringet nicht weiter in mich; ich würde dadurch Andere vor den Kopf ſtoßen, die mir nicht gleichgültig ſind und deren Hilfe ich nicht entbehren kann.

G. O, ich kenne dieſe Andern, Herr Biſchof, es iſt euer geiſtlicher Bruder von St. Gallen, nebſt andern Herrn, die euch längſt um der Kyburger Lehen willen in den Ohren gelegen, und denen ihr, ich weiß es wohl, nicht, wie mir jezt, mit „Nein" geantwortet habt.

„Und wenn dem ſo wäre" — rief der Biſchof in heftiger Gemüthsbewegung — „ſo iſt es meine Sache. Abt Berthold von St. Gallen iſt mir ein wichtiger Mann, denn er hat mir 1000 gepanzerte Reuter zugeführt." „„Aber der von Habsburg"" — ſezte Rudolph mit bitterem Lächeln hinzu — „„hat nur ein Fähnlein ſchlecht gerüſteter Knechte ins Feld geſtellt, darum brauche ich des geringen Mannes nicht zu achten."" „Ihr zählet alſo eure Freunde nur nach der Zahl ihrer Reiſigen, aber eine kräftige Fauſt, ein Herz voll Treue und Anhänglichkeit achtet ihr für Nichts. Darum will ich hinfort nicht mehr

euer Mann seyn; aber gedenket, daß zur Zeit der Noth ein treuer Mann mehr werth ist, als hunderte von Söldnern, die das Feld verlaßen, ehe denn der Kampf zu Ende ist. Vielleicht, daß Andere den Werth eines Mannes, der nicht blos mit seiner kräftigen Faust, sondern auch mit seinem Rathe ihnen treu zur Seite steht, beßer zu schätzen wißen, als ihr!" „Und wer sind diese Andern?" — rief Walther, vor Zorn bald roth bald leichenblaß — „nicht wahr, die ehrsame Zunft zu Pfistern und Fleischern in Straßburg. Gehet hin zu ihnen und werdet ihr Bannerherr, wie weiland euer Herr Vater gewesen." Bei diesen lezten Worten fuhr der Graf an den Griff seines Schwerdtes; er, der sonst so fromm gesinnte Ritter hatte beinahe vergeßen, wer ihm gegenüber stand, aber schnell faßte er sich wieder in seinem Zorne, und mit den Worten: „Gott befohlen, Herr Bischof; wir sehen uns wieder in einer andern Stunde und an einem andern Orte!" verließ er eilig das Gemach; er saß mit den Seinen auf und ritt der befreundeten Stadt Basel zu. Nicht so bald hatten die Bürger von Straßburg die Trennung zwischen dem Bischofe und dem Grafen vernommen, als sie Lezterem die Einladung zukommen ließen, in Verbindung mit ihnen zu treten. Ohne Bedenken nahm Rudolph den Antrag an, und bald darauf ritt er von Basel aus mit seinem Vetter, Hartmann dem Jüngern von Kyburg, dem Grafen Konrad von Freiburg und Herrn Heinrich von Neuenburg, Domprobst zu Basel, unter dem Geläute aller Glocken

in Straßburg ein. In dem Frohnhofe ſchwuren die genannten Herrn den Bürgern der Stadt, ihnen behülflich zu ſeyn gegen Männiglich, und derſelbe Eid wurde auch von den Städtern den Herrn geleiſtet. So war denn von nun an der Graf von Habsburg im Dienſte der Stadt Straßburg und alle kriegeriſchen Unternehmungen gegen den Biſchof wurden unter ſeiner Hauptmannſchaft ausgeführt.

Einen ſchmerzlichen Eindruck machte dieſes Ereigniß auf Herrn Walther, ſchon jezt bereuete er, daß er dem Habsburger nicht nur ſeine Bitte nicht erfüllt, ſondern ihn ſogar mit harter Rede angelaßen hatte. Wohl mochte er ahnen, daß der, den er als Freund kaum geachtet, ihm als Gegner jezt deſto empfindlicher würde ſchaden können. Seine andern Bundesgenoßen waren alle von ihm gezogen und der von Habsburg war im Unfrieden geſchieden: wie ſtand es nun um ihn, wenn die Zeit des Waffenſtillſtandes abgelaufen war und die Straßburger den Krieg von Neuem begannen? Sein kriegsluſtiger Sinn ließ ihn den Rath des Grafen, einen dauernden Frieden an den Waffenſtillſtand zu knüpfen, nicht befolgen; ſo bald daher dieſer zu Ende war, ſandte er Boten in alle Gegenden aus um wieder ein neues Heer zu ſammeln. Allein die geiſtlichen Herrn von St. Gallen und Murbach führten ihm keine Lanze mehr zu; was ſie mit ihrer Hilfeleiſtung bezweckt hatten, das war ihnen ja vom Biſchofe bereits zugeſagt und auch der Oheim von Trier hielt es für rathſamer, von nun an ſeines geiſtlichen Amtes

zu warten, da er wohl erfahren hatte, daß ihm im Felde keine Lorbeeren erblühen würden. Auch die meisten Edlen von Straßburg waren, mit alleiniger Ausnahme der Grafen von Werde und derer von Razinhusen, die bei dem Bischofe blieben, auf Seite der Bürger getreten.

Unter diesen Umständen mußte sich Walther endlich, wie wohl nur ungerne, entschließen, einen Ruf an seine Brüder nach Geroldseck ergehen zu laßen. Seit der Zeit, da er aus ihrer Mitte geschieden war, hatte Walther keine Verbindung mehr mit seinen Brüdern unterhalten, denn er betrachtete sie immer als die, um deren Willen er gleichsam aus seinem Erbe vertrieben und in die Mauern des Klosters eingeschloßen worden war. Seine Brüder dagegen, die durchaus keine feindliche Gesinnung gegen ihn hegten, blieben nur ungern ferne von ihm, besonders Hermann, der Aeltere, der schon im frühen Jugendalter sich mehr zu Walther, als zu Heinrich hingeneigt hatte. Gerne wäre er schon das erste Mal zu dem Heere geeilt, das der Bischof vor Straßburg versammelt hatte, allein der alte Vater hatte ihn zurückgehalten; nun aber ließ er sich nicht mehr länger halten, hinüber zu ziehen zu seinem, von Bundesgenoßen verlaßenen Bruder; mit einer rüstigen Schaar von Reisigen stieg er von Geroldseck herab, indeß Heinrich, der Liebling des Vaters, zu Hause blieb, um diesen und sein Eigenthum zu schirmen.

Um die Zeit des Herbstes hatten sich die Schaaren des Bischofs gesammelt und nun traf er wieder

ſeine kriegeriſchen Anſtalten. Einen Theil ſeines Heeres legte er nach Geiſpolzheim, die Hauptmacht aber wurde bei Molzheim aufgeſtellt. Die erſte Feindſeligkeit begann damit, daß man keinen Tropfen Wein in die Stadt ließ, und doch wuchs gerade in dieſem Herbſte ſo viel Wein im Lande, daß das Ohm nur vier Pfennige galt: dadurch entſtand in der Stadt ſolcher Mangel, daß man die Maaß mit zwei Pfennigen bezahlen mußte. Dieſes gewaltthätige Verfahren ließen denn die Straßburger nicht ungeahndet, ſondern machten Ausfälle aus den Thoren und verheerten alle Ortſchaften, die dem Biſchofe gehörten; dieſer dagegen nahm alle, in dem Bisthume gelegenen, Güter der Bürger weg und vertheilte ſie unter ſeine Diener und Anhänger. Ein zweiter Zug, den die Straßburger um Weihnachten gegen das feſte Schloß zu Weikersheim unternahmen und wobei ſie von den Feinden unverrichteter Sache zurückgeſchlagen wurden, ſteigerte ihren Unwillen gegen den Biſchof noch mehr, und ſie trachteten von nun an, ihm zu ſchaden, wo und wie ſie nur konnten.

Ohne Grund hatten ſie geargwohnt, daß wohl der alte Graf Heinrich von Geroldseck den Aerger ſeines Sohnes gegen die Bürger rege gemacht haben möchte. Deßen ſollte dieſer nun entgelten. Eine tapfere Schaar unter der Anführung des Grafen von Habsburg zog bei Nacht und Nebel gegen die Höhen des Schwarzwaldes, wo die uralte Geroldsburg ins weite Thal herunterblickte. Während der alte Graf und ſein Sohn ſich in ihrer Veſte ganz ſicher wähnten,

rückte der von Habsburg mit Sturmesſchnelle, wie er ſtets gewohnt war, gegen ſie heran. Nicht mehr ſehr ferne waren die Feinde von Geroldseck; meiſt unbekannte Wege ziehend, wäre es ihnen faſt gelungen, unbemerkt bis unter die Mauern der Burg zu kommen. Aber ein Mann, der in der Frühe in dem Walde, durch den die Schaar zog, Holz hieb, gewahrte von ſeinem verſteckten Standpunkte aus den Glanz vieler Helme und Speere und ſah, wie die Reiſigen eben in einen Weg einlenkten, der ſonſt nirgends hin, als auf die Burg Geroldseck führte. Schnell entſchloßen verließ er ſeinen bisherigen Ort, nicht aus Furcht vor der reiſigen Schaar, ſondern um ein gutes Werk auszuführen, denn jezt war es nicht mehr ſchwer zu errathen, auf was das Vorhaben der Heranziehenden gerichtet war. Trotz ſeines ſchon vorgerückten Alters nahm er alle ſeine Kräfte zuſammen und beflügelte ſeine Schritte, um noch vor den Feinden auf die bedrohte Burg zu gelangen.

4.

Eben ſaß der alte Herr von Geroldseck in ſeinem Gemache auf der Burg und ihm gegenüber ſein Sohn Heinrich, mit dem er ſich über die Sache des Biſchofs von Straßburg beſprach. „Wer hätte es je gedacht“ — begann der Vater — „daß dann erſt meine Sorge um Walther anfangen würde, wenn er im Leben ſo hochgeſtellt wäre? wie habe ich in ſeiner Erhöhung das Ziel meiner höchſten Wünſche zu erreichen geglaubt, und jezt muß ich es faſt bereuen, daß er

ſo hoch geſtiegen, bereuen, daß ich ihn je gezwungen, dieſe Laufbahn zu wählen." „Mein Vater" — entgegnete Heinrich — „wir wollen noch nicht klagen, daß die Sachen ſo ſtehen, wie es jezt iſt, und zufrieden ſeyn, wenn der Kampf Walthers mit der Stadt ſein Verderben nicht noch bis zu uns herüber verbreitet." „Das befürchte ich eben nicht ſo ſehr" — bemerkte der Alte von Geroldseck — „aber eine andere Sorge quält mich: Hermanns, deines ältern Bruders Abzug aus der Burg; der könnte uns wohl geraubt werden, denn wo Hermann kämpft, da läßt er nicht ab, er muß entweder ſiegen oder ritterlich kämpfend den Tod finden. Ein düſteres Traumbild hat mich dieſe Nacht erſchreckt: deine ſelige Mutter iſt mir in demſelben Gewande, in welchem wir ſie vor ſechs Monaten in den Sarg legten, erſchienen, neben ihr ſtand Hermann, den ſie mit ihren Armen umſchlungen hielt, auch deinen Bruder Walther ſah ich auf ihren Wink ihr zueilen, und mir lächelte ſie ebenfalls ſo freundlich zu; vielleicht daß" — Er wollte weiter reden, da trat ein Diener ein und frug, ob der alte Fährmann von der Kinzig nicht eintreten dürfe? „Nimmermehr" rief der Graf, „ich will dieſen Alten nie wieder vor mir ſehen; er hat mir des Kummers genug bereitet durch ſeine leichtſinnige Dirne mit dem verwünſchten Baſtard; wie ſtrenge habe ich ihm verboten, ſich nimmer im Banne meiner Burg ſehen zu laßen mitſammt ſeiner Brut! Geh' und weiſe ihn drohender, denn je, aus meinem Hofe, ſein Anblick würde nur neue Erbitterung in mir erregen!" „Vater" — begann jezt Heinrich die

Rede — „wenn ich von Herzen ſprechen darf, ihr ſeit unbilliger Weiſe gegen den Mann erbittert, ſoll er darum, daß ſeine Tochter gefehlt, und mit ihr euer Sohn Walther, ewig euern Haß und Groll empfinden, oder habt ihr des Grimmes noch nicht genug über ihm ausbrechen laßen, als ihr ihn ſammt ſeiner Tochter und dem Kinde durch eure Rüden aus der Burg heztet?“ Er wollte weiter reden, da trat der Diener noch einmal ein und ſtellte vor, wie dringend der Mann bitte, ihn vorzulaßen, denn er habe dem Herrn Grafen etwas Wichtiges zu eröffnen.

„So geh, mein Sohn, und höre ſelbſt von ihm, was er will, aber vor mein Angeſicht ſoll er nicht kommen, denn ſein Anblick würde mein Innerſtes empören.

Heinrich ging hinaus, aber todtenblaß kam er wieder zurück mit der Kunde, daß eine Schaar Reiſiger mit dem Wappen der Stadt Straßburg im Fähnlein gegen die Burg heranziehe und kaum noch eine Stunde entfernt ſeyn könne. „Da ſeht ihr mein Vater“ — ſezte er hinzu — „wie meine Beſorgniß nicht umſonſt war, daß auch uns das Verderben dieſer unſeligen Fehde erreichen könne, und nur dem armen, verachteten Manne haben wir es zu danken, daß wir wenigſtens nicht ganz unvorbereitet überfallen werden.“

Einen unbeſchreiblich ſchmerzlichen Eindruck machte dieſe Nachricht auf den alten Herrn; ſchon ſeit Jahren litt er an der Gicht, ſo daß er ſich nur mit großer Mühe von einer Stelle zu der andern bewegen konnte. „Wie wird es jezt mit mir werden,

wenn die Feinde über die Burg kommen, wenn Alles zum Kampfe ſich bereitet und ich unthätig da ſitzen muß, und welches wird mein Loos ſeyn, wenn ſie die Burg gewinnen!“ So klagte der alte Graf und hatte jezt Niemand um ſich, der ihn tröſten konnte, als den armen, ſo ſehr von ihm gehaßten Fährmann, denn Heinrich konnte nicht bei dem Vater ſeyn, da er jeden Augenblick benützen mußte, um die Burg in der kurzen Friſt ſo gut als möglich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Wie doch die Noth oft ſelbſt den verachtetſten unſerm Herzen wieder nahe bringen kann! Als ſich der alte Graf ſo einſam und verlaßen ſah, mußte der von ihm ſo unverſöhnlich Gehaßte ſein Tröſter, und nicht blos ſein Tröſter, ſondern auch ſein Retter werden. Der Fährmann wußte den Grafen nicht nur mit Worten zu beruhigen, ſondern er dachte auch auf Mittel und Wege für deßen Sicherheit.

„Im Kloſter Gengenbach“ — wandte er ſich zu dem Herrn der Burg — „wäret ihr wohl am Beſten aufgehoben, ſo lange eure Wohnung in Gefahr iſt, und dahin will ich euch bringen.“ Lange wollte ſich der von Geroldseck nicht verſtehen, dieſem Rathe zu folgen; als aber Rudolph von Habsburg mit den Straßburgern vor der Burg erſchien, als die ganze weſtliche Seite derſelben von Kriegern umgeben war und man jeden Augenblick einen Sturm befürchten mußte, da ließ ſich der Graf endlich durch die Bitte ſeines Sohnes und ſeiner treuen Diener beſtimmen, die Burg ſeiner Väter zu verlaßen und in dem wohl-

befreundeten Kloſter zu Gengenbach eine Zuflucht zu ſuchen.

Da, wo man von Hohengeroldseck in das Kinzigthal hinabſteigt, führte ein, nur Wenigen bekannter, unterirdiſcher Gang aus der Burg in das Freie. Geführt von dem armen Manne trat der Graf den Weg an, oft nöthigten ihn ſeine körperlichen Schmerzen auszuruhen, und als ſie endlich ins Freie kamen, war der alte Herr ſo erſchöpft, daß er keinen Schritt mehr weiter zu gehen vermochte. Noch waren ſie im Bereiche der Burg, leicht konnten ſie von den Belagerern wahrgenommen und verfolgt werden, ſchon wollte der Graf an ſeiner Rettung verzweifeln, da fand der Fährmann abermals wieder Mittel und Auswege. „Edler Herr" — ſprach er — „ihr müßt euch zu einem ſeltenen Ritte bequemen, vertraut euch meinen Schultern an, ich will euch weiter bringen, wenn es auch etwas langſam geht." Mit dieſen Worten nahm der Fährmann, obgleich beinahe eben ſo alt, als der Graf, dieſen auf ſeine ſtämmigen Achſeln und erreichte ſo mit ihm den Ort, wo ſein kleines Häuschen am Ufer des Kinzigfluſſes ſtand. Hier wartete bereits ein anderer Rettungsengel, der die Weitergeleitung des alten Herrn in das Kloſter nach Gengenbach übernahm, denn der Fährmann hielt es für gerathener, nach Geroldseck zurückzugehen, damit dem Junker auf der Burg doch wenigſtens ein Mann von reiferem Alter, wenn auch nicht mit der Kraft des Armes, ſo doch mit klugem Rathe zur Seite ſtände.

Wir kennen ſie ſchon von früher, ſie, die jezt die weitere Rettung des Grafen übernahm, aber wie wenig glich ihre jetzige Geſtalt der aus jener Zeit, als ſie noch mit dem feurigen Walther auf der Bank vor dem kleinen Häuschen ſaß, ein Mädchen wie Milch und Blut, dem man das jugendliche Wohlſeyn aus den Augen ſtrahlen ſah, jezt aber ein abgezehrtes Frauenbild mit eingefallenen Wangen, der Glanz ihrer ſonſt ſo hellen Augen war erloſchen und ihr Blick ein düſterer und kummervoller geworden. Was wollen wir uns auch hierüber wundern! nagte doch ſchon ſeit mehr als ſieben Jahren der Gram und Kummer an ihrem Herzen, hatte ſie doch ſeit jener Stunde, da Walther ſie zum lezten Male umarmt hatte, die ganze Schule der Leiden und Trübſal durchwandelt. Ach! wie ſchwer mußte ſie ſeitdem jenen Augenblick büßen, wo ſie ihrer Schwachheit nachgegeben hatte. Ihre Mutter, als ſie die Folgen des verbotenen Umganges ihrer Tochter mit Walther wahrgenommen hatte, war vor Gram geſtorben und ſeitdem hatte auch Gertrude keine frohe Stunde mehr bei dem Vater, denn ſie war von nun an der beſtändige Gegenſtand ſeiner Vorwürfe, und als unter unſäglichen Schmerzen ein Knabe ſich von ihrem Schooße wand, brach erſt der volle Ingrimm des Vaters über der Unglücklichen aus. Und als der Vater ihr endlich wieder verziehen, und mit ihr und dem Kinde hinauf nach Geroldseck ging, um das Herz des Burgherrn wenigſtens zum Mitleide gegen das ſchuld- und hilfloſe Kind zu bewegen,

da verſchloß dieſer ſein Herz und ließ alle Drei unbarmherziger Weiſe aus dem Schloße hetzen.

Der Mann, der ſo an Gertruden gehandelt hatte, ſtand jezt vor ihr und bedurfte ihrer Hilfe, die edle Seele aber gedachte des Böſen nicht mehr, das er an ihr gethan hatte, vielmehr freute ſie ſich, ihm ſein Unrecht mit Wohlthun vergelten zu können. Nachdem ſie ihn zuerſt in ihrer Wohnung mit Speiſe und Trank erquickt hatte, führte ſie ihn hinaus an den Nachen, um mit ihm nach dem Kloſter Gengenbach zu lenken. Lange wollte das kleine Fahrzeug nicht vom Ufer ſtoßen, denn Walther, ihr 7jähriges Söhnlein, ſtand daneben und weinte bitterlich, als die Mutter ihn allein zu Hauſe laßen wollte. Das hatte ſie bis auf dieſe Stunde noch nie gethan, und auch dießmal hätte ſie den Knaben gerne mitgenommen, allein ſie hatte bemerkt, daß er für den alten Grafen kein willkommener Begleiter ſeyn würde. Denn ſchon, als ſie noch in der Wohnung waren, hatte der Graf den Kleinen, der ſich ſo zutraulich an ihn ſchmiegte und ihn freundlich anlächelte, mit griesgrämigem Blicke betrachtet und einige Male ſogar mit Widerwillen von ſich geſtoßen. Das hatte freilich dem gekränkten Mutterherzen manche heimliche Thräne abgenöthigt, daß der alte Herr ſeines Sohnes eigen Fleiſch und Blut ſo ſehr verabſcheute, da der Kleine doch das ausgedrückte Ebenbild des ehmaligen Junkers Walther war und auch ſeines Vaters Taufnamen führte; Alles, was ihr der Graf von Geroldseck früher Hartes zugefügt hatte, ſchmerzte ſie nicht

ſo tief, als das Leid, womit er ſie jezt aufs Neue betrübte, aber ſie hielt den Schmerz zurück und unterdrückte die Thräne, welche ſchon ihr Auge befeuchtet hatte. Aber der Knabe durfte trotz ſeines Bittens und Flehens nicht mitfahren; ſie verſprach ihm bald wieder heimzukommen und ſtieß vom Ufer. Lange ſchrie der kleine Walther noch hinter der Mutter her, bis er ſie und den Nachen aus dem Geſichte verlor, dann ging er in das Häuschen zurück, legte ſich auf die Bank und entſchlief in ſeinem kleineren Schmerz, um bald zu einem größeren zu erwachen.

Während Gertrud mit dem geretteten Grafen gen Gengenbach hinabrudert, wollen wir unſern Leſern kurz erzählen, was ſich indeßen auf Burg Geroldseck ereignete. Der Ritter von Habsburg, welcher an der Spitze der Straßburger gegen das feſte Schloß heranzog, hatte urſprünglich keinen ernſten Angriff auf daſſelbe im Sinne, ſondern ſeine Abſicht war zunächſt blos die, den alten Grafen aufzuheben, gefangen nach Straßburg zu führen und dadurch den Biſchof Walther zum Frieden mit der Stadt zu zwingen. Im Unmuthe darüber, daß der, den er geſucht hatte, ihm aus den Händen entwiſcht war, ließ er die Burg plündern — eine Sache, die, wenn er ſie auch hätte verhindern wollen, doch geſchehen wäre, denn die Straßburger waren längſt lüſtern nach den Schätzen der reichen Herren von Geroldseck. Aber an die Burg ſelbſt durfte keiner der Krieger ſeine Hand legen, das hatte Rudolph bei harter Strafe verboten.

Was auf Geroldseck geſchah, war Alles das

Werk eines einzigen Tages. Indeß war die Burg nicht so leichten Kaufes gewonnen worden. Graf Rudolph mußte einen guten Theil seiner Mannschaft in den Gräben der Vorwerke todt zurücklaßen, ein Theil der Uebriggebliebenen blieb als Besatzung zurück. Die auf der Burg hatten nur Wenige verloren; aber der Wackersten einer, deßen Verlust der junge Graf Heinrich am schmerzlichsten bedauerte, war der treue Fährmann aus dem Kinzigthale: ihm hatte eine feindliche Streitart im Kampfe auf der Zugbrücke die Schulter gespalten.

Ehe die Straßburger von Geroldseck abzogen, konnten die Raubgierigsten unter ihnen es nicht unterlaßen, einen Streifzug landeinwärts zu machen. Während der Graf von Habsburg mit der Hauptschaar seinen Rückzug antrat, zogen sich die Freibeuter hinab in das Kinzigthal; Sengen und Brennen bezeichnete allenthalben ihre Spur, denn kein Anführer war da, der ihre Raubgier in Schranken hielt. Aber auf ihrem ganzen Wege bis in das Kinzigthal hinab stießen sie auf keine Wohnung, an der sie ihre Plünderungssucht befriedigen konnten. Als sie daher das Häuschen des Fährmanns erblickten, fielen sie wild über dasselbe her, hoffend, wenigstens einige Beute in denselben zu finden. Aber ihre Erwartung wurde getäuscht, sie fanden Nichts, als einen hübschen Knaben, der bis zu ihrer Ankunft auf der Bank geschlummert hatte, jezt aber erschrocken auffuhr, als die Männer mit fremden Gesichtern die Thüre lärmend öffneten und eindrangen. Wie er

lauter Unbekannte um ſich ſah, ſchrie er laut auf und weinte; daran aber kehrten ſich die Männer des Krieges nicht; der hübſche Knabe däuchte ihnen eine willkommene Beute, da ſie ſonſt in der Hütte der Armuth Nichts fanden, ſie ergriffen ihn und ſchleppten ihn trotz alles Widerſtrebens mit ſich fort. Und um noch ein trauriges Andenken an ihren Beſuch zu hinterlaßen, zündeten ſie die Wohnung des Fährmanns an, und machten ſich ſchnell von hinnen, um die Schaar der Ihrigen, die ſchon vorangezogen waren, noch zu erreichen. Den weinenden und nach ſeiner Mutter ſchreienden Knaben aber banden ſie auf ein Roß und trabten mit ihm den Weg hin, den ſie gekommen waren.

5.

Alles dieß war geſchehen, während Gertrud, die indeßen den Grafen zu Gengenbach in Sicherheit gebracht hatte, nach Hauſe zurückruderte. Da das Waßer in damaliger Jahreszeit gerade reißend abwärts ſtrömte, ſo konnte ſie nur langſam am Ufer herauffahren, wodurch ihre Rückkehr um mehrere Stunden verzögert worden war. Es war ſchon ziemlich dunkel, als ſie den Ort, wo ihre Wohnung ſtand, erreichte; — ach! ſie fand Nichts mehr, als rauchende Trümmer, deren Glut noch weithin Helle verbreitete. „Mein Gott!“ — rief ſie aus — „was iſt da geſchehen?“ Das Erſte war, daß ſie ihren kleinen Walther aufſuchte. Unbeſorgt um ſich ſelbſt durchſtöberte ſie die noch rauchenden und glühenden

Oerter; sie konnte bei dem Anblicke der völligen Zerstörung nichts Anderes glauben, als daß sie ihr Söhnlein erschlagen oder erstickt unter den Trümmern finden würde; aber nirgends war die geringste Spur davon zu sehen. Erst nach einer geraumen Weile, als sie sich von dem ersten Schrecken wieder einigermaßen erholt hatte, fiel ihr ein, daß ihr Vater von Feinden gesagt habe, die vor Geroldseck gezogen wären, vielleicht — so vermuthete sie — war durch sie die schreckliche Zerstörung verübt und ihr Kind geraubt worden: auf Geroldseck konnte sie vielleicht ein Näheres erfahren, denn ihr Vater mußte ja dort seyn.

Sie verließ die Stätte des Jammers und eilte der Burg zu, aber nicht um Beruhigung dort zu finden, sondern um einem neuen Schmerze entgegen zu gehen. Sie klimmte den steilen Pfad hinan, gerade auf jener Seite, wo die Mauer von den Feinden mit List erstiegen worden war. Da und dort trat sie noch auf Leichen, mit Schaudern zog sie ihren Fuß zurück, denn sie befand sich in dem Graben der Burg, wo so mancher der Kämpfenden seinen Tod gefunden hatte. Sie verließ diesen schrecklichen Ort und schlug den Weg nach der Zugbrücke ein. Hier angekommen, hörte sie nicht ferne von sich das Röcheln eines Sterbenden; sie eilte an die Stelle — Gott! welch ein Anblick: es war ihr Vater, der, tödtlich getroffen von der feindlichen Mordwaffe, so eben sein Leben unter den schrecklichsten Schmerzen auszuathmen im Begriffe stand. „Mein Vater!“ — rief

Gertrud, und ſchlang ihre Arme um ihn; dieſer aber konnte die Geſtalt ſeiner Tochter nicht mehr ſchauen, doch vernahm er noch die ihm wohlbekannte Stimme. Er raffte ſeine lezte Kraft zuſammen und ſtöhnte noch die wenigen Worte heraus: „Gertrud, Waßer.“ Gleich einem leichtfertigen Reh, nicht denkend ihres eigenen großen Schmerzes, eilte die Tochter den Berg hinab, wo ein Brünnlein floß, und war ſchnell wieder zurück bei dem Sterbenden. In einer Feldflaſche, die neben einem der Erſchlagenen lag, brachte ſie ihrem Vater die lezte Labſal. Er neigte ſein Haupt in den Schoos der ſchluchzenden Tochter zurück. „Mein Vater,“ ſprach Gertrude mit ſanfter und wehmüthiger Stimme zu ihm — „habt ihr mir den Fehltritt meiner Jugend von Herzen verziehen?“ Der Sterbende raffte ſich noch einmal empor, ein ſchwacher, nicht mehr verſtändlicher Laut ging über ſeine Lippen, dann nickte er mit dem Haupte und verſchied. Mit ihren eigenen Händen wühlte die gebeugte Tochter ein Grab in den Boden und bedeckte den geliebten Leichnam.

Jezt erſt gab ſie ihrer frühern Sorge um das Aufſuchen ihres Kindes wieder Raum. Ohne Furcht ging ſie durch die Thore der von Feinden beſezten Burg, ungeſcheut forſchte ſie bei dem nächſten ihr Entgegenkommenden von der Beſatzung, und erfuhr, wie Bürger von Straßburg das Schloß gewonnen und nun inne hätten, wie ein Theil der Schaar einen Streifzug durch das Kinzigthal gemacht, nun aber wieder unter der Burg vorbeigekommen wäre,

um den Voranziehenden auf dem Wege nach Straßburg nachzueilen. So hatte nun doch die gebeugte Mutter wenigstens einige Spur von der feindlichen Horde, die so schrecklich in dem Kinzigthale gehaust hatte; auf der Stelle verließ sie die Burg und ging, wohin der Fuß sie trug, wenn es nur die Richtung gen Straßburg war, sie stieg über Felsen und Steine, achtete nicht der Dornen und Disteln, die ihre Füße verwundeten, nicht, wenn sie im Dunkel der Nacht auf Felswegen ausgleitete und zu Boden fiel: nur Ein Ziel schwebte ihren Augen vor, wie sie ihren verlorenen Sohn wieder finden möge.

Schon die ganze Nacht war sie durch Wälder und Gebirgsschluchten geirrt, ihre Schuhe waren ihr während des Gehens über Steck und Stein von den Füßen gefallen; sie fühlte es nicht, bis das Blut ihr aus den Zehen floß. Mehrere Meilen hatte sie schon zurückgelegt; oft war sie vor Mattigkeit hingesunken, aber immer raffte sie ihre Kraft wieder zusammen und irrte weiter. Die Nacht war vorüber, es dämmerte und ging schon wieder dem neuen Tage zu; Gertrude erblickte am fernen Horizonte einen schwarzen Punkt: sie kannte ihn wohl, es war der riesige Münster von Straßburg, der leitete die Irrende wieder auf die rechte Straße, von der sie längst abgekommen war. Bald sah sie im Scheine der aufgehenden Sonne die gewaltige Strömung des Rheines, der sich wie ein Silberstreifen durch das weite Thal hinabzog. So oft schon, wenn Gertrude von den Höhen des Schwarzwaldes in diese weitgedehnte Fläche

hinabgeblickt hatte, war es ein freudiger Anblick für ſie geweſen, wenn die Sonne hinter dem fernen Wasgau heraufſtieg, ein herzerhebendes Schauſpiel, wenn die Spitze des rieſigen Münſterthurmes wie vom purſten Golde glänzte und in den Fluthen des Rheines widerſtrahlte. Wie ganz anders war es Gertruden heute ums Herz. Der Glanz der aufgehenden Sonne däuchte ihr ein blutrother Schein; ſie eilte aus dem Dunkel der Wälder heraus auf die Ebene, aber kein lieblicher Anblick bot ſich ihr dar; ſie ſah einen dichten Rauch aus den nächſt liegenden Orten aufſteigen, überall zeigten ſich Spuren, daß feindliche Schaaren über dieſe Gegend gekommen waren. Zu jeder andern Zeit wäre dieß ein herzbewegender Anblick für Gertrude geweſen, welch ganz andern Eindruck machte dagegen jezt das Anſchauen dieſes Jammers und Unglücks auf ſie. Sie konnte unmöglich betrübt ſeyn, denn erkannte ſie nicht in dem, aus dieſen Orten aufſteigenden, Rauche ein ſicheres Zeichen, daß Diejenigen hier geweſen, die auch ihr die Wohnſtätte zerſtört und das Theuerſte, was ſie im Leben beſaß, von der Seite gerißen hatten? Sie durfte ſich vielmehr freuen, denn ſie hatte ja jezt eine Spur von der feindlichen Schaar und damit vielleicht auch von dem geraubten Lieblinge ihres Herzens. Schnell eilte ſie dieſen Stätten der Zerſtörung zu, die erſten Beſten, die ihr begegneten, rief ſie an und bald wurde ihr die tröſtliche Kunde, daß eine Schaar Straßburger dieß Dorf überfallen habe, die einen wunderhübſchen Knaben, auf ein

Roß gebunden, mit sich führe, aber diese glänzende Horde sei bereits, in der Richtung gegen die Stadt, weiter gezogen. Jezt beflügelte Gertrud von Neuem ihre Schritte, aber erst, nachdem sie durch drei, nicht weit von einander liegende, Ortschaften gekommen war, sah sie eine Schaar Reisiger vor sich die Straße dahin traben; flugs war sie bei ihnen und, siehe da! ihr lieber kleiner Walther wurde mitten unter ihnen auf einem Pferde mitgeführt.

Unerschrocken drängte sich die überglückliche Mutter durch die Schaar zu ihrem Kinde hin und rief den Kleinen beim Namen, der, noch ehe er die Mutter wirklich erkannte, die Händchen gegen sie ausstreckte. Gertrude wollte ihn mit ihren Armen umfaßen und rief flehend den Männern zu: „Haltet an, um Gottes Willen, es ist mein Kind, das ihr mit euch führt!" Aber die rohen Kriegsleute hielten nicht, sondern ließen die Roße forttraben und spotteten über das Jammern und Wehklagen der Mutter, während diese, den festgebundenen Knaben immer am Aermchen haltend, neben ihnen herspringen mußte. „Habt Erbarmen und gebt mir mein Kind zurück!" — wiederholte Gertrud mehrere Male, aber die Unmenschen hörten nicht, bis sie endlich, erschöpft vor Müdigkeit, neben dem Roße, worauf der kleine Walther saß, niedersank. Aber jezt erscholl auf einmal vornen am Zuge das Befehlswort: „Halt!" Die Schaar, welche den Knaben führte, war mit der Hauptmacht unter des Grafen von Habsburg Befehl zusammengetroffen; der Zug stand stille, und dadurch allein wurde es ver-

hindert, daß Gertrude nicht von den Hufen der Roße zertreten wurde. Rudolph von Habsburg hatte den wehklagenden Ruf der Frau gehört; schnell zur Stelle, stieg er vom Roße und richtete selbst die noch Jammernde vom Boden auf. Mit drohendem Blicke gegen die Räuber wandte er sich, nachdem er erfahren, wie sie den Schmerz der trauernden Mutter verhöhnt hatten, zu diesen: „Seyd ihr auch ehrsame Bürger einer reichsfreien Stadt, ihr die ihr so unmenschlich handelt, und mit Raub und Brand eure Bahn allenthalben bezeichnet habt? unverzüglich gebt den geraubten Knaben der Mutter zurück, und laßet sie mit ihm in Frieden ihres Weges ziehen!"

Schnell gehorchten die Straßburger, denn es bedurfte nur eines Winkes, nicht einmal eines Wortes von Seiten ihres vielgeehrten Hauptmanns und Bannerherrn, wenn Etwas geschehen sollte. Alsbald wurde der Knabe von mehr als zehn bereiten Händen losgebunden und der Mutter zurückgegeben, die ihn in ihre Arme schloß und über der Freude des Widerfindens all der schmerzhaften Stunden vergaß, die sie um seinetwillen hatte erdulden müßen. Dem Grafen aber fiel sie zu Füßen und dankte ihm mit den rührendsten Worten, daß ihr durch seine Vermittelung der Knabe wieder geschenkt worden. Schon war sie im Begriffe, den Rückweg in ihr Thal wieder anzutreten, als Rudolph fragte: „wo ist euer Wohnort, gute Frau, daß ich euch sicheres Geleit dahin geben laße? Nun erst gedachte Gertrude deßen, was Tags zuvor geschehen war. „Gnädiger Herr" — antwortete

sie mit Thränen in den Augen, — „ich habe keine Heimath mehr, denn das Häuschen, worin ich mit meinem Vater wohnte, ist in Asche gelegt worden, und der alte Mann liegt in der kalten Erde im Burggraben zu Geroldseck.“ „So dürft ihr nicht mehr in euer Thal zurückkehren“ — erwiederte der Graf — „sondern ihr folget mir, denn wir sind nicht mehr weit von der Stadt Straßburg entfernt; allda will ich euch unterbringen und für den Knaben Sorge tragen, damit ihr nicht mehr so verlaßen seyd.“ Mit gerührtem Danke nahm Gertrud das freundliche Anerbieten an, sie faßte den Knaben bei der Hand und folgte dem Zuge bis vor die Thore der Stadt. Wohl ritt die Schaar der Straßburger voran, aber als Gertrud hintennach kam, hielt der Graf von Habsburg am Thore und wartete ihrer; liebreich nahm er Mutter und Kind bei der Hand und führte sie in die, nahe dem Thore gelegene, Wohnung seines Freundes, Herrn Rainbold Liebenzeller, der sich kürzlich im Streite vor St. Aurelienthor so ritterlich ausgezeichnet hatte. Der nahm Gertruden mit dem kleinen Walther liebevoll in seine Pflege, so daß Beide bald erkannten, daß sie in die besten Hände gekommen waren. Auch Graf Heinrich von Geroldseck kam zu Rainbold Liebenzeller und wurde in deßen Hause wohl und freundschaftlich aufgenommen.

Nicht lange mehr verweilte der Graf von Habsburg in der Stadt Straßburg, als ihn eine andere kriegerische Unternehmung wieder aus deren Mauern führte, dem Bischofe zu Schaden und der Stadt

zum Frommen; dazu war dieser neue Zug mit weit weniger Anstrengung und Verlust von Leuten verknüpft, als die Besetzung der Burg Geroldseck.

6.

Längst schon hatte Bischof Walther mit schwerer Hand über die Stadt Colmar gewaltet, da geschah es, während der Krieg zwischen ihm und den Straßburgern währte, daß seine Anhänger in jener Stadt Diejenigen austrieben, die es mit den Straßburgern hielten. Unter den Vertriebenen war auch der Schultheiß Rößelmann, der viele Freunde und Verwandte in Colmar besaß. Um sich nun an den Bischöflichgesinnten zu rächen, trat er in Unterhandlung mit Rudolph von Habsburg und trug ihm an, ihn sammt seinen Leuten Nachts in die Stadt zu bringen, so daß er sie ohne viele Mühe gewinnen könnte. Der Graf ging auf das Anerbieten ein, und nun ließ sich Rößelmann in einem Faße in die Stadt nach dem Hause eines Domherrn, der sein Verwandter war und um die Sache wußte, bringen, und schickte sogleich zu seinen Freunden, um sie mit dem Plane bekannt zu machen. Als die Nacht hereinbrach, wartete der Graf schon mit seinen Leuten vor den Thoren; der Schultheiß erschien, öffnete die Pforte und steckte eine Bürde brennendes Stroh an einen Speer, denen draußen zum Zeichen, daß es nun Zeit wäre hereinzukommen, was auch geschah, ehe Jemand in der Stadt es ahnen konnte. Nun hatte Rößelmann ferner veranstaltet, daß in jede Straße

ein Bund Stroh gelegt wurde; dieſes zündete man jezt an, um den Feinden überall die gehörige Helle zu verſchaffen. Dieſe ritten mit gezückten Schwerdtern und dem Rufe: „Habsburg! Habsburg!“ durch alle Straßen und ſo gewann Rudolph die Stadt mit weniger Mühe, als er ſelbſt vermuthet hatte.

Dem Beiſpiele von Colmar folgte noch eine andere wichtige Stadt, die ebenfalls zum Bisthume Straßburg gehörte, und zwiſchen Partheien getheilt war, das war Mühlhauſen im Sundgau. Wie die Parthei, welche zu den Straßburgern hielt, von dem Ereigniße zu Colmar hörte, ſchickten ſie heimlich zu dem Grafen von Habsburg, und ſchloßen ihm ebenfalls bei Nacht die Thore auf. Aber auf der Burg zu Mühlhauſen hatte der Biſchof einen Schultheißen, der ſich mit aller Macht gegen das Volk in der Stadt und deßen ſelbſterwählten Helfer, den Habsburger, ſezte. Da belagerten die Städter die Burg zwölf Wochen lang, nahmen ſie endlich ein, ſchleiften die Werke und machten die ganze Beſatzung zu Gefangenen.

Ungeachtet dieſer vielfachen Befehdungen, gegenſeitigen Plünderns und Verheerens der Städte und Dörfer, wollte es doch lange nicht zu einem entſcheidenden Treffen kommen, weil keiner von beiden Theilen ſich die Kraft dazu zutraute, endlich aber fand ſich auch zu dieſem die nothgedrungene Veranlaßung. Aus Beſorgniß, der Biſchof möchte den feſten Kirchthurm zu Munolzheim als einen Punkt wählen, von wo aus er die Straße nach Brumat, Hagenau und Hochfelden

beherrschen könnte, zog um die Fastenzeit eine Anzahl Straßburger Bürger zu Roß und Fuß, gefolgt von Steinmetzen und andern Werkleuten, unter Anführung Rainbold Liebenzellers gen Minnolzheim und zerstörte den Thurm. Wie nun die Kunde hievon vor den Bischof kam, ließ er die Glocke von Molsheim anziehen, was das Zeichen war, daß auch in allen übrigen bischöflichen Städten und Dörfern die Glocken geläutet und in Folge deßen eine bedeutende Heeresmacht schnell zusammengebracht wurde. Als hierauf der Bischof seine Leute zählte, und 300 Ritter und gegen 5000 Mann Fußvolk zu seinem Dienste bereit sah, da zögerte er nicht länger mehr mit einem ernsthaften Angriffe auf die Städter, um so weniger, als er überzeugt war, daß der Krieg auf keine andere Weise würde zu Ende gebracht werden können.

Sobald die Straßburger merkten, daß der Bischof einen ernsten Angriff beabsichtige, sandten sie Eilboten in die Stadt um Verstärkung, und nahmen inzwischen eine sichere Stellung rückwärts zwischen Ober- und Mittelhusbergen, so daß sie einstweilen durch das Flüßchen Breusch von den Bischöflichen getrennt blieben. Leztere aber, die den Rückzug der Straßburger für einen ernstlichen hielten, wollten den günstigen Augenblick nicht unbenüzt laßen, den Feinden in den Rücken zu fallen. Kaum hatte Herr Liebenzeller dieß wahrgenommen, als er sich schnell wieder mit den Seinigen umwand und, um jeden Preiß zum Kampfe entschloßen, ihnen zurief: „seyd starken Muthes, liebe Freunde und Mitbürger, fechtet unerschrocken für

unſerer Stadt Ehre und für die ewige Freiheit unſerer ſelbſt, unſerer Kinder und Nachkommen!“ Nachdem er ſo die Seinigen ermuthigt und ſich ſchon zum Angriffe angeſchickt hatte, kam eben auch die Hülfsmacht aus der Stadt, von Herrn Nicolaus Zorn dem Aeltern geführt, bei ihnen an. Mit dieſen vereinigt, erwählten ſie zween, die den Befehl über das fußgehende Volk übernehmen ſollten, Hug Kuchenmeiſter, und Heinrich Bohn, beide angeſehene Bürger aus Straßburg. Dieſe ließen vor Allem die Schützen ſich von dem übrigen Volke abſondern, mit der Weiſung, am allgemeinen Streite vorerſt keinen Theil zu nehmen, ſondern den immer neuen Zuzügen der Biſchöflichen aufzulauern, ſie mit ihren Pfeilen zu begrüßen und ſo zu verhindern, daß ſie nicht zum Hauptheere ſtoßen könnten.

Auf beiden Seiten war der entſcheidende Kampf feſt beſchloßen. Schon ritt der Biſchof im Angeſichte der Feinde vor der Schlachtordnung der Seinigen auf und nieder und ermahnte ſie, tapfer zu ſeyn und Ruhm zu erſtreben für ewige Zeiten. Er war gar ſtattlich anzuſehen, dieſer geiſtliche Fürſt von hoher, ſchlanker Statur, wie er ſo auf ſeinem ſtolzen Streitroße ſaß, das über und über mit Eiſen und Stahl bedeckt war. Er hatte, als er auszog, den köſtlichſten Silberharniſch angelegt, der ſich im Rüſthauſe vorfand; es war derſelbe, den einſt ſein Vorfahr Werner, ein treuer Anhänger des unglücklichen Heinrich IV. in jener Stunde getragen hatte, als er im Dienſte ſeines Königs gegen Kloſter Hirſau zog, aber vom Schlage

getroffen mit Heulen vom Pferde fiel, wie er eben ſeine Vaſallen zur Zerſtörung des Kloſters antreiben wollte. Es war ſchon dieß keine gute Vorbedeutung für den Biſchof am heutigen Schlachttage, aber auch noch ein anderer Unfall hätte ihn warnen ſollen, heute nicht in den Streit zu ziehen. Als er nämlich dieſen Morgen aus dem Thore ſeiner Burg Dachenſtein herausritt, fiel ein locker gewordener Stein von der Zinne herab und traf ſo mächtig auf ſein Haupt, daß der Helm mit goldenem Kleinod losrieß und klirrend zu Boden rollte; der Stein aber hatte den Helm zuvor ſo eingedrückt, daß der Biſchof eine ſtarke Kopfwunde empfing. Darum hatte ihn auch ſein Bruder Hermann gleich gebeten, unter ſolchen traurigen Vorbedeutungen nicht auszuziehen, oder, wenn er je darauf beharren wollte, ihm den Oberbefehl über das Volk zu übertragen. Allein Walther lachte über dieſe Beſorgniſſe, ließ ſich den Helm wieder reichen und drückte ihn ſo feſt auf ſein Haupt, daß aus der Quetſchung Blut floß, welches unter dem Helme hervorquoll. Es mußte heute zum Streite kommen, das war ſein feſter Entſchluß, als er vor der Schlachtordnung ſtand, und auf eine nochmalige ernſte Abmahnung ſeines Bruders, der ihn zugleich auf die weit überlegene Macht der Feinde hinwieß, ſcheute ſich der Biſchof nicht zu erwiedern: „ſo reden freilich die Zaghaften, denen das Herz gleich hinunter fällt, wenn es zum ernſten Kampfe geht; wer nicht mitſtreiten will, möge immerhin nach Hauſe gehen, aber unter denen, die ſich von Geroldseck nennen, hat noch Keiner ſo

geredet." „Möge Gott euch dieſe Schmach verzeihen, die ihr Dem anthut, der unter Einem Herzen mit euch lag," erwiederte Hermann, „und möget ihr nie bereuen, daß ihr mich einen Zaghaften genannt, wenn ich euer hartes Wort mit Vergießung meines Herzblutes Lügen ſtrafe." Mit dieſen Worten ritt Hermann wieder unter die Schaar der Uebrigen zurück.

Jezt wurden auf beiden Seiten die Helme aufgeſtürzt und die Schwerdter gezückt. Einer von den Straßburgern, Markus von Eckerensheim, legte die Lanze ein und rannte zuerſt gegen die Biſchöflichen. Das gewahrte Hermann von Geroldseck, plözlich legte auch er ein und rannte gegen den Edelknecht. Sie ſtachen beide aufeinander, daß die Speere in Splitter flogen und Mann und Roß zu Boden fielen. Da eilte man von beiden Seiten herbei, brachte ihnen friſche Roße, und nun wurde der allgemeine Angriff durch die Reiterei eröffnet. Als nun dieſe eine Zeitlang geſtritten hatte und die Kämpfer ganz unter einander gekommen waren, rückten die fußgehenden Straßburger den Ihrigen nach, umzogen das Heer, Freunde wie Feinde, und ſtachen beider Theile Roße nieder, denn es war unmöglich, in dem Getümmel die Einen von den Andern zu unterſcheiden. Auch hatte ihnen der alte Liebenzeller dieß angerathen, „denn" — ſagte er — „die Bürger ſind nahe bei der Stadt und bedürfen der Roße nicht, der Biſchof aber iſt deſto weiter von ſeiner Heimath entfernt und mag uns auf dieſe Weiſe nicht entkommen."

Aber vier Ritter auf Seiten der Biſchöflichen

kämpften immer noch zu Roße: das war Herr Walther selbst, seine beiden Edelknappen, Burkhardt Murnhard und Wolfelin Meigenreiß und sein Bruder Hermann. Alle vier hieben wacker auf die Straßburger ein, besonders aber ließ der Bischof seine Klinge über den Köpfen seiner Unterthanen sausen und sie bückten sich noch tiefer vor ihm, als früher, wann er die Hand zum Segen über sie erhob. Schon wandte sich eine ganze Schaar Feinde vor den vier Rittern, schon wurde der Sieg, der sich bereits auf Seite der Städter gewandt hatte, wieder zweifelhaft, da erschien auf einmal die Schaar der Straßburger Schützen, geführt von einem Ritter von hoher Statur mit verstürztem Helme; auf hoch erhobenem Schilde aber prangte der Habsburgische Löwe. „Der Habsburger!“ schrieen Alle und wandten sich wieder gegen die Bischöflichen, denen sie eben den Rücken gewandt hatten, und an sie schloßen sich die Schützen an, die ihre leeren Köcher von sich geworfen hatten und nun statt des Bogens das Schwerdt mit gleicher Kraft führten. Rudolph von Habsburg aber suchte nur Einen Gegner für sein gutes Schwerdt, und der war Bischof Walther. Ein hitziger Kampf begann zwischen Beiden, doch war der Graf, den man mit Recht „den kräftigsten und theuersten Ritter seiner Zeit“ nannte, dem Bischofe, der erst seit Kurzem wieder das Schwerdt zu führen gewöhnt war, weit überlegen. Der Habsburger faßte einen kräftigen Schwung und hieb dem Bischofe den Helm vom Haupte. Vergebens suchte dieser mit dem Schilde

ſein glatt geſcheretes Haupt zu decken, die Hiebe ſeines Feindes wurden immer heftiger, der Schild zerſprang; noch ein Einziger, und des Biſchofs Haupt wäre geſpalten worden. In dieſem Augenblicke fuhr ein ſtarker Arm zwiſchen Beide und hielt einen noch unverſehrten Schild vor. Es war Hermann von Geroldseck, der den Hieb des Habsburgers auffing und damit ſeinem Bruder das Leben rettete. Ein neuer, nicht minder heftiger Kampf begann jetzt zwiſchen Hermann und Rudolph.

Während dieſe Beiden kämpften, faßte der Edelknecht Welſelin das Roß ſeines Herrn beim Zügel, riß es herum und wandte ſich mit dem Biſchofe zur Flucht. Wie die Straßburger dieß ſahen, eilten ſie den Fliehenden nach, kehrten aber, da es ihnen nicht möglich war, ſie zu erreichen, bald wieder auf das Schlachtfeld zurück. Die Einzigen, welche hier noch kämpften, waren die Grafen von Habsburg und Geroldseck. Erſterer, den der Kampf mit dem Biſchofe ſchon ſehr angeſtrengt hatte, konnte ſich nur mit Mühe noch gegen ſeinen Gegner halten, und beſchränkte ſich auf ſeine eigene Vertheidigung. Dieß ſah der Edelknecht Markus von Ickerensheim; entweder meinend, dem Habsburger dadurch einen Dienſt zu leiſten, oder aus Groll gegen den Grafen Hermann, der ihn beim Beginne des Treffens vom Pferde geſtoßen hatte, legte er ſeine Lanze ein und ſtach den Geroldsecker durch das Helmgitter, daß er tödtlich verwundet vom Pferde ſank und in weniger als einer Stunde den Geiſt aufgab. Gleich nach dieſer

unritterlichen That hatte er ſich wieder unter ſeine Genoſſen gemiſcht, wie wenn er ein edles Ritterſtück ausgeführt hätte.

Jezt fielen die Sieger über die Feinde her, die in Haufen das Schlachtfeld bedeckten. Sie zogen Alle aus und nahmen ihnen Rüſtung, Waffen und Kleider, daß ſie bloß und nackt umherlagen, bis ſie am Abende von ihren Freunden aufgeleſen und begraben wurden. Auf Seite der Biſchöflichen zählte man der Erſchlagenen gegen 60 Ritter und Edle, ohne die Leute von geringerem Stande, unter jenen Graf Hermann von Geroldseck, des Biſchofs Bruder, und eine Menge Gefangener. Die von Straßburg hatten verhältnißmäßig nur wenige Todte. Ein einziger Gefangener aber, der Metzger Bilgeren, den die Biſchöflichen auf ihrer Flucht gen Geiſpolzheim mitführten, wurde, als dieſe erfuhren, wie viele ihrer Freunde im Treffen geblieben waren, ebenfalls ermordet. Dem Zuge der Triumphirenden ritt der Graf von Habsburg voran, der, eben abweſend von der Stadt, die Kunde vom Zuge der Straßburger erſt ſpäter erhalten hatte, und dann zur rechten Stunde auf dem Schlachtfelde erſchien, um den Ausſchlag zu geben.

7.

Während in den Mauern von Straßburg Alles voll Jubel und Freude war, ritt der Biſchof mit zerſchlagenen Gliedern auf müdem Roße in ſeine Burg zu Dachenſtein ein. Größer, als der Schmerz

seiner Kopfwunde war für ihn der, daß er besiegt das Feld hatte räumen müßen, während die Bürger stolz das Haupt erhoben. Seine Macht war auf immer gebrochen, und wohl mochte er jezt zu der Ueberzeugung gekommen seyn, daß es viel gerathener wäre, Frieden mit seinen Unterthanen zu schließen. Er ordnete deßhalb gleich am Tage nach der Schlacht einige seiner Geistlichen in die Stadt ab um das Werk des Friedens zu fördern, zugleich hob er auch das Interdikt auf, und gab die Uebung des öffentlichen und häuslichen Gottesdienstes wieder frei. Sodann ließ er den Bürgern freundlich entbieten, sie möchten doch seine Gefangenen, die sie vom Schlachtfelde mit geführt hatten, tugendlich halten, besonders aber seinen Bruder Hermann, den er auch unter denselben befindlich glaubte.

Die Straßburger aber wollten unter diesen Umständen Nichts von Frieden wißen; sie waren durch ihren lezten Sieg so mächtig geworden, daß man sie im ganzen Bisthume fürchtete, und wohin sie kamen, verübten sie, was ihnen nur einfiel. Auch mochten sie an Krieg und Heerfahrten so gewöhnt seyn, daß es ihnen schwer ward, das Schwerdt so plözlich in die Scheide zu stecken; indeßen ließen sie dem Bischofe in Beziehung auf die Gefangenen eine befriedigende Antwort ertheilen. Bei dieser Gelegenheit wurden sie aber erst aufmerksam auf den Grafen Hermann gemacht, als sie hörten, wie sehr namentlich an seinem Schicksale dem Bischofe gelegen war. Es wurde daher mit allem Fleiße unter den Gefangenen

nachgesucht, um so mehr, als es von großem Vortheile für die Bürger gewesen wäre, wenn sie den Bruder des Bischofs in ihrer Gewalt gehabt hätten. Nachdem man hier vergebens gesucht und es sich gleichfalls herausgestellt hatte, daß ihn auch Niemand in der Stadt heimlich verborgen hielt, kam durch einen Mann von Donolzheim zufällig die Kunde, wie damals, als man die Todten auf dem Schlachtfelde begraben hatte, ein Leichnam in glänzender Rüstung vorgefunden worden sey, den Niemand kannte, und der gleich Allen Uebrigen in ein Loch geworfen wurde. Dieser Mann wurde sofort an den Bischof geschickt, um ihm Näheres über diesen Vorfall zu berichten.

Noch lag Herr Walther, vom Schmerze seiner Wunden schrecklich geplagt, auf seinem Bette, als der Bote von Donolzheim bei ihm Einlaß begehrte. Ehe dieser aber vorgelaßen wurde, ward er zuvor von Burkhard Munnhard und Wolfelin Meigenreiß, die allein um ihren Herrn waren, über die Ursache seines Erscheinens befragt. Gerne hätten sie die traurige Kunde nicht vor den Bischof kommen laßen, um seiner zu schonen, denn sie wußten wohl, welchen Eindruck dieselbe auf ihn machen würde, aber Walther hörte von seinem Gemache aus ihr Gespräch mit dem Boten und nun mußte er vorgelaßen werden. Mit sichtbarer Rührung hörte der Bischof die Trauerkunde; er, der sonst nie geweint hatte, verhüllte sein Antlitz und vergeß heiße Thränen, denn es war nicht mehr zweifelhaft für ihn, daß jener unbe-

kannte Leichnam, den man in eine Grube geworfen hatte, Niemand anderes als sein Bruder wäre, zumal, da ihm der Bote einige besondere Merkmale angab, die er an dem Todten wahrgenommen hatte. „Es ist mein Bruder!“ — rief Walther aus — „aber ich muß hin und ihn selbst betrachten, muß in sein erbleichtes Antlitz schauen und ihm ein ehrlich Begräbniß bereiten.“ Er ließ sich nicht zurückhalten, so sehr ihn auch die Beiden ermahnten, zu bleiben, zumal da seine Kopfwunde einen bösartigen Verlauf zu nehmen drohte. Zu Fuß und mit verbundenem Haupte folgte er dem Boten an den Ort, wo der bezeichnete Leichnam lag. Es war ein jämmerlicher Anblick, der sich ihnen unweit der Stelle, wo der für den Bischof so unglückliche Streit vorgefallen war, darbot. Wo sie den Fuß hinsetzten, lagen mit Erde bedeckte Leichname umher, aber von vielen ragten noch die Hände und Füße hervor, denn in der Schnelligkeit hatten die Bewohner des nahe gelegenen Dorfes Donolzheim bloß kleine Vertiefungen gegraben, worein sie die Gefallenen einscharrten, damit sie nicht eine Beute der Raubvögel würden. Nun kamen sie auch an die Stelle, wo nach der Bezeichnung des Boten der Leichnam des ritterlichen Grafen von Geroldseck lag. Es war jener Ort, den der Bischof wohl noch kannte, wo er im hitzigen Streite mit dem Grafen von Habsburg gestanden und sein Bruder rettend den Schild über ihn ausgebreitet hatte. Schnell hatte der Mann von Donolzheim ein Loch aufgescharrt und zog einen Todten

daraus hervor, den der Biſchof im erſten Augenblicke kaum als ſeinen Bruder erkannt hätte. Wohl war er von hoher, kräftiger Statur, wie die meiſten des Geſchlechts von Geroldseck, er hatte jene nervigen Arme, wodurch ſie Alle zum Führen des Schwerdtes wie geboren waren; noch waren die Fäuſte des Todten feſt geſchloßen, als ob ſie den Schwerdtknauf feſthielten, aber ſein Antlitz war ſo zugerichtet, daß auch nicht ein Zug mehr daran kenntlich war. Der obere Theil des Hauptes war zerſplittert, und aus der zerſtörten Hirnſchale ragte eine Lanzenſpitze, die vom Schafte gebrochen war, hervor. Es war ſomit erwieſen, daß nicht des Habsburgers Schwerdt, ſondern die Lanze eines Andern den Todten getroffen hatte. Erſt, als der Mann das erbleichte Haupt in die Höhe hob, wurde das Merkmal ſichtbar, welches außer Zweifel ſetzte, daß es des Biſchofs Bruder ſey.

Jezt überließ ſich Walther dem Uebermaaße des Schmerzes, er warf ſich auf den Boden, legte das Haupt des Todten in ſeinen Schooß und ein Strom von Thränen ergoß ſich über das zerſtörte Antlitz. „Mein Bruder“ — rief er aus — „wie haſt du ſo treulich erfüllt, was du ausgeſprochen, als du noch kräftig ins Leben blickteſt, wie haſt du mit Vergießung deines Blutes mein ſchnelles Wort widerlegt, als ich dich in die Reihe der Zaghaften ſtellte; ja, du haſt es widerlegt und dein Leben gelaßen für mich, der deiner Liebe nicht werth war. Vergib mir, mein Bruder, mein hartes Wort in jener Stunde, vergib mir den Argwohn, den ich

durch das ganze Leben gegen dich im Herzen trug!“ Walthers Haupt ſenkte ſich auf das Antlitz des Todten und lange hörte man Nichts mehr, als ein dumpfes Stöhnen und Schluchzen. „Mein Bruder“ — ſo begann vom Neuem ſein Schmerz laut zu werden — „warum habe ich dir nicht gefolgt, als du mich abmahnteſt vom Streite am Tage des Unglücks, da du vorausſahſt, daß dieſer Tag kein Heil bringen würde!“ Er hörte nicht auf zu klagen und die Hände zu ringen über dem Todten, bis noch mehrere Leute von Donolzheim herbei kamen, die ihren Herrn gleichſam mit Gewalt von dieſem Orte des Jammers, der Trauer und des Schmerzes hinwegführten. Den Leichnam aber bedeckten ſie mit einem weiten Mantel und trugen ihn auf ihren Schultern gen Donolzheim. Hinter ihnen her ging tiefgebeugt der Biſchof. Dießmal war es ein trauriger Einzug, den er bei ſeinen Unterthanen hielt. Sonſt, wenn er bei ihnen erſchien, um eine heilige Handlung zu verrichten, ging er unter einem ſeidenen Thronhimmel, den vier Amtsherrn des Kapitels über ſeinem, mit der köſtlichen Tiare geſchmückten, Haupte trugen: heute wandelte er allein dahin, umgeben von Keinem der Seinigen, im einfachen Gewande des Prieſters, das wunde Haupt nur mit einem Tuche umwunden, und vor ihm her trägt man die Leiche ſeines Bruders. Alle, die heute ihren ſonſt ſo ſtolzen und mächtigen Herrn ſahen, weinten Thränen des Mitleids, daß ſeine frühere Herrlichkeit ſo gar zu Ende gegangen

und seine Freude mit Einem Male in Trauer verwandelt worden war.

Als der Zug zu Donolzheim angekommen war, wurde der Leichnam des Grafen mit einem Todtenhemde bekleidet, dann in einen kostbaren Sarg gelegt, den die Einwohner aus eigenen Mitteln verfertigen ließen, um den, im ritterlichen Kampfe gefallenen, Bruder ihres Herrn und Gebieters zu ehren. Alles Volk von Donolzheim und der Umgegend ging hinter dem Sarge her, als man ihn zur Kirche trug, wo er unter dem Gesange der Geistlichen vor dem Altare in die Erde hinabgesenkt wurde. Viele Thränen flossen über seinem Grabe, denn Jedermann, der den Grafen Hermann von Geroldseck gekannt hatte, liebte und schätzte ihn. Drei Tage brachte der Bischof im Schmerze an dem Grabe seines Bruders zu, und genoß weder Speise noch Trank, da kamen die beiden Edelknappen Burkhard Murnhard und Wolfelin Meigenreiß, und holten ihn ab auf seine Burg Dachenstein.

Indeßen dauerten die Befehdungen von Seiten der Straßburger immer noch fort; jeden Tag zogen sie aus der Stadt und machten neue Streifzüge in die Nähe und Ferne, sie zerstörten alle Städte und Dörfer, die zu des Bischofs Gebiet gehörten; auch gen Donolzheim kamen sie, plünderten und brannten daselbst Alles nieder, nur die Kirche, wo Graf Hermanns Gebeine lagen, blieb unangetastet, denn auch die Feinde ehrten den ritterlichen Grafen noch im Tode.

Wie Bischof Walther von Burg Dachenstein herab all den Jammer sah, der sein Land um seinetwillen betroffen hatte, so sandte er abermal nach Straßburg, um noch einmal wegen Frieden zu unterhandeln. Alle seine Leute hatten ihn verlaßen und schloßen, Jeder für sich, Friedensverträge mit der gefürchteten Stadt, auch waren die meisten seiner Städte, Flecken und Dörfer von ihm abgefallen, so daß er fast Nichts mehr sein nennen konnte; die Bewohner vom Lande aber fuhren wieder ungehindert nach Straßburg, und kauften und verkauften daselbst wieder, wie zuvor. Waren die Straßburger das erste Mal übermüthig und störrisch, als ihnen der Bischof den Frieden bot, so war dieß jezt noch weit mehr der Fall, wo sie sahen, daß ihr Feind nur nothgedrungen, da er keine Gewalt und Macht mehr hatte, und allein lag, um denselben bitten mußte. — Als der Bischof erfuhr, wie die Straßburger alle Fiedensunterhandlungen höhnisch zurückwiesen, so wurde sein Grimm, der im Schmerze über den Tod seines Bruders versiegen gegangen war, wieder von Neuem rege, und er ließ zum zweiten Male den Bann verkündigen über die Stadt, den fürchterlichsten, der je über sie und ihre Gotteshäuser ergangen war. Aber der Bannstrahl des Bischofs hatte seine Kraft verloren, seitdem deßen Schwerdt so unglücklich im Treffen gekämpft hatte. Er mußte selbst auf seiner Burg hören, wie im Münster zu Straßburg, in der Thomaskirche und allen andern Kirchen der Stadt und Umgegend die

Glocken erklangen, mußte erfahren, wie seine Geistlichkeit, die treulos von ihm gelaufen war, des Gottesdienstes pflegte, wie zuvor, ohne daß es nöthig gewesen wäre, von den Bürgern dazu gezwungen zu werden. War er vorher darüber grimmig gewesen, so bemächtigte sich jezt dagegen ein Schmerz seiner, der ihm durch das innerste Mark drang, da er fühlte, wie er einst mächtig und gefürchtet, nun aber vor der ganzen Welt ein Gegenstand des Spottes und Hohnes geworden war. Dieser Schmerz ging in einen stillen Gram über, der von Stund an an seinem Leben nagte. Die einzige Hoffnung des Bischofs war jezt auf die Gefangenen in Straßburg gerichtet, worunter manche namhafte Ritter und Herrn waren, die, wenn sie frei waren, ihre Mannen von Neuem aufbieten und sich um den Bischof versammeln konnten, um den Krieg gegen die Stadt zu erneuern. Unmittelbar nach der verlorenen Schlacht waren sie in die Gefängniße in den Kreuzgängen des Münsters gelegt worden und man hütete ihrer daselbst mit großer Aufmerksamkeit durch zahlreiche Wachen bei Tage und bei Nacht. Aber trotz Allem dem wagten sie verschiedene Versuche, sich frei zu machen; Einer derselben, Ritter Conrad von Schuttern, gewann mit großem Gelde einen der Wächter, mit deßen Hilfe er verschiedene Werkzeuge in die Hände bekam, um sich und seine Mitgefangenen frei zu machen. Derselbe Wächter, ein heimlicher Anhänger des Bischofs, war es auch, der diesem die Nachricht nach Dachenstein brachte, daß schon

Tag und Stunde bestimmt wäre, wo die Gefangenen sich frei machen und bei ihm auf der Burg eintreffen würden, um das Nähere wegen der weiteren Unternehmungen mit ihm zu berathen. Diese Kunde brachte wohl dem Bischofe einigen Trost, seinen Anhängern aber gereichte ihre Dienstwilligkeit nur zu längerem Leiden.

8.

Um diese Zeit war es gerade, daß der neugewählte König der Deutschen, Richard von England, nach Hagenau kam, um daselbst einige wichtige Reichsangelegenheiten zu vereinigen. Wie er da von dem Unfrieden zwischen der Stadt Straßburg und ihrem Bischofe hörte, beschied er beide Theile vor sich, um eine dauernde Sühne zwischen denselben zu bewerkstelligen. Die Oberen von Straßburg erschienen mit sechszig reichgeschmückten Roßen vor dem Könige, dagegen ritt der Bischof nur auf einem bescheidenen Rößlein, begleitet von seinen zwei treuen Edelknechten, in Hagenau ein, und es war fast jämmerlich anzusehen, wie der einst so mächtige Fürst so tief herabgekommen war, seine Unterthanen dagegen sich so hoch erhoben hatten. Gleichwohl war des Bischofs trotziger Sinn noch nicht völlig gebrochen, denn, als die Straßburger keine Geneigtheit zeigten, auf die Versöhnungsvorschläge des Königs einzugehen, und sich besonders zur Herausgabe der Gefangenen nicht verstehen wollten, weil so viele mächtige Herren, wie z. B. der Graf von Werde, die von Landsberg und Andere darunter

waren, gerieth der Bischof in heftigen Unwillen und stieß die unbedachtsame Rede aus, wie er es nicht viel achte, ob eine Sühne zu Stande komme oder nicht, da er sich wohl getraue, mit Gottes Hilfe alle seine Gefangenen wieder frei zu bekommen. Diese zuversichtliche Aeußerung machte die Straßburger aufmerksam. Ohne sich zu beurlauben, fuhren sie heimwo es ihr Erstes war, nach den Gefangenen im Münster sehen zu laßen. Da fand sich bei Besichtigung ihrer eisernen Ringe und Ketten, daß fast alle künstlich durchfeilt waren. Man suchte nun weiter nach und fand unter den Betten Feilen, Stricke und viel andres Gezeug, was zur Befreiung der Gefangenen dienen sollte. Wie man nun im Verlaufe der Nachsuchung auch zu dem Lager des Ritters Conrad von Schuttern kam, so stellte sich dieser gefährlich krank und sagte, wenn man ihn aufhöbe, oder auch nur anrührte, so würde dieß die größte Gefahr für ihn haben. Es wurde aber auf diese Rede keine Rücksicht genommen, sondern man hob ihn auf, und da fand sich denn unter seiner Bettstelle ein großes Loch, wodurch die Gefangenen vermittelst eines Seiles jede Nacht in den, unter dem Kreuzgange befindlichen, Keller gingen. Auch hier fand man bei genauerer Nachsuchung wieder eine Oeffnung, die durch die Mauer ins Freie führte. Hätte also der Bischof nicht zu Hagenau jene unvorsichtige Rede fallen laßen, so wären die Gefangenen in einer der nächstfolgenden Nächte sicher entkommen.

In Folge dieser Entdeckung wurde der von

Schuttern in einen eigenen festen Thurm gebracht, die Uebrigen aber in dem bisherigen, nun wieder sicher hergestellten und beßer bewachten Gefängniße belaßen. So verloren sie am Ende alle Hoffnung zu entkommen, und boten, Jeder für sich, den Bürgern von Straßburg um den Preis ihrer Freiheit eine Sühne an. Diese wurde auch angenommen, mit der Bedingung, daß sie von nun an und immerdar *mit* den Straßburgern und *gegen* den Bischof halten wollten. Diese Zusage ließ man sich feierlich beschwören und ihnen auf dieß hin die Freiheit ertheilen.

Als der Bischof vernahm, daß seine Getreuen, auf die er allein noch die lezte Hoffnung gesezt hatte, um ihrer Freiheit willen von ihm abtrünnig geworden waren und Urfehde gegen ihn geschworen hätten, da wurde sein Schmerz gränzenlos, und es kam so weit, daß er mit einem Male ganz lebensatt ward. In diesem Ueberdruße des Daseyns trug er für seine Kopfwunden, die immer gefährlicher geworden waren, keine Sorge mehr. Kein Arzt durfte seinem Lager nahen, um einen Verband umzulegen, oder, wenn es je geschah, daß ihm während des Schlummers ein solcher angelegt wurde, riß er ihn beim Erwachen gewaltsam wieder ab, daß oft das lautere Blut aus der Wunde rann. So fand der Tod von zwei Seiten bei dem unglücklichen Fürsten Zugang: einmal nagte der Gram tief an seinem Herzen und zerstörte seine Lebenskraft, und dann verzehrte die bösartige Kopfwunde seine beßten Lebenssäfte. Eines Tages, als

er wirklich ſelbſt eine merkliche Abnahme ſeiner Kraft fühlte, wandte er ſich zu ſeinen beiden Getreuen, Burkhard und Wolfelin, die allein nicht von ihm weichen wollten, mit den Worten: „auf, nach Donolzheim, wo mein Bruder Hermann beigeſezt iſt — wer weiß, ob mir nicht bald meines Lebens Ziel nahet, denn ich möchte neben ihm ruhen!“ Die beiden Diener thaten nach dem Willen ihres Herrn. Es wurde eine Sänfte zugerichtet und auf dieſe legte man den kranken Biſchof, um ihn gen Donolzheim zu bringen, dem Orte, deßen Bewohner ihm allein noch treu und ergeben geblieben waren. Die beiden Ritter zur Seite ihres Herrn, den vier geringe Knechte trugen, das war der ganze Zug, der ſich aus Burg Dachenſtein herabbewegte. Sie ließen das Thor offen ſtehen, denn der Leidende fühlte nur allzuſehr, daß er im Leben die Burg nimmer als Eigenthum beziehen würde. So traten ſie in Donolzheim ein. War es damals ſchon ein trauriger Anblick geweſen, als Biſchof Walther hinter der Leiche ſeines Bruders zu Fuße einherging, ſo war es noch herzzerreißender für die wenigen Getreuen, als ſie ihren Herrn und Gebieter, der ſchon den Tod im Herzen hatte, auf einer Sänfte einhertragen ſahen. Man brachte ihn in das Herrenhaus, und hier wurde von nun an von Seiten der Einwohner Allem aufgeboten, um ihrem Biſchofe ſeine lezten Lebenstage durch Pflege und aufrichtige Theilnahme ſo viel als möglich zu erleichtern.

Es war am Tage nach dem Aſchermittwoch des

Jahres 1263, — der Kranke hatte seit kürzerer Zeit manche ruhige und schmerzlose Stunde gehabt, kaum fühlte er mehr die offene Wunde am Haupte, aber eine große Schwäche war bei ihm eingetreten — da wandte er sich zu Wolfelin Meigenreiß: „ich fühle, mein Getreuer, daß mein Ende nahe ist, sende nach meinem Bruder Heinrich, daß er mir den Segen meines Vaters von Geroldseck bringe, denn wohl wird der alte Mann den Weg hieher nicht mehr selbst machen können; auch habe ich noch Wichtiges mit meinem Bruder zu reden. Laß ihm aber sagen, er möge sich sputen, denn es will mich bedünken, daß es schleunig meinem Ende zugehe." „Hochwürdiger Herr" — entgegnete Wolfelin — „euern Bruder finden wir nicht auf Geroldseck, desto gewisser aber in den Mauern Straßburgs, wo er sich noch als Gefangener befindet." „So sende dahin und laß meine Feinde bitten, daß sie mir den Trost vergönnen möchten, in den Armen meines Bruders zu vollenden." Alsbald ritt Wolfelin Meigenreiß selbst gen Straßburg, um diese Bitte im Namen des Sterbenden den Bürgern vorzubringen und sie ward ihm auch ohne Anstand gewährt. Es machte auf alle Bewohner der Stadt einen schmerzlichen Eindruck, als sie die Nachricht vernahmen, wie weit es mit ihrem ehemaligen Herrn und Gebieter gekommen sey. In Einem Hause aber erregte diese Kunde den bittersten Schmerz. Dieses Haus liegt nahe bei St. Aurelienthor, es ist dasselbe, wo Herr Arnold Liebenzeller wohnt, und wo eine unglückliche Mutter mit ihrem

Kinde ſchon ſeit längerer Zeit freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden hatte. Hier wirkte die Nachricht von des Biſchofs nahem Ende herzzerreißend auf ein zärtlich liebendes Weib, die des Geliebten noch nie vergeßen hatte, obgleich er ihrer zu vergeßen ſchien, die ihn noch liebte mit aller Inbrunſt der erſten Liebe, obgleich dieſe Liebe unendlichen Jammer über ihr ganzes Leben gebracht hatte. Jezt hielt Nichts mehr ſie ab, in ſeine Nähe zu eilen, denn er war ja entkleidet von allem Schmucke irdiſcher Herrlichkeit, war verlaßen von Allen, die im Leben ſich an ſeinem Glücke geſonnt hatten. Ehe ſie aber ihren Entſchluß ausführte, eilte ſie zuvor zu dem, der bisher ihr Schutz und Schirm geweſen war, zu dem Grafen von Habsburg, ohne deßen Rath und Willen ſie, ſeitdem ſie in den Mauern von Straßburg lebte, nie Etwas unternahm. Bei dieſem Beſuche gab ſie auch, was ſie bisher nie gewagt hatte, dem Grafen das Geheimniß ihres frühern Lebens kund, und entdeckte ihm das zarte und innige Verhältniß, das ſie an den Sterbenden zu Denolzheim knüpfte.

Wir eilen der von Sehnſucht Erfüllten voran zum Lager des ſterbenden Biſchofs. Seine lezten Stunden ſind erſchienen, das Verlangen nach ſeinem Bruder wird immer dringender; ſo oft er ſich von ſeinem Lager aufrichtet, iſt ſeine einzige und ewige Frage nach ſeinem Heinrich, ob er immer noch nicht gekommen ſey? Wohl ſah man, daß es ihm ſchwer wurde, aus dieſem Leben zu ſcheiden, ohne ſeinen

Bruder geſehen zu haben, dem er noch ein Geheimniß von großer Wichtigkeit zu vertrauen hatte. Da öffnete ſich mit Einem Male die Thüre des Gemachs und herein trat — Heinrich von Geroldseck und hinter ihm der Graf von Habsburg. Der Bruder eilte dem Lager des Sterbenden zu und ſchlang gerührt ſeine Arme um ihn, aber der Graf blieb von Ferne ſtehen, denn er wußte nicht, ob er dem Biſchofe in ſeinen lezten Stunden ein willkommener Gaſt wäre oder nicht. „Darf ich euch nahen, Herr Biſchof?“ — begann er nach langem Bedenken, indem er dem Lager des Sterbenden näher trat — „ich bringe euch Frieden und Sühne von den Bürgern eurer Stadt; wendet euer Angeſicht nicht feindſelig von mir, ſondern betrachtet mich jezt als den Boten des Friedens, wenn ich gleich als Feind euch bisher gegenüber ſtand.“ „Tretet immer heran,“ — ſagte mit ſchwacher Stimme der Biſchof und bot dem Grafen ſeine Hand zum Willkomm dar — „ich habe keinen Feind mehr im Leben, warum ſollte ich denn euch zürnen? Eine Stunde noch und es iſt die ewige Sühne zwiſchen mir und der ganzen Welt geſchloßen.“ Gerührt faßte Rudolph von Habsburg des Biſchofs abgemagerte Hand und hielt ſie eine geraume Weile in der ſeinigen; er fühlte, daß es die Hand eines Verſöhnten war, die er drückte. „Ich habe genug“ — ſprach Rudolph — „daß ich eure Hand in der meinigen hielt, aber nun will ich euch verlaßen, ehrwürdiger Herr, bis ihr mit eurem Bruder geredet, nach dem ihr ſo ſehnlich verlangt habt, hernach

werdet ihr mir noch ein Wort zu euch vergönnen.“ Damit verließ er das Gemach und nun begann eine lange Unterredung zwiſchen den beiden Brüdern. Mit gebrochener Stimme ſprach der Biſchof, deſto vernehmlicher dagegen tönte die Rede des Grafen Heinrich; Rudolph von Habsburg aber verweilte unterdeßen in dem neben anſtoßenden Gemache und wartete nur, bis er einen Namen nennen hörte, der die Loſung zum Wiedereintritte für ihn werden ſollte. Da wurde auf einmal im Gemache der Namen „Gertrud“ ausgeſprochen; er öffnete die Thüre und trat ein, aber dießmal nicht mehr allein, ſondern an der einen Hand führte er den Knaben Walther und an der andern deßen Mutter. Gertrude eilte an das Lager des Sterbenden, ſie konnte ſich nicht mehr zurückhalten, ſondern kniete nieder, faßte Walthers Hand und bedeckte ſie mit Küßen und Thränen, aber ein Wort konnte ſie, vom Gefühle des Schmerzens überwältigt, nicht hervorbringen. Auch der kleine Walther kniete vor dem Sterbenden nieder und küßte ihm zärtlich die Hand. Der Biſchof beugte ſich auf die Beiden herab und umſchlang ſie mit ſeinen Armen. Auch er ſprach kein Wort, denn ſein Herz war in dieſem Augenblicke von einem allzuſchmerzlichen Gefühle überwältigt, aber ſeine Lebenskraft ſchien ſich noch einmal aufs Neue zu ſammeln, und er richtete ſich, von den Umſtehenden unterſtüzt, in ſeinem Lager auf. „Meine Gertrud“ — begann er — „Geliebte meiner Jugend, und du, Sohn meiner erſten Liebe, ſo habt ihr alſo meiner gedacht, der ich eurer ſo

lange vergeßen habe, habt mir immer mit Liebe angehangen, der ich ſo lieblos gegen euch war.“ „Die Liebe hört nimmer auf“ — erwiederte Gertrud, und drückte bei dieſen Worten Walthers Hand brünſtig an ihr Herz — „und wenn auch alles Glück und alle Herrlichkeit des Lebens zu Ende geht.“ „Kannſt du mir verzeihen, Gertrud, daß ich ſo lieblos an dir gehandelt? Ich möchte verſöhnt mit der ganzen Welt von hinnen ſcheiden, aber ich möchte vor Allem mit dir verſöhnt ſeyn.“ „Was ſoll ich meinem Walther verzeihen? ich habe dir noch nie, ſelbſt in den trübſten Stunden meines Lebens nie gezürnt; wie könnte auch die Liebe zürnen?“ Dieß ſprechend, blickte Gertrud auf zu dem Sterbenden, mit einem Auge voll Liebe, wie in jenen Stunden da ſie ſich mit dem Jünglinge Walther ſo ſelig fühlte auf der Bank vor der Hütte ihrer Eltern. In dieſem liebevollen Blicke lag für Walther eine Antwort, die ihn beruhigen konnte. Dann winkte er ſeinem Bruder Heinrich. „Bruder“ — redete er dieſen an — „wenn ich dir je lieb war im Leben, ſo nimm dich meiner verlaßenen Gertrud an, wenn ich nicht mehr im Leben ſeyn werde.“ Heinrich verſprach dem Sterbenden in die Hand, ſeinen Wunſch treu und gewißenhaft zu erfüllen. Und nun wandte ſich Walther zu dem Knaben: „komm', mein Sohn, an das Herz deines Vaters, den du erſt in der Stunde kennen gelernt haſt, wo du ihn verlieren mußt und er nicht mehr für dich ſorgen kann in dieſem Leben.“ Bei dieſen Worten trat der Graf von Halsburg näher;

„und doch, ehrwürdiger Herr, könnet ihr noch zur Stunde Sorge tragen für diesen euern Sohn; schaffet, daß er in Zukunft ein Eigenthum habe, wo er sein Haupt hinlegen kann; noch könnt ihr schalten über euer väterliches Erbe, so lange ein Athemzug in euch ist." „Ist nicht Burg Lützelhard, die sich gegenüber von Geroldseck erhebt, mein Antheil?" fragte Walther seinen Bruder. „Es ist so" entgegnete Heinrich. „So sey denn Lützelhard meines Sohnes Eigenthum, und du, mein Bruder, wirst den Knaben und seine Mutter einführen in ihr Erbtheil und sie darin schützen und schirmen. Bekräftige mir dieses Versprechen vor dem edeln Grafen von Habsburg." Heinrich legte seinem Bruder ein feierliches Gelübde ab. Dann ergriff der Bischof noch einmal die Hand des kleinen Walther; „auch du, mein Sohn, versprich mir, diesem deinem Oheime, der nun dein Vater seyn wird, Liebe und" — — — Er hatte das Wort noch nicht ausgesprochen, da sank er zurück auf das Kißen; er vollendete, während er noch seines Sohnes Hand in der seinigen hielt. Heinrich, Gertrud und Walther knieeten nieder und sprachen ein stilles Gebet; der Graf von Habsburg aber blickte gerührt auf den Entschlafenen; auch er konnte eine Thräne nicht unterdrücken.

Zwei Tage nachher wurde Bischof Walther von Geroldseck, seinem Wunsche gemäß, in der Kirche zu Donolzheim an der Seite seines Bruders Hermann beigesezt.

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Zweiter Band.

J 1913 c 26

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.

Aufgeschnittene, beschmutzte oder irgendwie beschädigte Exemplare können nicht mehr zurückgenommen werden.

[illegible]
Perin

IV.

Falkenstein.

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

Göthe.

1.

In den Tagen, als Gottfried von Bouillon mit vielen Rittern und Herrn nach Palästina zog, um das heilige Grab wieder aus den Händen der Ungläubigen zu erobern, befand sich unter der Zahl derer, welche den Fahnen des Kreuzes folgten, auch ein Ritter aus dem Kinzigthale, Cuno von Stein genannt, der Ahnherr des edlen Geschlechtes von Falkenstein. Beim Abschied von Hause hatte er zu seiner holden Gemahlin, Bertha von Windeck, gesagt: „Wenn ich nach Jahresfrist nicht wieder heimkehre, dann bin ich todt und du darfst meiner nicht länger warten.“ Nachdem er dieß gesagt, bestieg er sein Streitroß und schloß sich der Schaar seiner Genossen an.

Mit Thränen in den Augen blickte die liebende

Gattin ihrem scheidenden Ritter nach, bis sein Helmbusch hinter den dunkeln Tannen verschwand; eine innere Stimme sagte ihr, daß sie ihn lange nicht, vielleicht nie wieder sehen würde. Ihre Ahnung hatte sie auch, wenigstens was die Länge des Ausbleibens betraf, nicht getäuscht; denn bald, nachdem die Kreuzfahrer in dem ersehnten Lande angekommen waren, folgten Kämpfe auf Kämpfe, bis in die Nähe der heiligen Stadt, und jeden Fuß breit mußten die ritterlichen Streiter mit theuerem Blute von den Sarazenen erkaufen. Doch erreichten sie endlich das Ziel ihrer höchsten Wünsche, sie sahen die Zinnen von Jerusalem, und begrüßten knieend den geweihten Boden, wo einst der Heiland der Welt gelebrt und gelitten hatte. Aber nicht Allen, welche am Zuge Theil genommen hatten, wurde dieses Glück zu Theil: viele sahen nur die Stadt, ohne ihre Thore betreten zu dürfen.

Unter der Zahl dieser Letztern war auch Ritter Cuno von Stein; noch unter den Thoren von Jerusalem begann ein blutiger Kampf, Cuno drängte sich in das Gefecht, wo es am hitzigsten war, wurde zuletzt von den Feinden umzingelt und, ob er gleich stritt wie ein Löwe, mußte er doch zuletzt der Uebermacht weichen und sich von den Feinden als Gefangener davon führen laßen. Ein trauriges Loos wartete des unglücklichen Ritters unter den ergrimmten Sarazenen, die den Verlust der heiligen Stadt, der bald darauf durch Gottfried von Bouillon erfolgt war, an jedem Gefangenen zu rächen suchten. Er wurde

als Sklave verkauft und in das Innere des Landes fortgeschleppt, wo er, gleich dem Zugvieh an das Joch des Pfluges gespannt, unter den Peitschenhieben des unbarmherzigen Treibers das Feld umackern mußte. Hätte Frau Bertha, Gunos liebende Gemahlin, dieß gewußt, gewiß wäre sie vor Jammer vergangen, sie, der es schon den bittersten Kummer verursachte, daß sie ihren Theueren ferne wußte und keine Kunde von seinem Schicksale erhielt.

Schon war ein Jahr so dahingegangen, dem Ritter in den peinlichsten Qualen der Knechtschaft, seiner Gemahlin im Schmerze der Sehnsucht nach dem Entfernten. Eines Abends — Guno hatte eben sein Tagewerk vollendet, wie ein Vieh, das man aus dem Pfluge spannt und dem Stalle zutreibt, — wurde er mit noch andern Genoßen seines Unglücks nach Hause geführt um hier auszuruhen und für die Mühen des folgenden Tages wieder Kräfte zu sammeln. Aber der Ritter von Stein fand keine Ruhe; seine Gedanken schweiften hinüber in die ferne Heimath; er dachte der geliebten Gattin, und wie jezt gerade ein Jahr verflossen wäre, seit er sie verlaßen und das Wort gesprochen hatte: „wenn ich nach Jahresfrist nicht wiederkehre, darfst du meiner nimmer harren.“ Eine unendliche Sehnsucht, die Heimath und das geliebte Weib wieder zu sehen, beseel ihn bei diesen Gedanken. „Ach! daß ich fliegen könnte über Länder und Meere“ — rief er oft aus — „um nur auf wenige Augenblicke Vaterland und Gattin wieder zu sehen, gerne wollte ich dann wieder zurückkehren in

das traurige Loos der Knechtſchaft, worin ich täglich ſchmachte!“ Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, da ſtand vor ſeinem Strohlager, auf das er ſich eben ermüdet hingeworfen hatte, eine Geſtalt, deren Geſichtszüge er zwar in der Dämmerung nicht zu unterſcheiden vermochte, aber deutlich vernahm er Worte, die ſonderbar in ſeinen Ohren tönten.

„Herr Ritter im Pflnge“ — redete ihn die Erſcheinung an — „iſt eure Sehnſucht nach Heimath und Gattin gar ſo heiß, ſo läßt ſich leicht helfen.“ „Wer biſt du, unheimliches Weſen?“ — rief Guno, indem er ſich aufrichtete, die Augen rieb und der Geſtalt unerſchrocken ins Antlitz ſchaute. Ein Geſicht mit widrigen Zügen grinzte ihn an, eben ſo widrig, als die Stimme des unbekannten Weſens. „Euer guter Freund bin ich,“ — antwortete die Geſtalt — „der wegen nichts Anderem hier iſt, als um euch zu befreien aus eurer betrübten Lage und wieder zurückzuführen in die Arme eures Weibes die ſehnſüchtig eurer harrt; aber ſputet euch; wer weiß, wie lange ſie noch frei ſeyn wird, ſintemal ſie noch in hoher Jugend und Blüthe ſteht. Wollt ihr euch meiner Führung anvertrauen, ſo iſt euch Nichts als Entſchloßenheit von Nöthen.“ „Sag' an,“ — fragte der Ritter — „was ſoll ich thun, wie willſt du mich nach Hauſe bringen, und in wieviel Zeit?“ Herr Ritter“ — lachte der Unbekannte — „bei uns rechnet man nicht nach Tagen; gebietet vielmehr, in wieviel Stunden ich euch hinführen ſolle, und euer Wunſch ſoll erfüllt werden.“

Cuno von Stein besann sich eine Weile; nicht ohne einiges Grauen betrachtete er die lange, hagere Gestalt des Mannes, der vor ihm stand und es schien ihm Anfangs nicht gerathen, sich deßen Führung anzuvertrauen. „Wollt ihr, oder wollt ihr nicht?“ — fragte dieser jezt ungeduldig — „euch geschieht ja der Dienst, nicht mir; bedenket nur eure schreckliche Lage, in der ihr noch lange schmachten könnt, bedenket das Glück des Wiedersehens eurer Gemahlin, die jezt noch, aber später vielleicht nimmer, eurer wartet; ja oder nein; ich muß es wißen.“ Die lezten Worte des Mannes brachten unsern Ritter zum Entschluße. „Ich will mich dir anvertrauen, unheimliches Wesen,“ rief Cuno, aber man sah wohl, daß ihm das Wort schwer vom Munde ging, „bringe mich dahin, wohin mein Herz sich sehnt, und zwar so schnell als möglich.“ „Also wären wir so weit im Reinen“ — versezte der Unbekannte — „aber, während ich da verspreche euch einen Dienst zu leisten, haben wir die Bedingung vergeßen, die ihr mir dagegen zu leisten habt, und diese besteht, damit ich's euch kurz sage, darin: daß ihr mir versprechet, von nun an mein Eigenmann zu seyn mit Leib und Seele, im Falle ihr, während ich euch in die Heimath führe, in Schlaf verfallet; bleibet ihr aber während dieser Zeit und bis zur Ankunft daselbst wachend, so seyd ihr eures Versprechens quitt und ich erhalte Nichts dafür, daß ich euch tausend Stunden weit fortgebracht habe.“ „Es sey;“ — versetzte Cuno — „aber, ehe die Sonne hinter den Bergen

hervortaucht, will ich in der Heimath seyn, denn du rechnest ja, wie du selbst sagst, nicht nach Tagen, sondern nur nach Stunden; nimm mein Wort, ich folge dir." „Euer Wort in Ehren," — sagte der hagere Mann, — „aber bei jedem Pakte muß eine Unterschrift seyn, es ist dieß eine nöthige Form für Leben und Sterben." „So traust du also meinem ritterlichen Worte nicht?" — rief Guno von Stein unwillig, — „ich habe es noch nie in meinem Leben gebrochen." „Hm," — entgegnete der hagere Mann — „das glaube ich zwar wohl, aber man geht halt doch sicherer, wenn man schwarz auf weiß, oder, wie ich's lieber habe, roth auf weiß besitzt." Mit diesen Worten zog er einen Pergamentstreifen und eine Feder hervor, und hielt Beides dem Ritter hin. Dieser wieß das Angebotene lange von sich, und besonders, als der Unheimliche mit der Feder eines seiner Blutgeschwüre, die ihm die Peitsche des Treibers an der Hand geschlagen hatte, aufritzte und die Feder in das Blut tauchte, da befiel ihn ein heftiger Schauer. „Man muß sich zu helfen wißen, wenn man keine Tinte hat," sagte scheinbar ziemlich gleichgültig der Hagere, bot aber gleich darauf allen Künsten der Ueberredung auf, um den Ritter zum Unterschreiben seines Namens zu vermögen. Zitternd ergrif Guno endlich die Feder und schrieb auf das Pergament das Zeichen seines Namens, wie er es gewöhnlich zu machen pflegte. Schnell nahm der Mann den Pergamentstreifen wieder zur Hand, und verbarg ihn unter den Falten eines weiten Mantels,

der ſeinen ganzen Körper bis zu den Füßen hinab umhüllte. „Friſch auf! Herr Ritter“ — rief er mit höhniſchem Lachen — „ohne Furcht das Roß beſtiegen, das euch in wenigen Stunden an Ort und Stelle bringen wird.“

2.

Dieß geſagt, war der Unbekannte verſchwunden, aber an ſeiner Stelle ſtand ein Löwe mit wallender Mähne, nicht wild ausſehend wie einer, der blutgierig aus Syriens Wälder hervorbricht, ſondern wie einer, der ſeine Natur gänzlich verlernt hat und koſend ſeinem Meiſter ſich zu Füßen ſchmiegt. Gehorſam beugte er ſeinen Rücken vor dem Ritter, und es war, als ob er zu ihm ſagen wollte: „vertraue dich kühn meinem Nacken an, ich will dich ſicher an Ort und Stelle bringen.“ Guno ließ ſich nicht lange vergebens durch den freundlichen Blick des Thieres mahnen; voll Zuverſicht ſchwang er ſich auf den Rücken des ſeltſamen, langbehaarten Roßes und es däuchte ihm, als ob er nie ſicherer und bequemer in einem Sattel geſeßen hätte.

Sobald der Löwe ſeinen Reiter auf dem Rücken fühlte, erhob er ſich wie geflügelt in die Lüfte und im Nu war unter ihnen der Ort verſchwunden, wo Guno bisher, gleich einem Laſtthiere, gequält worden war. Pfeilſchnell ging es dahin über Berge und Meere und in Kurzem war dem Ritter nicht mehr bange auf dem ungewöhnlichen Reitgaule, feſt ſchloß er ſeine Füße um die weichen Lenden des Löwen,

während er die Hand um die wallende Mähne schlang und sich derselben als eines Zügels bediente. Aber während er dahin ritt, war es ihm, als ob ein unabwehrbarer Schlaf sich über seine Augenlieder niedersenken wollte. Drei Nächte waren schlaflos dahingegangen, der Schmerz der Wunden, womit der Treiber seinen Leib zerschlagen hatte, hatten bis daher den Schlaf von seinen Augen ferne gehalten: damals, als die hagere Gestalt ihm an seinem Strohlager erschien, wollte zum ersten Male wieder ein wohlthätiger Schlummer seine Glieder erquicken. Jezt aber gedachte er mit Angst des schrecklichen Versprechens, mit Leib und Seele dem dienstbaren Geiste zu eigen werden zu müßen, wenn er einschliefe, und dieß hielt ihn jedesmal zurück, wenn der Schlummer ihn übermannen wollte. Mit einem Male aber ward es ihm, als ob er, wie in den Jahren seiner Kindheit, sanft in einer Wiege geschaukelt würde. Träume von Bildern aus der Heimath und vom seligen Wiedersehen begannen seine Phantasie zu umgaukeln; er senkte sein Haupt auf die Mähne des Löwen nieder, um sich dem Schlummer zu überlaßen, da fühlte er plözlich einen sanften Schlag auf sein Haupt; erstaunt fuhr er mit dem Kopfe in die Höhe und sah einen majestätischen, weißen Falken über sich in den Lüften schweben. Aber bald ließ er sein müdes Haupt wieder sinken, neue Traumbilder naheten ihm, da fühlte er einen zweiten Schlag wie von den Federn eines Flügels, er fuhr wieder aus der Betäubung auf und dicht über ihm wehten dießmal

die Zittige des weißen Falken. „Den hat mir ein gütiger Gott gesandt“ — sprach Gune bei sich — „daß er mich errette aus der Hand deßen, der nach meiner Seele verlangt.“ Jezt erst war es ihm ganz klar geworden, um welch theuern Preiß er die Rückkehr in die Heimath und das Wiedersehen seiner Gattin erkauft habe, darum nahm er sich von Neuem fest vor, wach zu bleiben, um die Hoffnung des dienstbaren bösen Geistes zu Schanden zu machen. Aber sein Vorsatz wurde bald wieder zu nichte; mit Gewalt drückte der Schlaf wieder auf seine Augenlieder und er sank zum dritten Male auf die Mähne des Löwen, um sich seinem Schlummer zu überlaßen, dem er so lange standhaft entgegen gekämpft hatte. Da rauschte es zum dritten Male über ihm, erschrocken fuhr er wieder auf und sein Haupt berührte noch die Schwingen des weißen Falken, der ihn durch seine Gegenwart so eben wieder vom Schlafe abgehalten hatte. Und als er um sich blickte, da sah er weit unter sich in der Morgendämmerung einen schwarzen Streifen, der sich ihm bald als ein weithin ausgedehnter Wald zu erkennen gab, zugleich senkte sich auch der Flug des Löwen immer tiefer. Bald erkannte Gune die Zinnen einer Burg, die sich auf steilen, von Tannen umwachsenen Felsen erhob, nach welcher der Löwe seine Richtung nahm, und hell und frisch wachte er auf, als ihn derselbe vor den Thoren seiner wohlbekannten Wohnung niedersezte.

In dem Augenblicke, da Gune den Boden

berührte, fiel der Pergamentſtreifen vor ihm nieder, auf den er ſeinen Namen unterſchrieben hatte, das Pergament war durch und durch zerrißen. Zu gleicher Zeit erhob ſich eine ſchreckliche Windsbraut, daß die Zinnen der Burg zitterten, ihre Thürme wankten und der Felſen bis in ſeine Tiefen erbebte. Der Sturm dauerte ſo lange, bis die Sonne hinter den Bergen heraufſtieg. Der Ritter blickte auf, oben auf der Spitze des höchſten Thurmes ſaß der Falke und die erſten Strahlen der Sonne vergoldeten ſein blendend weißes Gefieder. Da ſtreckte Guno ſeine Hände aus und winkte dem Falken, der ſein Retter geworden war, ſeinen Dank zu, bis der Vogel verſchwand, als die Sonne über den Thälern ſtrahlte; ſein Herz aber richtete ſich im ſtillen Dankgebete empor zu demjenigen, der den Falken zur Rettung ſeiner Seele geſandt hatte. Und nun eilte er hinein in die Burg zum frohen Wiederſehen der geliebten Gattin, die den Langerſehnten freudig in ihre Arme ſchloß.

Zum Andenken an ſeine Rettung aber nahm Ritter Guno von Stein von nun an den Falken in ſein Wappen auf und nannte ſeine Burg und ſein Geſchlecht nach ihm „Falkenſtein.“

V.

Die neue Weibertreue.

Es blickt der Treue Schimmer
Nicht blos von Weinsbergs Höh'n
Wo noch die alten Trümmer
Der Weibertreue ſtehn;
Nicht an der Burgen Reſte
Iſt dieſe Treu' gebannt:
Sie lebt im Herzen feſte
Den Frau'n vom deutſchen Land.

1.

Deutſchlands ritterlicher Kaiſer, Maximilian der Erſte, begeiſtert für den ſchönen Gedanken, die ſchon damals beinahe verlorene deutſche Einheit zu ihrer alten Kraft zurückzuführen, wollte auch die ſchweizeriſche Eidgenoßenſchaft wieder in den alten Reichsverband zurückbringen. Allein ſeine freundſchaftlichſten Mahnungen, der ſtammverwandten deutſchen Brüder nicht ganz zu vergeßen, gleich andern Ständen des Reiches den Reichsverſammlungen beizuwohnen und deren Beſchlüßen Ehrfurcht zu erweiſen, wurden von dieſer Seite ſtets hartnäckig zurückgewieſen. Dadurch trat eine Spannung zwiſchen dem Kaiſer und den Eidgenoßen ein, und dieſe verwandelte ſich

in offene Feindseligkeit, als Letztere, zum Nachtheile der Stadt Constanz, die sich dem Reiche stets so treu erwiesen hatte, auf der Abtretung des Thurgauischen Landgerichtes beharrten. Alle gütlichen Vermittelungen zerschlugen sich, bis endlich der Kaiser entschieden auftrat, die Eidgenoßen den Reichsständen als Abtrünnige, als Verächter aller Reichsgesetze und als Feinde der, durch Alter und Herkommen geheiligten Rechte, besonders aber als Feinde des Adels schilderte.

So sahen die Eidgenoßen bald, was sie demnächst zu erwarten hätten. Sie beschloßen daher schon im Jahre 1477 ihre Gränzen mit Wachen zu versehen, um den Thurgau vor feindlichen Eingriffen zu schützen; doch verzog sich der Ausbruch des Ungewitters noch bis zum Jahre 1499. Da erschien der Kaiser am See; er hielt einen Reichstag in der Stadt Constanz, ermahnte alle Stände zum Kriege gegen die Eidgenoßen und diese Ermahnung blieb nicht ohne Erfolg, denn von nun an eilten aus allen Gegenden Deutschlands Aufgebote und Zugänge an den obern Rhein und Bodensee. Die Feindseligkeiten begannen zu gleicher Zeit auf beiden Seiten. Im obern Rheinthale und in Bündten entbrannte das Kriegsfeuer zuerst und zog sich innerhalb weniger Monde längs des Stromes von Rheineck bis nach Basel. Für die Schwaben fielen die ersten Kriegsunternehmungen nicht günstig aus; ein Heer von 10,000 Mann, das sich bei Hardt und St. Höchst zusammengezogen hatte, erlitt von den Eidgenoßen eine blutige Niederlage, indem beinahe die Hälfte

deſſelben auf dem Wahlplatze blieb. Dieſes Ereigniß war hinreichend, um die Eidgenoßen zu überzeugen, wie wenig Muth und Ordnung das Kriegsvolk des ſchwäbiſchen Bundes ihnen entgegenzuſetzen vermöge; voll Uebermuth und Siegesfreude beſchloßen ſie daher, ihre Feinde in deren eigenem Gebiete heimzuſuchen. Dieſer erſte Beſuch galt dem Höhgau, dem nächſten Gränzlande der Eidgenoßen am Rheine und Unterſee, denn die Bürger von Schaffhauſen, Stein und Dießenhofen hatten bei der Tagſatzung von Zürich geklagt, wie die Schwäbiſchen ſie mit Schmähungen verfolgten, ihre Brunnen zerſtörten und ihre Aecker, Weinberge und Höfe beſchädigten. Ungefähr 12,000 Eidgenoßen ſezten bei Dießenhofen über den Rhein und ergoßen ſich über den Höhgau um die erlittene Unbill zu rächen: eine Flamme, welche bald darauf aus dem Dorfe Gailingen emporſtieg, war das erſte Zeichen von der Ankunft der Eidgenoßen.

Die Ritterſchaft am See hielt es für gerathener, nicht offen gegen die Feinde auszuziehen, ſondern ſich auf ihren Burgen zu verſchanzen und ruhig zuzuwarten, bis ſie genöthigt würden das Schwerdt zu ziehen. Die Eidgenoßen, welche ihrerſeits nirgends ernſtlichen Widerſtand fanden, zogen daher immer weiter landeinwärts; von Ramſen, wo ihr Sammelplatz geweſen war und das ſie zum Abſchiede noch anzündeten, ging ihr Weg gen Rielaſingen, und weiter, über Randeck, der Reihe nach gegen die Burgen des Höhgau, an denen ſie ihren Muth zu kühlen ſuchten. Von manchem Dorfe, von mancher Burg

ſtiegen zerſtörende Rauchſäulen auf, nur die ſteilen Felſenſchlöſſer Hohenhöwen, Mägdberg, Krähen, Twiel, und die nächſte Nachbarin des letztern, Roſeneck, waren noch verſchont geblieben. Hier ſaß mit ihrem Söhnchen Ottmar einſam und allein die edle und tugendhafte Frau Bertha von Roſeneck, denn ihr Gemahl, Hans von Roſeneck war, wie er oft zu thun pflegte, abweſend in der nahen Stadt Radolphszell. Sehnſüchtig ſtieg ſie auf den Söller der Burg und wollte ſehen, ob nicht ihr Eheherr des Weges nach Hauſe käme, aber ſtatt deßen ſah ſie nur die brennenden Häuſer des nahen Dorfes Ramſen vor ſich; bald darauf hörte ſie auch das wilde Geſchrei der Eidgenoßen, die in dem Dorfe ihrer Hinterſaßen, Rielaſingen einzogen und die Häuſer ſtürmten und plünderten; ja, ſie mußte mit eigenen Augen ſehen, wie die Beutebeladenen Feuerbrände in Häuſer und Scheunen warfen, ſo daß ſie hell aufloderten und ihr Rauch und Qualm bis zu den Zinnen der Burg Roſeneck emporwallte. Voll Entſetzen und Beben ſtieg Frau Bertha wieder herab von dem Söller und ließ Anſtalten zur Vertheidigung der Burg treffen, denn wohl mochte ſie ahnen, daß die Eidgenoßen auch dieſe nicht verſchonen würden, nachdem ſie einmal im Dorfe ſich mit Sengen und Brennen geſättigt hätten.

Als das Hauptthor mit ſtarkem Riegel verwahrt und alle Seiten der Burg hinreichend mit Wachen verſehen waren, verſchloß ſich die Edelfrau mit ihrem Söhnlein in das einſamſte Gemach, und betete knieend

um Abwendung der Gefahr zu Dem, der kräftiger schützt mit seinem Arme, als Thor und Riegel es vermögen, und ohne deßen Willen den Seinen kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden kann. Und ihr Gebet ward auch erhört, denn bald kam die Kunde, daß die Eidgenoßen den Bann von Rielasingen bereits überschritten hätten, sie überzeugte sich auch selbst von ihrem Abzuge, indem nicht lange nachher von dem nahen Randeck herüber Rauchsäulen in die Luft wirbelten, die deutlich genug anzeigten, daß die Raubhorden auch dieser Burg ihren Gruß schon entboten hatten. War aber gleichwohl die Gefahr von der Burg abgewendet, so zog jezt wieder eine andere Sorge in Bertha's Seele ein, die Sorge um den abwesenden Gemahl, und sie hatte alle Ursache, unter solchen Verhältnißen besorgt um ihn zu seyn, war doch die ganze Strecke von der Burg bis hinab gen Radolphszell durch die streifenden Kriegsvölker unsicher geworden.

Während Frau Bertha so um ihren Gemahl trauerte und bekümmert war, saß Hans von Roseneck wohlgemuth bei Spiel und Zechgelage in der Krone zu Radolphszell, uneingedenk der schweren Zeitläufe, und wie gerade jezt Weib und Kind zu Hause in der größten Gefahr schweben könnten. Wohl wußte er, daß die Eidgenoßen mit großer Macht über den Rhein gezogen wären, aber er schien vergeßen zu haben, daß gerade er immer einer der Ersten gewesen, wenn es darauf ankam, die Schweizer zu verhöhnen, und daß er in Gemeinschaft mit Burkhard von Randeck

denen zu Dießenhofen ihren Brunnen zerstört und ein todtes Kalb hineingeworfen hatte. Es war daher zu vermuthen, daß sie bei Gelegenheit auf ihn und sein Besitzthum ihr besonderes Augenmerk richten würden. Deßen gedachte er aber nicht, denn er saß gerade in Mitten seiner frechen Gesellen, die ihn über Spiel und fortwährendem Zuspruche zu keinerlei vernünftiger Besinnung kommen ließen. Zwar hatte Ritter Hans sich schon einige Male von seinen Kumpanen trennen wollen, um heimzureiten, aber immer hatten sie ihn wieder zurückgehalten, bis jezt endlich ein Anderer ins Mittel trat und ihm von der saubern Brüderschaft loshalf.

Schon seit einigen Stunden hatte ein Unbekannter seinen Platz in der Nähe der Spiel- und Zechbrüder gewählt, ohne an ihrem Treiben Theil zu nehmen; es war ein blutjunger Geselle mit vollem Gesichte und frischer Farbe, breit über die Brust und von untersetzter, kräftiger Statur; sein Reiterwamms und Hosen waren schwarz und weiß aufgeschligt, sein gestuztes, dunkelbraunes Haar deckte ein Barett von schwarzem Sammt mit einer großen Feder, die war weiß und schwarz und stand straks über sich, und wohl erkannte man in dieser Farbe Einen von den Leuten des Marggrafen von Brandenburg, der Tags zuvor aus Frankenland heraufgezogen war und mit seinen Mannen das Quartier in Radolphszell genommen hatte. Dieser nun trat hinzu und „Vetter" — sprach er, indem er sich gegen Hans von Roseneck wendete, — „mich verlangt, eure Eheliebste, meine liebwerthe

Base, Frau Bertha von Adelsheim zu sehen, darum gebt jezt euren Kumpanschaft Valet, sintemal euer Weib und Kind euch in dieser Stunde nöthiger haben als diese da." Hans von Reseneck antwortete Nichts, aber er rückte den Stuhl, um aufzustehen. „So wollt ihr euch also dem Worte dieses jungen Fants fügen?" rief einer der Zechbrüder, und zog den Freiherrn wieder auf den Stuhl zurück, — aber schnell hatte der Markgräfliche seine Hände zwischen Beiden: mit der rechten stieß er den, der eben gesprochen, so derb auf die Brust, daß er rücklings über den Stuhl herab plumpte, und mit der linken faßte er den Rosenecker kräftig beim Wamms und zog ihn vom Tische, um mit ihm abzugehen. Verwundert saßen die übrigen Zechbrüder da und blickten, ohne eine Sylbe zu reden, nur auf den kühnen Jüngling. Aber ein Anderer, der bisher dem ganzen Handel stumm zugesehen hatte, nahm jezt das Wort. Es war Heinrich Schlatter, der Wirth zur goldenen Krone, weiland Bürger zu Schaffhausen, der den Schwaben nur in so weit freundlich gesinnt war, als er Gelegenheit hatte, ihnen durch Zuspruch mit seinen Schöpplein gelben Bergweines die Säckel leichter zu machen, oder den adeligen Herrn der Umgegend durch erschlichene Verschreibungen von ihren Gilten und Gütern zu helfen. „Haltet, edler Herr" — rief dieser, als Hans von Reseneck dem jungen Unbekannten willig zur Thüre folgte — „euer Pferd ist noch nicht gesattelt, und es kommt auch nicht aus dem Stalle heraus, bis wir zuvor mit einander im

Reinen ſind; ſchaut her auf dieſe Tafel und leſet.“ Mit dieſen Worten hielt er dem Freiherrn ein ganz überſchriebenes Täfelchen vor das Geſicht, und Letzterer ſah nun mit Verwunderung ſein Schuldregiſter, das ſich in den drei Tagen, die er in der Krone zu Radolphszell zugebracht hatte, bis auf drei Goldgulden geſteigert hatte. „Ihr ſollt erhalten, was ich euch ſchulde,“ ſagte der von Roſeneck in jenem herabgeſtimmten Tone, den diejenigen anzuſchlagen pflegen, denen beim Zahlen der Zechen im Wirthshauſe der Muth entfallen iſt, und raunte dabei dem Wirthe einige Worte heimlich ins Ohr. Dieſer verſtand den Freiherrn ſogleich, ſchnell hatte er Dinte, Pergament und Feder geholt, flugs war der kleine Pergamentſtreifen von des Wirthes Hand überſchrieben und es fehlte nur noch Unterſchrift und Sigill zu einer förmlichen Verſchreibung, worin Hans von Roſeneck dem ehrenwerthen Heinrich Schlatter wegen Trank und Abzug für Mann und Roß innerhalb drei Tagen, ſowie für Azung ſeiner drei Geſellen all ſeine Faſtnachtshühner, ſo ihm von Rietheim gebühren, auf ewige Zeiten überließ.

Eben wollte der Ritter unterzeichnen, aber der Marggräfliche hatte auch in das Pergament geſchaut, raſch zog er es unter den Händen des Roſeneckers weg, griff in ſeinen Geldſäckel und warf dem Wirthe zur Krone drei Goldgülden, worauf der Brandenburgiſche Adler prangte, auf dem Tiſch. „Da nehmt“ — ſprach er höhniſch — „ihr ſeyd ein feiner Mann und redet nicht umſonſt die Sprache der

Kuhmelker; wohl heißt es auch von euch: kein Kreuzer, kein Schweizer; eure Pratiken gegen meinen Vetter habe ich erkannt und wäre wohl gewillt, euch mit einer andern Münze zu bezahlen, die nicht auf dem Tische klingelt, aber deſto kräftiger um die Ohren ſauſt, dieweil ihr euch nicht ſchämet, mit einem Manne von Adel alſo zu verfahren." Heinrich Schlatter nahm das Geld vom Tiſche und ließ das Schimpfwort des Junkers unerwiedert, denn er hatte geſehen, wie der junge Mann den Zechbruder ſo derb vom Stuhle geſtoßen hatte; vielmehr begleitete er unter vielen Bücklingen die Beiden bis zur Thüre, froh, daß er wenigſtens des einen der Gäſte los geworden war, den er nicht dem Namen nach kannte, aber aus ſeinem adeligen und kräftigen Weſen zu ſchließen, für nichts Gewöhnliches halten konnte.

2.

Der Wirth zur goldenen Krone hatte ſich in ſeiner Vermuthung über den Unbekannten keineswegs geirrt, es war in der That ein Mann, wie man ſie damals nicht überall und alle Tage ſah, kein anderer, als Junker Götz von Berlichingen aus dem Jaxtthale im Frankenlande. Gerade zu der Zeit, als das Aufgebot des Kaiſers zum Kriege gegen die Eidgenoßen an die Stände des Reiches erging, war er hinauf an den Hof des Marggrafen Friedrich von Onolzbach geritten, und ſchon nach wenigen Tagen ſeines Aufenthaltes daſelbſt hatte ſich der ſiebzehnjährige Jüngling entſchloßen, den Zug an den Bodenſee

mitzumachen, wozu ſich der Markgraf eben damals aus allen Kräften rüſtete. War ihm doch das Land, wohin er zog, nicht unbekannt, denn ſchon vor vier Jahren, als der Reichstag zu Lindau abgehalten wurde, hatte er an den ſchönen Ufern des See's verweilt, und ſeinen Vetter Conrad, der als Abgeordneter der fränkiſchen Ritterſchaft der Verſammlung beiwohnte und hier ſtarb, von da in ſein Erbbegräbniß nach Kloſter Schönthal begleitet. Dießmal dünkte ihn die Farth deſto angenehmer, da es in den Krieg ging, und dieß war ihm ja ſchon in der Schule zu Niedernhall als zwölfjährigem Knaben lieber geweſen, als Leſen, Schreiben und Pſalmenlernen. Anders aber dachten ſeine Mutter und Schweſter zu Jarthauſen, denen er zuvor noch Lebewohl ſagte, ehe er an den See zog. Es war ein herber Abſchied, beſonders für die Mutter, aber es konnte ihr nicht unerwartet kommen, denn oft hatte ſie ſchon geſehen, wie das liebe Söhnlein mißmuthig hinter der Ofenbank ſaß, und über das müßige Daliegen in der Burg der Väter klagte, wo er über Nichts zu befehlen hatte, als über ein Paar alte Jagdrüden und kein anderes Ziel vor ſeiner Armbruſt ſtand, als die Haſen, Hirſche und Rehe des nahen Harthäuſer Forſtes. Doch tröſtete ſich die Mutter einigermaßen, weil er gerade in die Gegend des Bodenſees zog, denn dort hatte ſie eine liebe Baſe, die Tochter ihr einzigen Schweſter, welche an einen Ritter von Adelsheim vermählt war. Wir kennen dieſe Verwandte ſchon aus dem Vorhergegangenen.

es ist die edle Freifrau von Roseneck, eine geborene von Adelsheim. An diese richtete nun die besorgte Mutter ein Briefchen, worin sie den wilden und kriegsfreudigen Junker ihrer Sorge und Obhut empfahl, und übergab es dem Scheidenden, der sich jezt ohne Zögern dem Zuge des Marggrafen anschloß, in deßen besondern Dienst er aufgenommen worden war.

Schnell ging die Fahrt von Statten; als sie durch das Württemberger Land kamen, schloß sich der ritterliche Herzog Ulrich in eigener Person mit zahlreicher Mannschaft dem Zuge des Marggrafen an und blieb mit ihm vereinigt, bis sie in das alte Städtchen Engen kamen; allda nahmen die Württemberger ihr Quartier, während die Marggräflichen nach Zell zogen und sich theils dorthin, theils in die Dörfer und Schlößer der nächsten Umgegend verlegten.

Sobald Götz von Berlichingen im Gefolge des Marggrafen zu Zell ankam, war es sein erstes Geschäft, sich nach der Gegend, wo seine Base wohnte, zu erkundigen. Man zeigte ihm die Herberge zur Krone mit der lustigen Weisung, daß er dort den besten Führer zur Wohnung seiner Verwandtin, nämlich den Ritter von Roseneck in eigener Person treffen könne, der wohl um des neu ankommenden Vetters willen schon bei drei Tagen allda verweile. Wirklich fand er Alles, wie man ihm gesagt hatte, aber das erste Zusammentreffen mit seinem Verwandten war eben nicht das angenehmste, wie wir schon oben gesehen haben; ein freudigeres war das erste Kennenlernen seiner Base.

Ohne irgend eine Gefahr, die ihnen durch die hin und her ſtreifenden Rotten der Eidgenoßen leicht hätte zuſtoßen können, kamen die Beiden vor Burg Roſeneck an. Es war ſchon ziemlich Nacht, als der Wächter die Zugbrücke niederließ und den Ankommenden das Thor öffnete. Bertha, die liebende Gattin und Mutter, wachte noch im Kämmerlein, wo ihr Söhnchen Ottmar zu ſchlafen pflegte, und harrte mit ſtiller Sehnſucht der Rückkehr des Gemahls. Eben hatte der Kleine das Nachtgebet beendigt, das die Mutter ihm vorſprach, und beugte ſchon ſein Haupt auf das Kißen zurück zum ſüßen Schlummer. Da vernahm Bertha den Ruf des Thürmers, die Rüden ſchlugen an, und nach wenigen Augenblicken trat Hans von Roſeneck ins Gemach und an ſeiner Hand der Junker Götz von Berlichingen. „Du haſt dießmal lange auf dich warten laßen, mein theurer Gemahl“ — dieß war das einzige Wort des Vorwurfs, womit die Frau von Roſeneck den lange Ausgebliebenen empfing, aber ihr Blick zeigte deutlich, daß es nicht böſe gemeint war, ſondern daß ſie ſich vielmehr recht herzlich freute, ihren Gemahl wieder an ihrer Seite zu haben. Des Freiherrn Erwiederung auf dieſen Gruß war eine ziemlich gleichgültige, und er wäre, wie immer, noch viel wortkarger geweſen, wenn nicht die Schicklichkeit ihn genöthigt hätte, ſeiner Gemahlin den neuen Gaſt und Vetter vorzuſtellen, der bald ſelbſt das Wort nahm, um ſich des mütterlichen Auftrages an ſeine liebwerthe, bisher noch unbekannte, Baſe zu entledigen.

Während man ſich wechſelſeitig grüßte und bewillkommnete, war noch ein Vierter dazu gekommen. Kaum hatte nämlich der ſchlafende Ottmar die Thüre gehen hören, ſo wachte er ſchnell aus dem erſten Schlummer auf, ſtreckte freudig rufend dem angekommenen Vater die Arme entgegen, hieng dann bald an ſeinem Halſe und begann ſeine Unterhaltung, die theils in kindlichen Fragen, wie es dem lieben Väterchen ſeither gegangen, theils in Berichten beſtand, was während ſeiner Abweſenheit Schreckliches in der Umgebung der Burg vorgefallen ſey, und dieſe Unterhaltung des Kindes war nicht minder lebhaft und reichhaltig, als die des Junkers und der Edelfrau, die mittlerweile begonnen hatte. Frau Bertha konnte nicht fertig werden mit Fragen über die Verwandten im Frankenlande, über die ſchöne Heimath, die ſie ſchon ſo lange nicht mehr geſehen und über ſo manches Andere, was Frauen wichtig iſt, während die Männer gleichgültig dagegen bleiben — und Götz von Berlichingen wurde nicht müde in Auskünften und Mittheilungen, bis das Brieflein ſeiner Mutter ſelbſt bis in die kleinſten Theile ſeine Auslegung erhalten hatte. Auch der kleine Ottmar hatte ſich bald den Beiden beigeſellt; das zuvorkommende Weſen des Junkers hatte ſein Herz ſo ſchnelle gewonnen, daß er ſchon nach der erſten Stunde ſich nicht mehr von dem Vetter trennen wollte, und ihn mit Fragen über Fragen beſtürmte, bis er endlich, vom Schlafe überwältigt, auf dem Schooße des Junkers entſchlummerte, mit dem er ſo eben erſt Bekanntſchaft geſchloßen.

Auch der Freiherr, der ſich indeßen behaglich auf ſeinem Lehnſtuhle niedergelaßen hatte, nickte ſchlaftrunken mit dem Haupte und gab ſo ſtillſchweigend das Zeichen, die Unterhaltung abzubrechen und ſich zur Ruhe, deren er beſonders bedürftig war, anzuſchicken.

3.

Durch eine wunderbare Fügung Gottes wär Burg Roſeneck beim erſten Zuge der Eidgenoßen über den Rhein verſchont geblieben, aber bald ſollte auch ihr das gleiche Loos werden, wie den andern Burgen des Höhgau. Die Züricher hatten denen von Stein und Dießenhofen den Weg gebahnt, und Leztere beſonders hatten alle Schmach an ihrem Nachbar Hans von Roſeneck zu rächen; es durfte alſo nur die gelegene Zeit kommen, ſo folgten ſie dem Beiſpiele der Züricher, die mit großer Beute aus den Burgen heimgekehrt waren. Der Abzug der Eidgenoßen hatte den Freiherrn von Roſeneck ſicher gemacht; wohl mahnte die Burgfrau, eingedenk der lezten Ereigniße in der Nähe, ihren Gemahl, auf ſeiner Hut zu ſeyn, Junker Götz ſelbſt ſtimmte ihren Beſorgnißen bei, allein Hans blieb fortwährend unbekümmert, ritt nach wie vor auf ſeine Jagd, deren Gebiet ſich bis unmittelbar vor die feindlichen Ortſchaften hinzog, wo er, Angeſichts der Städter, ſein Roß tummelte, nach Hirſchen und Rehen ſtöberte und ſie lachend vor ihren Augen wegſchoß.

Es war am zweiten Tage nach Götzens Ankunft

auf Roseneck, daß der Freiherr wieder auf die Jagd zog, vergebens ſuchte er ſeinen Gaſt zur Mitfolge zu bewegen, dieſer wendete vor, daß er durch den Ritt aus Frankenland bis hieher noch allzu ermüdet wäre, als daß er ſich dieſer neuen Anſtrengung ſchon wieder unterziehen könnte. Da ſprach Hans von Roseneck, erbittert über des Junkers Weigerung, in herriſchem Tone zu ſeiner Gemahlin: „nun denn, ſo muß der kleine Ottmar mit, damit ich nicht allein reiten darf.“ „Lieber zu jeder andern Zeit, mein Gemahl“ — bat die Burgfrau — „ſehet doch nur, wie kalt und rauh es iſt, Wald und Feld ſind ja noch mit Schnee bedeckt.“ Allein der Freiherr, der von ſeiner Gemahlin nie Widerſpruch, ſondern nur unbedingten Gehorſam gewöhnt war, erwiederte auf Bertha's Bitte, die immer flehentlicher wurde, weiter Nichts, als: „er ſoll und muß mit, der Knabe, und darf des Schnee's und Wetters nicht achten!“ „So laßt euch doch erbitten, mein Gemahl“ — fuhr Bertha ängſtlich flehend fort, indem ſie des Freiherrn Hände faßte — „laßt mir nur heute den Knaben hier; nicht wegen der ſtrengen Witterung bitte ich für ihn, ſondern ein ſchwerer Traum hat mich geängſtigt,“ — ich ſah unſere Burg in Flammen und oben auf der Zinne ſtand der kleine Ottmar und ſtreckte hilferufend ſeine Händchen nach mir aus, ich aber ſtand unten und konnte ihm nicht helfen; da ſtürzte ſich das Kind über die Zinnen und ich ſah es nimmer.“ „Was Träume!“ — rief Hans von Roseneck höhniſch lachend — „die können nur Weiber ſchrecken; es iſt

mein leztes Wort, der Knabe muß mit." Vergebens trat auch Götz von Berlichingen ins Mittel, es wurde ihm dießmal nicht so leicht, auf den Freiherrn zu wirken, als damals in der Krone zu Zell, wo der Wein denselben schon willenloser gemacht hatte, vergebens bat er ihn, die flehentliche Bitte der Gattin zu erfüllen; er mußte schweigen, denn bald wäre es dahin gekommen, daß der derbe Ritter die Rechte der Gastfreundschaft durch bittere und beleidigende Worte an seinem Vetter verlezt hätte.

Schon standen die Roße für ihn und den kleinen Ottmar bereit; leztern hielt die Mutter in ihren Armen; er weinte, als er ihre Thränen fließen sah, ihr Flehen und Klagen mit anhörte. Mit zornigem Blicke riß der Freiherr das Kind, welches sich immer fester an die Mutter anschmiegte, aus ihren Armen und gab es dem Diener. Unter einem Strome von Thränen küßte Bertha ihr Söhnchen und trennte sich voll Schmerz von ihm; sie sprach kein Wort, denn sie sah das rollende Auge ihres Gemahls und befürchtete eine Mißhandlung, wie er sie ihr nicht selten angedeihen ließ. Mit einem Blicke des Schmerzes auf ihren Gemahl, der einen Stein hätte erweichen mögen, aber dennoch die Eisrinde seines Herzens nicht zu sprengen vermochte, entfernte sich die Burgfrau schnell, um im einsamen Gemache ihren Thränen freien Lauf zu laßen. Als sie aber die Hufschläge der Roße hörte, welche über die Zugbrücke trabten, da konnte sie sich nicht länger mehr halten, sie stieg auf den Söller der Burg, um nach den Scheidenden

zu ſehen, und es däuchte ihr, daß der kleine Ottmar die Händchen noch einmal nach ihr ausſtrecke, um auf lange Zeit Abſchied zu nehmen. Auch ſie breitete die Arme klagend nach dem Kleinen aus, denn bald war der Liebling ihres Herzens ferne, und eine ſchwere Ahnung ſagte ihr, daß ſie lange von ihm getrennt ſeyn würde.

Des Freiherrn Jagdzug richtete ſich geradeaus der Stadt Stein zu; ſein Ziel war die waldige Bergſpitze, wo jezt das Wächterhäuschen Wolkenſtein ſich erhebt. Die erſte Beute war reich an Hirſchen und Rehen, die in Menge den Geſchoßen der Jäger erlagen. Der genannte Punkt war die Marke des ſtädtiſchen und freiherrlichen Jagdgebietes, ſchon waren ſie unter dieſer Höhe angekommen — vor ihnen her immer der Trieb der Thiere. „Haltet an, gnädiger Herr“ — rief ein alter Jäger, der das Roß führte, worauf Ottmar feſtgebunden ſaß — „haltet, wir haben Wolkenſtein umritten und befinden uns auf Steiner Gebiet.“ „Was Markung und Bann!“ — lachte der Freiherr — „der Waidmann nimmt das nicht ſo genau;“ dabei ſtieß er in ſein Horn und mahnte die Jäger, ihm zu folgen. „Ich bitte euch um Gotteswillen, rief der Jäger noch einmal; ſehet ihr nicht dort von der Straße her das Geflimmer und Glizern? es iſt ein reiſiger Zug, es ſind Eidgenoßen.“ „Schweig', und folge“ — rief der Ritter — „ziele lieber nach den ſchönen Hirſchen, die dort treiben, ſie ſind nicht für Schweizer Bauern; ſpannt die Armbruſt, nieder mit dem Wilde, vor

ihren Augen weg! was kümmern uns die Lümmel.“ Noch einmal ſtieß er kräftig ins Horn; ſeine Bolze waren die erſten, die flogen, das Wild ſtürzte rechts und links; aber indeſſen war das Glizern und Flimmern ſchnell näher gekommen, Roße trabten heran und ein dichter Hauſe Eidgenoßen aus Stein war nur noch durch eine kleine Strecke von den Jägern getrennt. Eine kräftige Stimme tönte herüber, es war die des ſchweizeriſchen Anführers; „Halt! hier Steiner Grund und Boden; ergebt euch, edler Wilddieb!“ Im erſten Augenblicke ſtuzte Hans von Roſeneck, aber bald legte er aufs Neue den Bolzen auf und ein kräftiger Schuß von der Armbruſt war die Antwort auf des Eidgenoßen Ruf. Das war das Zeichen zum blutigen Gefechte zwiſchen den Roſeneckern und Steiner Bürgern; von der Armbruſt kam es bald zum Schwerdte, der Freiherr drang hitzig vor, nicht gedenkend des Kindes, das in geringer Entfernung hielt, nicht, daß er ja doch in kurzer Zeit der Uebermacht weichen müßte, da Zehn gegen Hunderte ſtanden. Bald ſah er nur noch wenige der Seinigen neben ſich, dennoch ließ er nicht ab vom Kampfe, bis er aus vielen Wunden blutete und rings von Feinden eingeſchloßen war. Da gedachte er endlich ſeines Kindes, er hieb ſich rückwärts eine Gaße bis zu der Stelle, wo der Führer mit demſelben bisher gehalten hatte, aber er fand weder den Knaben, noch den alten Diener, dem derſelbe zur Hut war anvertraut worden. Wohl hatte Lezterer beim Beginne des Gefechts ſeinen gefährlichen Standpunkt

verlaßen und Ottmarn zu retten geſucht, allein die Eidgenoßen waren ſchon zu nahe gekommen, als daß er unbemerkt von ihnen mit ſeinem kleinen Schützling hätte davon eilen können. Während er mit aller Macht ſein Pferd antrieb, um die Burg noch zu erreichen, hatte ſich eine Abtheilung der Feinde von den Uebrigen getrennt und folgte den Fliehenden nach. Schon hatten dieſe die Burg vor ſich und ſtanden auf dem Banne von Rielaſingen, da ſtürzte des Kindes Pferd, und trotz der verzweifeltſten Gegenwehr mußte der alte Jäger, von einem betäubenden Hiebe auf den Kopf getroffen, ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Die Eidgenoßen nahmen den Knaben ſammt dem Pferde, worauf er ritt, in ihre Mitte und kehrten, zufrieden mit der Beute, nach Stein zurück, denn ſie hatten ja den Sohn ihres Todtfeindes in ihrer Gewalt. Eine andere Abtheilung verfolgte indeſſen den Freiherrn von Roſeneck, dem es gelungen war, ſich durchzuhauen. Mit ſchweißtriefendem Roße, wie ein von Hunden gehezter Eber, jagte er ſeiner Burg zu und kam an der Zugbrücke an; ſchnell hatte der Thürmer, der Alles von ferne geſehen, dieſe herabgelaßen und das Thor geöffnet. Zu gleicher Zeit, während Hans von Roſeneck es kaum vermochte, mit ſeinem ermüdeten Roße die Burg zu gewinnen, brach eine friſche Schaar ſeiner Leute, der Junker von Berlichingen an ihrer Spitze, aus dem Thore hervor. Dieſe ſtürmten den Eidgenoßen mit Macht entgegen, als dieſe eben im Begriffe ſtanden, den Freiherrn, im Ange-

ſichte der Seinigen, noch vor der Brücke niederzuhauen. Junker Götz, um ſich ſelbſt ganz unbeſorgt, ſuchte nur ſeinen Vetter zu decken, und es gelang ihm auch bald, ihn von ſeinen Feinden zu trennen, ſo daß der Ermüdete Zeit gewann, durch das Thor zu kommen, während Götz ſich kühn und unerſchrocken mit den Eidgenoßen herumſchlug. Lange dauerte der Kampf vor der Brücke noch fort, doch gelang es endlich dem ritterlichen Junker, die Feinde über den Wall, und, da ſie des Bodens, worauf ſie fochten, weniger kundig waren, gänzlich durch den waldumkränzten Hohlweg zurückzudrängen. Aber ſelbſt kampfmüde und ſchwer verwundet, verfolgte Götz die Eidgenoßen nicht weiter, als über den Bann der Burg, dann kehrte er eilends zurück, die ſchwere Brücke raſſelte in die Höhe, die ſtarken Riegel des Thors, welches die ritterlichen Vertheidiger wieder aufnahm, wurden doppelt verwahrt und die fortgetriebenen Feinde zogen wieder in ihre Städte heim, feſtentſchloßen jedoch, bald wiederzukehren und das Verſäumte nachzuholen.

Es war ein ſchrecklicher Augenblick für Hans von Roſeneck, als er gerettet in dem Raume ſeiner Burg ſtand, und ſeine erſte Frage, die er an den Nächſten, der ihm in den Weg trat, richtete, „ob ſein Söhnchen ſich in der Burg befinde?“ mit einem kurzen „Nein“ beantwortet wurde. Gerne wäre er wieder zurückgeritten, um ſeinen Ottmar, der ein Raub der Feinde geworden war, wieder zu erretten, aber der eben in den Burghof eintretende Junker hielt

ihn zurück und führte ihn in das Gemach, wo er Bertha zitternd und bebend antraf, die den Kriegslärmen um die Burg und den Ein- und Auszug der Leute längst vernommen hatte. Eilends ging Bertha dem Gemahle entgegen, umarmte den Verwundeten und richtete ihre erste Frage an ihn nach Ottmar. Hans verstummte. „O Gott, mein Traum!“ Das war das einzige Wort, was die geängstete Mutter im Gefühle ihres Schmerzes ausrief, als Junker Götz ihr an des Gemahls Statt die Schreckenskunde mittheilte; sie sank nieder auf einen nahen Sitz, verhüllte ihr Antlitz und weinte um den Verlorenen. War doch der kleine Ottmar bisher ihr einziger Trost in der Einsamkeit gewesen, wenn der Vater Tage lange im Forst umherstreifte, oder auswärts dem lustigen Leben nachging und nach und nach ein Besitzthum um das andere vergeudete; er war das einzige Wesen, das ihre zärtliche Liebe erwiederte, während des Gemahls Herz sich seit Jahren nur kalt und gleichgültig, ja, im eigentlichen Sinne lieblos gegen sie erwies. Und doch blieb Bertha ihrem Gemahle stets mit derselben Anhänglichkeit, wie in den ersten Jahren, zugethan, denn in demselben Augenblicke, wo sie durch seine Schuld ihr Liebstes im Leben verloren hatte, und ihr Herz über dem Verluste beinahe brechen wollte, wandte sie sich dennoch nicht von ihm ab. Sie sah den bleichen, vor Entkräftung umsinkenden Ritter vor sich, — da war sie die Erste, die, den Schmerz ihrer Seele vergeßend, nur den seiner Wunden zu lindern suchte, und, unterstützt

von Junker Götz, der ſelbſt am Kopfe verletzt war, dem Blutenden den lindernden Verband anlegte. Auch wich Bertha von nun an nicht mehr von dem Lager ihres Gemahls, ſondern pflegte ſeiner mit unermüdeter Sorgfalt, ohne ſich weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe zu gönnen.

Sobald jedoch des Freiherrn Leben und Geſundheit außer Gefahr war, und kein Feind mehr die Burg bedrohte, war es die erſte Sorge der bekümmerten Mutter, Kunde über ihr verlorenes Kind einzuziehen. Aus des Ritters Worten konnte man leicht ſchließen, daß während ſeines Kampfes mit den Eidgenoßen Ottmar von dieſen geraubt worden war, — was noch dadurch beſtätigt wurde, daß man den alten Jäger in der Nähe von Rielaſingen erſchlagen fand und auch das Pferd, worauf der Knabe geritten war, in dieſer Gegend ledig aufgefangen wurde. Daß die Stadt Stein der Ort war, wo er feſtgehalten ward, war ebenfalls aus der Richtung, welche die Feinde bei ihrem Abzuge genommen, leicht zu errathen. Allein Alles dieß konnte der betrübten Mutter keinen Troſt liefern, denn die von Stein waren ſo erbittert auf den Freiherrn von Roſeneck, daß man ſelbſt gegen das größte Löſegeld kaum hoffen durfte, das Kind frei zu erhalten. Bertha, die zärtlich liebende Mutter, ließ ſich gleichwohl von einem Verſuche nicht abſchrecken, ſie ſandte Boten an den Rath der Stadt und ließ alle ihre Kleinode und Schmuck, den ſie beſaß, als Löſegeld für Ottmar anbieten — kein Opfer ſollte ihr zu

theuer ſein um ihres Kindes willen. Allein die Steiner ließen ihr höhniſch entbieten, ſie ſolle nur warten, bis ſie ihr das Kind ſelbſt vor die Burg bringen würden. Dieſes Verſprechen, oder was es eigentlich war, eine Drohung, ließ ſich indeßen ſo bald nicht erfüllen, wichtige Angelegenheiten, die ſich indeßen am Rheine und Bodenſee zutrugen, nahmen die Eidgenoßen in Anſpruch.

Eine bedeutende Macht kaiſerlicher Kriegsvölker hatte ſich um dieſe Zeit unter dem Feldobriſten, Grafen Wolfgang von Fürſtenberg, in der Gegend von Conſtanz zuſammengezogen. Man ſchäzte ihre Anzahl auf 18,000 Mann. Die erſte Unternehmung dieſer kaiſerlichen Völker war auf den untern Thurgau gerichtet und ging ganz nach Wunſche von Statten. Die Beſatzung der Eidgenoßen zu Ermatingen wurde von ihnen überfallen und niedergehauen, dann das Dorf ſammt dem benachbarten Tribaltingen und Mannebach in Brand geſteckt, ſo daß man am jenſeitigen Seeufer zu Buchhorn und Lindau glaubte, der ganze untere Thurgau ſtehe in Flammen; hatte doch kurz zuvor ein Anführer der Schwaben, Burkhard von Randegg, jauchzend ausgerufen, „er wolle im Thurgau brennen, daß Gott im Himmel ſelbſt vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an ſich ziehen müße.“ Aber ſchrecklich wurde den Schwaben vergolten. Während ſie alle Gräuel des Kriegs ausübten, und ihren Sieg wegen fortwährender Uneinigkeit im Kriegsrathe nicht zu fernern Unternehmungen benüzten, rüſteten ſich deſto kräftiger ihre Feinde: helle loderten

die Wachsener auf den Höhen des Thurgau und alle Glocken riefen den Landsturm zusammen nach Schwaderloh, einer waldigen Anhöhe oberhalb der Stadt Constanz. Mit mehr als 10,000 Mann zog jezt der Graf von Fürstenberg aus der Stadt gegen die Eidgenoßen. Diese enthielten sich an ihrem Posten des Kampfes so lange, bis ungefähr 1500 Mann beisammen waren, dann machte sich die kleine Schaar auf, um den weit überlegenen Schwaben zu begegnen und bereitete ihnen in den Engpäßen des Waldes einen Hinterhalt. Fünfhundert von ihnen besezten die Schlucht, durch welche sie selbst wieder zurückkehren mußten, die übrigen folgten dem sorglos schwärmenden Feinde, überfielen seine Nachhut und hieben sie nieder. Das Fußvolk der Schwaben rief zwar die Reiterei und das Geschüz zu Hülfe, allein jene konnte wegen der engen und steilen Päße nicht beikommen und die Stücke waren mit Beute beladen und unbrauchbar geworden. Kühner drangen die Eidgenoßen ein, da flohen die Schwäbischen und wandten sich in ungeordneten Maßen der Stadt Constanz zu; beinahe der vierte Theil war sogar auf dem Kampfplatze geblieben, darunter viele Ritter und auch Burkhard von Randegg, der so gotteslästerlich gesprochen hatte. Fünfzehn Stücke und zwei Fähnlein gingen an die Sieger verloren.

Dieser glücklichen Unternehmung der Schweizer folgte eine dritte bei Constanz im Rheinthale: auch hier sank die Blüthe des schwäbischen Heeres unter den Streichen der siegreichen Eidgenoßen. Dieß

machte die Leztern aufs Neue übermüthig, ſie beſchloßen einen zweiten Zug in den Höhgau; die Mannen von Zürich, Luzern und den Urcantonen zogen ſich vor der Stadt Stein zuſammen, um von hier aus wieder über den Rhein zu ſetzen. Zum Glücke erwarteten ſie noch Zuzüger von Schafſhauſen, ſowie achthundert Mann Walliſer, — das verzögerte ihren Uebergang und hielt das traurige Loos der Burg Roſeneck noch eine Zeit lang ferne, denn dahin war fortwährend die Abſicht der Steiner gerichtet, die ſich freuten, ſo verſtärkt dießmal mit beßerem Erfolge angreifen zu können.

4.

Ehe die Eidgenoßen ihren verhängnißvollen Zug vornahmen, führen wir den Leſer wieder auf Burg Roſeneck zurück, wo wir den Freiherrn und Junker Götz an ihren Wunden krank verließen.

Der Junker war von ſeiner Kopfwunde ſo ziemlich wieder geneſen und blieb jezt ungerne länger auf der Burg, denn er hörte von den Geſchichten, die ſich auf Schwaderloh und bei Conſtanz ereignet hatten, und es trieb ihn mächtig, ſich der Schaar der Schwabenritter anzuſchließen, um zu thun, was ſein Beruf war, um deſſen willen er aus dem fernen Frankenlande an den See gezogen. Doch verſchob er auf inniges Bitten Bertha's und ihres Gemahls, der das Lager noch nicht verlaßen konnte, ſeinen Abzug noch kurze Zeit und theilte die Sorge und Pflege der liebenden Gattin am Bette des Kranken; gerne ver-

ſtand er ſich zu dieſem Liebeswerke, ſo kriegsfreudig auch ſein ganzes Weſen war, und erheiterte anſtatt der, durch vieles Wachen ermüdeten, Burgfrau dem Leidenden manche Nacht hindurch ſeine ſchlafloſen Stunden durch freundliche Unterhaltung der verſchiedenſten Art.

„Wie wird mir dieſe Nacht wieder ſo lang werden!“ — ſprach eines Abends Hans von Rosenek zu dem Junker; — es war in den Tagen, als ſich eben die Eidgenoßen wieder zu Stein ſammelten. „Dafür will ich ſchon ſorgen,“ erwiederte Götz, „daß ich eure Zeit kürze: dort im Schranke habe ich ein altes Chronikenbuch gefunden, und daraus will ich euch Etwas leſen, ſo euch gewiß lieb iſt.“ „Ich war ſonſt zwar nie ein Freund von ſolchen Dingen,“ ſagte der Freiherr, „doch, bei ſolcher Langweile mag's immerhin gut thun.“ Götz von Berlichingen ſezte ſich nun neben das Bette, blätterte in dem Buche, und las die ſchöne Geſchichte, wie im Jahre 1140 nach der Geburt unſers Herrn, König Conrad III. von Hohenſtaufen Stadt und Burg Weinsberg an den Gränzen von Schwaben hartnäckig belagerte und zur Uebergabe auffordern ließ. Als nun die ſchöne Ida von Calw, die Gemahlin des Herzog Welf, der die Burg vertheidigte und ſchwer verwundet worden war, ſahe, daß die Beſatzung der Uebermacht des Königs nicht mehr länger würde widerſtehen können, da beſchloß ſie mit den andern Frauen, einen Boten in das Lager der Feinde hinabzuſchicken, und dem Könige die Uebergabe der Burg anbieten zu

laßen, ſo es den Frauen geſtattet würde, frei abzuziehen und ſo viel von ihren Gütern mitzunehmen, als ſie auf den Schultern zu tragen vermöchten. Conrad, dem die Botſchaft zwar ſeltſam vorkam, aber doch heimlich gefiel, weil ſie blos von Frauen herrührte, dachte eine Weile darüber nach, ohne aber zu bedenken, daß Weiberliſt über alle Liſten gehe, und willfahrte der Bitte. Der Bote ging und es kam von der Burg kein weiterer Beſcheid mehr; aber ſiehe da, nach wenigen Stunden öffneten ſich die Thore und heraus ſchritt Frau Ida, koſtbar angethan, und auf den Schultern ihren Gemahl, als ihre beſte Habe, tragend und hinter ihr alle Frauen der Burg mit derſelben theuren Laſt beladen, und dieſer Zug ging ganz ſtille vorüber an dem Könige und ſeinen Hofleuten. Da faßte Conrad ſeinen Bart, wie er zu thun pflegte, wenn er über wichtige Dinge nachdachte, ſah dem ſeltſamen Thun der Frauen ruhig zu, und man bemerkte wohl, daß es ihm nicht übel gefiele. Und als Einer der neben ihm Stehenden, erzürnt über dieſe Liſt, ſich zu dem Könige wandte und ſprach: „mein König, war das ſo gemeint?“ Da erwiederte Conrad mit kräftiger Stimme: „ein Königswort ſoll man nicht drehen und deuteln“ und er ließ die Frauen ziehn im Frieden, dazu ließ er auch alle zurückgelaßenen Kleider und Koſtbarkeiten, die ſich auf der geöffneten Burg befanden, überantworten. Dieß geſchah am einundzwanzigſten Wintermonate des genannten Jahrs, daß durch die Treue der Frauen die Burg Weinsberg und

das Leben ſo vieler Männer gerettet wurde, und es hat den König nachher nie gereut, daß er alſo gethan.

Götz von Berlichingen hatte die Geſchichte noch nicht geendet, als der Freiherr ihn unmuthig unterbrach: „Vetter, biſt du bald zu Ende? Hätteſt du nichts Klügeres finden können, als dieß alberne Mährlein? ich will wetten, du glaubſt es, denn dein Geſicht war beim Leſen ſo andächtig; aber fürwahr, ich muß herzlich darüber lachen, ſo wenig mir auch bei meinen Wunden lächerlich zu Muthe iſt.“ „Ich finde nicht nöthig darüber zu lachen,“ — erwiederte Götz in ernſtem Tone — „im Gegentheile, ich halte die Geſchichte für eine ganz wahrhaftige, wie ſie eben in der Chronik hier berichtet iſt, und glaube auch, euch deſſen überweiſen zu können. Ich kenne den Ort, wo dieſes ſich zugetragen, ſelbſt, denn Stadt und Burg Weinsberg liegen nur wenige Stunden von der Burg meiner Väter entfernt und jene Burg heißt „Weibertreue“ noch bis auf den heutigen Tag; gehet ſelbſt hin, und jedes Kind wirds euch ſagen können, und wenn ihr noch weiter verlangt, ſo beſuchet die Kirche zu Weinsberg und ſehet allda, wie ich oft gethan, eine Abkonterfeyung aus gar alter Zeit, wo und auf was Art die Geſchichte ſich begeben. Ein Bürger der Stadt hat es malen laßen, deßen zum Zeugniße, daß es geſchehen, und zum edlen Vorbilde der Treue für Frauen und Jungfrauen.“ „Zum Vorbilde für Frauen und Jungfrauen?!“ — wiederholte Hans von Roſeneck ſpöttiſch lachend — „ei, ei, Vetter, fahre fort, man

ſieht wohl, daß du noch ein junger Fant biſt, der Nichts erfahren hat in der Welt, ſonſt würdeſt du keine ſolche Geſchichtlein glauben, die nur geſchrieben ſind, um eine Weile zu unterhalten, auch würdeſt du keine ſolche hohen Gedanken hegen von Frauen und Jungfrauen. „Werde zuvor ſo alt, Vetter, wie ich geworden bin, dann wirſt du anderer Anſicht werden und ſolche Chroniken ins Feuer werfen.“ „Ich kann euch kaum verſtehen,“ — entgegnete der Junker — „was ihr damit ſagen wollt; von euren eigenen Erfahrungen könnet ihr dabei unmöglich ausgehen, denn ſo viel ich nur in den wenigen Tagen meines Hierſeyns erfahren, werden wenige Männer ſich rühmen können, ein ſolches Muſterbild der Liebe und Treue zu beſitzen, wie ihr es in eurer Gemahlin beſitzet. Faſt glaube ich, daß ihr euch eines ſolchen Schatzes nicht werth zeiget, wenigſtens erwiedert ihr ihre Liebe nicht mit gegenſeitiger Begegnung. Eure Kälte habe ich wahrgenommen, als ich zum erſten Male über eure Schwelle trat, aber eurer Gattin unzerſtörbare Anhänglichkeit habe ich kennen gelernt in einer Stunde, wo ihr durch eure Schuld das liebe Kind verloret, das ihr der Mutter ſo unbarmherzig vom Herzen geriſſen; gleichwohl hat ſie bis dieſen Augenblick noch kein Wort des gerechten Vorwurfes gegen euch über ihre Lippen kommen laßen, obgleich der Gram um den verlorenen Liebling ſtündlich an ihrem Herzen nagt. Verlangt ihr wohl noch eine weitere Probe von Bertha's Liebe? müßt ihr nicht, wenn ihr ſie nur anſehet, die feſte Ueberzeugung

gewinnen, daß Weibertreu kein leeres Mährchen iſt?“ Lange antwortete der Freiherr nicht auf die Rede des Junkers, ſondern verfiel in ernſtes Nachdenken. War es wohl, daß er die Wahrheit des Wortes fühlte, welches der Jüngling von ſiebenzehn Jahren an den Mann gerichtet hatte? — nein, ſein Stillſchweigen hatte einen ganz andern Grund. Seit dem erſten Eintreten des jungen Vetters in die Burg hatte Hans von Roſeneck wahrzunehmen geglaubt, wie ſeine Gemahlin ihren Gaſt mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit behandelte; dieſer Argwohn wurde noch verſtärkt, als er dem Jagdzuge, wozu er ihn an jenem verhängnißvollen Tage eingeladen hatte, nicht beiwohnen, ſondern lieber zu Hauſe bleiben wollte. Jezt ſtellte er zu dem Allem noch die Rede des Junkers hinzu, worin ſich dieſer, ihm, dem Gemahle gegenüber, der Burgfrau mit ſo vieler Wärme annahm, und es faßte ein Argwohn in ſeinem Herzen Raum, der ihm brennendere Schmerzen verurſachte, als ſeine noch offenen Wunden. Darum hatte er auch jene höhnende Aeußerung über Weibertreue gethan, ob er gleich, vor vielen Andern, allen Grund hatte, feſt daran zu glauben.

Lange ließ Junker Götz das Stillſchweigen des Freiherrn, der ſich von ihm weggekehrt und auf das Lager zurückgebeugt hatte, unbeachtet. Als es aber länger andauerte, ſtand er vom Tiſche auf, trat dem Kranken näher und ſprach, ihn traulich bei der Hand faßend: „Lieber Vetter, was bedeutet euer Stillſchweigen? iſt mein Wort zu raſch geweſen, ſo ver-

zeiht mir ſolches, aber ich bezeuge euch, daß es ohne Arg geredet und gut gemeint war.“ Da blickte der Freiherr auf, ſah dem Junker feſt in die Augen und ſprach: „Du ſollteſt es gut mit mir meinen, Vetter? das mögen die Weiber glauben, deren Treue du ſo redſelig vertheidigſt, und die du ſo freundlich anſiehſt, wenn du es ihnen ſagſt, ich aber glaube es nimmermehr.“ „So glaubet dieſen Zeugen!“ rief mit ſchmerzlicher Stimme der Junker, indem er das Haar zurück ſchlug und ſeine Stirne zeigte, über die ſich eine noch kaum geheilte Wunde zog — es war die Wunde, die er empfangen hatte, als er den Freiherrn von Roſeneck mit ſeinem eigenen Leibe gegen die Hiebe ſeiner Feinde vor der Brücke deckte. „So meint es doch mein Weib nicht gut mit mir!“ — fuhr Ritter Hans fort und blickte dem Junker ſchärfer ins Auge, denn zuvor — und“ — ſezte er bei — „jedenfalls beßer mit dir als mit mir.“ Dieſes lezte Wort öffnete dem Jünglinge mit einem Male die Augen, jezt verſtand er den Sinn Alles deßen, was Hans von Roſeneck bisher geſagt, er ſah jezt ein, daß trübe Eiferſucht in ſeinem Innern Wurzel gefaßt hatte. Entrüſtet über ſolchen Argwohn, wandte er ſich weg, ſchlug die Chronik zu, ſtieß den Tiſch weit von ſich und rief mit jener Stimme, die der Freiherr noch von Zell her wohl kannte: „Dieſes Wort möge euch Gott verzeihen, Herr von Roſeneck, mich hat es von euch geſchieden auf lange, vielleicht auf immer. Möge die Stunde erſcheinen, wo ihr zur Erkenntniß gelangt, daß ihr die treueſte, liebevolleſte Gattin beſitzet, eine

ſolche, die gleich iſt jenen Weibern von Weinsberg, deren Treue ihr als ein Mährlein verhöhnt. Ich danke euch für eure Gaſtfreundſchaft, lebet wohl!“ Mit dieſen Worten ging er raſch der Thüre zu; Hans von Roſeneck richtete ſich vom Lager auf und wollte ihn zurückhalten, aber Götz war ſchon durch die Thüre gegangen. Ueber der Schwelle begegnete ihm noch die Burgfrau, die eben nach ihrem Gemahle ſehen wollte. „Wohin, Vetter Götz, wohin ſo eilig?“ fragte dieſe den Weggehenden. Kurz war des Junkers Antwort: „ich will dieſes Haus verlaßen, wo ich und Alles Edle verkannt wird, aber euch, liebe Baſe, danke ich herzlich für das viele Gute, was ihr mir erwieſen, vielleicht daß ich es euch einſt vergelten kann!“ Nun aber ließ er ſich durch Nichts weiter aufhalten, ſondern ritt noch in derſelben Nacht aus der Burg und der Stadt Rabolphzell zu.

5.

Eben war Götz von Berlichingen zu Zell angekommen und hatte ſich mit den Seinigen vereinigt, die immer noch der Ankunft des Kaiſers am See harrten, um unter ſeiner Führung gegen die Feinde zu ziehen, als die zu Stein verſammelten Eidgenoßen über den Rhein und ſchnurſtracks der Straße nach auf Roſeneck zu gingen. Kaum hatte man noch Zeit auf der Burg, die Zugbrücke aufzuziehen, das Thor zu ſchließen und mit großen Quadern zu verrammeln. Bebend und zitternd trat Bertha auf die Zinne und kam mit großem Entſetzen wieder zurück

in das Gemach, wo Hans noch in einem ſolchen Zuſtande lag, daß er das Bett unmöglich verlaßen konnte. „O Gott, mein Gemahl!“ — rief die Burgfrau — „wie wird es uns ergehen; die Feinde ſtehen vor der Burg, ſchon ſind ihre Stücke aufgepflanzt und gegen uns gerichtet, das ganze Thal gegen Stein hin iſt mit Männern angefüllt, ich glaube, ehe noch ein Schuß geſchieht, ſind ſie unſerer Burg Meiſter gleich beim erſten Sturme!“ „Potz Wetter“ — rief der Freiherr in ſeinem gewohnten, gleichgültigen Tone — „das hätte ich nicht geglaubt, daß die verhaßten Gäſte ſo bald ihren Beſuch wiederholen würden. Doch, laß das Weinen und Klagen, mit dem iſt ohnehin nichts gethan, jage die Knechte auf die Bruſtwehr; man ſoll beſonders die ſüdliche Seite der Burg decken, die am ſchwächſten iſt, du kennſt ja die Stelle dort, von wo aus man den Rhein ſieht; die andere Seite gegen Rielaſingen, wo die Burg auf jähen Felſen liegt, können ſie nicht angreifen, und wenn ihrer viele Hunderte wären.“ „Es iſt ſchon Alles geſchehen, mein Gemahl“ — bemerkte Bertha — „aber was helfen die zwanzig Knechte, die auf der Burg liegen, und wer ſoll ſie führen und leiten, da ihr euch kaum aus dem Bette erheben könnet?“ Sie hatte das Wort kaum ausgeſprochen, als ſich der Freiherr in ſeinem Bette aufrichtete und alle Kraft zuſammen nahm, aber man ſah an ſeinen Geberden, daß es nur unter den heftigſten Schmerzen geſchah. „Hole mir meinen Leibrock, Streithoſen, Schwerdt und Sturmhaube“ — rief er

und wollte ſich eben vom Lager ſchwingen — „es iſt Alles möglich, wenn Noth vorhanden iſt, freilich, der Vetter hätte können hier bleiben um ſtatt meiner die Knechte zu befehligen.“ „Was wollt ihr beginnen, mein Gemahl? euer Verband bricht wieder auf, ihr dürft nicht, ich dulde es nicht“ — ſo ſprach ſie zum erſten Male in ihrem Leben mit gebietendem Tone — „ich ſelbſt will eure Stelle verſehen und die Knechte auf die Bruſtwehr führen.“ Dieß ſprechend, hielt ſie den Widerſtrebenden mit allen Kräften auf dem Lager zurück. „Hole mir meine Rüſtung und Waffen!“ — wiederholte der Freiherr noch einmal — „und laß mich vom Lager, oder ich laufe im Hemde, wie ich bin, auf die Bruſtwehr zu den Knechten.“ Bertha ging, denn ſie ſah wohl, daß es ihres Gemahls feſter Wille war, die Knechte ſelbſt anzuführen und ſeinem zweiten Worte durfte ſie kein drittes entgegenſetzen.

Als ſie mit den Waffen zurückkam, hatte Hans von Roſeneck unter vielen Schmerzen bereits Wamms und Hoſen angelegt. Bertha verſah jezt den Dienſt eines Knappen, ſie legte ihm die Rüſtung an und war eben im Begriffe, ihm das Schwerdt zu umgürten und den Helm auf's Haupt zu ſetzen. Während ſie aber dieſen unterhalb, wo er mit dem Halsberg zuſammenſtößt, feſtband, wallte ihr auf Einmal Blut entgegen, eine Wunde über der Bruſt war aufgebrochen und es ergoß ſich Blut in neuen Strömen. „Es iſt nicht möglich, mein Gemahl“ — rief Bertha erſchrocken — „ihr könnt nicht hinaus, eure Wunden

bluten.“ „Laß bluten die alten“ — sprach gleichgültig der Freiherr — „bald werden die neuen fließen.“ Kaum hatte er aber diese Worte gesprochen, als er todtblaß und entkräftet in Bertha's Arme zurücksank. Schnell rief diese einige Diener herbei, allein sobald der Freiherr seine Leute sah, sprach er mit sanfterer Stimme, als er sonst gewohnt war: „eben recht; kann ich nicht selbst gehen, so tragt ihr mich hinaus auf die Mauern.“ Trotz Bertha's wiederholten Einwendungen mußten die Diener gehorchen; sie holten einen Tragsessel, sezten ihren Herrn darauf und brachten ihn so hinauf auf die Brustwehr. War auch die Kraft seines Körpers gewichen, sein Wort war noch kräftig. Von seinem Sitze aus befehligte er seine Leute, und es that Noth, denn die Eidgenoßen drangen immer näher gegen die Burg und ihre Stücke hatten schon da und dort die Mauern beschädigt. Doch Hans von Roseneck ließ sich nicht schrecken; waren die Geschütze der Eidgenoßen thätig, so feuerten die Schützen von Roseneck nicht minder gut und mancher Schweizer, der einen Weg zur Burg suchen wollte, fand vor dem Walle seinen Tod.

Während des kranken Gemahls Stimme auf der Brustwehr erging, lag die Burgfrau im einsamen Gemache auf den Knieen und schickte ihr Gebet wieder empor zu Dem, der vor wenigen Tagen die Gefahr von ihr und den Ihrigen abgewandt hatte; aber dießmal, so war es des Höchsten Wille, sollte ihr Gebet nicht erhört werden, wenigstens nicht in dem Sinne, wie sie es beabsichtigt hatte. Noch lag sie

auf den Knieen, da wurde es laut im Hofe, Bertha sprang auf und eilte ans Fenster — die Knechte brachten den Freiherrn wieder von der Brustwehr herab, — klagend und händeringend eilte sie in den Hof hinab, sie glaubte, es wäre ihm auf den Mauern ein Unheil zugestoßen, dem war aber nicht so, sondern im Eifer des Rufens waren seine Wunden wieder geflossen und die vorige Schwäche hatte sich eingestellt. Zu gleicher Zeit brachten die Träger auch die traurige Kunde, daß die Burg sich kaum noch bis an den Abend zu halten vermöge, denn die Feinde wären schon so nahe gedrungen, daß sie mit einem einzigen kurzen Sturme Meister werden würden. Nun stieg der Schmerz der guten Frau aufs Höchste; nicht das Schicksal der Burg, die vielleicht in wenigen Stunden ein Raub der Feinde werden würde, war der Gegenstand ihres Kummers, nicht ihr eigenes Schicksal, das die traurigste Aussicht bot: nein, ihr unglücklicher Gemahl war es, den sie am meisten beklagte, der krank vor ihr lag, unfähig, durch Wort und That Etwas zu wirken; — wie es ihm ergehen würde, wenn er in diesem hülflosen Zustande in die Hand der aufs Aeußerste gereizten Feinde fiele — darüber weinte und kümmerte sich die treue Seele.

Uebrigens verweilte Bertha nur so lange an dem Lager des Kranken, bis sie sah, daß er in einen erquickenden Schlummer sank, ein Gedanke war in ihre Seele gekommen, er war von Gott gesendet, der zwar den Untergang der Burg, aber

ihre und ihres Gemahls Rettung und die Beßerung seines Herzens beschloßen hatte. Sie faßte den Entschluß, die Burg freiwillig zu übergeben, eilte hinaus in den Hof und rief ihre Leute von der Brustwehr, die eben ein Stündchen feiern durften, weil auch die Eidgenoßen, treu ihrer alten Gewohnheit, des Tags dreimal zum Imbiß gingen und dann — so riefen sie höhnisch zur Burg hinauf — bald wiederkehren wollten, um ihr Abendbrod auf Roseneck zu verzehren. „Schaffet die Steine vor dem Thore weg" — sprach sie zu den Burgleuten — „daß wir das Thor öffnen können." Die Knechte folgten dem Befehle der Gebieterin, so sonderbar ihnen derselbe auch erschien, bald war das Thor wieder frei, man öffnete es, die Burgfrau trat heraus und stieg, von einem einzigen Diener begleitet, der das Amt eines Herolds versehen mußte, hinab in das feindliche Lager. Waren schon die Leute der Burg verwundert über ihren Auszug, so staunten noch vielmehr die Eidgenoßen, als die Edelfrau mit ihrem Begleiter in ihre Mitte trat. Sie verlangte vor den Anführer des Heers geführt zu werden. Der Städtehauptmann war Valerius Anselm von Luzern, aus einem Geschlechte, das ursprünglich aus der schwäbischen Reichsstadt Rotweil abstammte, aber längst unter den Eidgenoßen eingebürgert war. Ehrerbietig empfing dieser die Frau von Roseneck und fragte, was ihr Begehren wäre? „Ich bin hier" — begann Bertha, ohne jene Schüchternheit zu zeigen, die ihr sonst immer eigen gewesen — „im Namen meines Herrn und

Gemahls, des Freiherrn Hans von Roſeneck, er ſendet mich, mit euch zu unterhandeln wegen der Uebergabe der Burg, ſo ihr anders billige Bedingungen ſtellet.“ „Und welche ſind dieſe?“ fragte Valerius Anſelm. „Daß wir Alle mit Hab und Gut ungehindert abziehen dürfen.“ Anſelm trat auf die Seite und beſprach ſich mit den Kriegsräthen über dieſes Anſinnen. Hätten Anſelm und die Luzerner allein zu befehlen gehabt, ſo wäre Bertha's Bitte ohne Weiteres erfüllt worden, aber die Steiner und Dießenhofer wollten in dieſe Bedingung nicht eingehen, denn ſie hatten ſich ſchon lange darauf gefreut, ihr Müthchen einmal nach Herzensluſt an dem Freiherrn kühlen zu können. Darum überſtimmten ſie den Hauptmann und erklärten, daß Hans von Roſeneck ſich auf Gnade und Ungnade ergeben müße, und wenn die Burg, mit Allem, was darin ſey, bis auf den Abend nicht freiwillig übergeben wäre, ſo wollten ſie dieſelbe mit eigener Hand nehmen. Noch einmal wandte ſich Bertha an den Hauptmann und erbot ſich, alles Hab und Gut auf der Burg Preis zu geben, wenn nur den Burgleuten und ihr ſelbſt mit ihrem kranken Gemahle der Abzug geſtattet würde. „Ha, ha!“ — lachten die von Stein und Dießenhofen — „das hat alſo den edeln Herrn mürbe gemacht, daß er nicht mehr drein ſchlagen kann mit ſeiner Fauſt; gerade um ihn iſt es uns zu thun.“ Valerius Anſelm konnte über dem Geſchrei kaum zum Worte kommen. „Stille!“ — rief er endlich mit der kräftigen Stimme des Befehlshabers — „daß ich der edlen Frau, die hier vor

uns erſchienen, Beſcheid geben kann! Ihr, Frau von Roſeneck, ſeyd unſchuldig an der Schmach, die euer Gemahl denen von Stein und Dießenhofen angethan, darum ſey euch erlaubt, frei und frank aus der Burg zu ziehen, mit ſicherem Geleite, wohin ihr wollt; es ſey euch erlaubt, das Beſte von eurer Habe, ſo viel ihr zu tragen vermögt, mit euch zu nehmen; aber die Andern alle bleiben in der Burg und erwarten, was die Sieger über ſie verfügen — und das ſoll ſo gehalten werden, wie ich rede, bei St. Leodegars Ehre, des Schutzpatrons unſerer theuern Republik Luzern."

Schmerzlich war dieſer Beſcheid für Bertha von Roſeneck, gerne hätte ſie weiter gebeten, aber ſie ſah wohl, daß Valerius Anſelm nicht weiter gehen durfte, ohne den Unwillen der erbitterten Steiner und Dießenhofer auf ſich zu laden. Als ſie daher das feindliche Lager verließ, bat ſie den Hauptmann nur noch, bis Abend zu warten, wo dann der Beſcheid erfolgen würde, ob Ritter Hans einwillige, ſich auf Gnade und Ungnade zu übergeben, oder nicht. Valerius Anſelm verſprach dieß, und betrübter, als ſie gekommen, trat Bertha den Rückweg auf Roſeneck an, denn die Hoffnung, für ihren Gemahl Gnade bei den Feinden zu erflehen, war ihr ja vereitelt worden. Aber in ihrem Herzen wurde es allmählig lichter, je näher ſie dem Thore ihrer Burg kam; — ſie wiederholte ſich die Worte des Hauptmanns mehrere Male genau, dachte weiter darüber nach,

ein zweiter Gedanke tauchte in ihrer Seele auf und dieſer Gedanke wurde zur raſchen That. —

Lange harrten die erbosten Eidgenoßen im Lager, was für eine Antwort wohl von der Burg herabkommen würde; ſchon ſprachen Einige, die ſich längſt nach der Beute ſehnten, höhniſch: „das wird dem Roſenecker ein ſaurer Apfel dünken, in den er beißen ſoll; um ſo beßer, wenn er nicht freiwillig ſein Neſt übergibt, ſo werden wir auf andere Weiſe Meiſter.“ Schon umringten ſie des Hauptmanns Zelt, daß er ſie gegen die Burg führe, da die Roſenecker dieſe Liſt vielleicht nur erſonnen hätten, um einige Zeit zu ihrer beßern Vertheidigung zu gewinnen. Allein Valerius Anſelm widerſtrebte ihrem Willen; — indeßen, als es Abend zu werden begann, glaubte er ſelbſt nimmer, daß die Roſenecker ſich der Bedingung fügen und die Burg übergeben würden. Er ließ daher das Zeichen zum Ausmarſche geben, und zog hinauf bis zum Walle, um die Belagerung fortzuſetzen.

Kaum waren die Eidgenoßen oben angekommen, ſo erſchien einer der Knechte über dem Thore, ſtieß in die Trompete und verkündigte, daß die Burg bereit ſey, ſich zu übergeben. Zu gleicher Zeit fiel die Zugbrücke nieder, die Riegel des Thores öffneten ſich und heraus trat Bertha von Roſeneck, auf dem Rücken ihren kranken Gemahl tragend. Schnell ſchritt ſie mit der theuern Bürde über die Brücke und bald ſtand ſie vor den Feinden, die ob des ſeltſamen Schauſpiels ſtaunten und ſich verwunderten.

Die Burgfrau trat zu dem Hauptmann der Eidgenoßen und sprach: „Herr, ihr habt mir erlaubt, aus der Burg zu ziehen und von meiner Habe mitzunehmen, so viel ich tragen könnte und was mir das Liebste wäre, nun habe ich keine liebere Habe als diesen meinen Eheherrn, ich mahne euch daher an euer Wort, das ihr gegeben bei St. Leobegar, daß ihr mich frank und frei ziehen laßet unter sicherem Geleite bis hinüber auf Burg Twiel.“ Der Hauptmann blieb die Antwort eine gute Weile schuldig; das unerwartete Schauspiel hatte seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; endlich, nach langem Schweigen, erwiederte er: „es sey euch gewährt, edle Frau, was ich euch verheißen, mein Wort soll gelten: ziehet unter sicherem Geleite wohin ihr wünschet, und was ihr von Schmuck und Kleinoden auf der Burg habt, soll euch nachfolgen.“ Mit dem aber, was Valerius Anselm sprach, waren nicht Alle einverstanden, so tief auch die edle That manchen gerührt hatte. Zwei Männer von Dießenhofen traten der Edelfrau in den Weg, als sie fürder schreiten wollte, und machten sich daran, über ihren Gemahl herzufallen, deßen kranker und hülfloser Zustand sie nicht zum Mitleid hatte bewegen können. Aber der Hauptmann trat schnell hinzu: „Soll ich euch lehren, ihr Buben, wie man das Wort seiner Obern in Ehren hält?“ — und, um seiner Rede Kraft zu geben, ließ er sein blankes Schwerdt einige Male um ihre Ohren sausen. Nun zog Bertha von Roseneck mit ihrem Ehegemahl ungehindert von dannen, zwei der eidgenößischen

Reiter waren ihr Geleite bis vor das Thor der Felsenveste Twiel, wo Heinrich von Klingenberg, ein Vetter des Freiherrn von Roseneck, seinen Sitz hatte.

Jauchzend zogen die Eidgenoßen in die geöffnete Burg ein, und nun begann das Rauben und Plündern; voran gingen überall die von Stein und Dießenhofen, die die Gelegenheit des Ortes am Besten kannten. Allein Valerius Anselm hielt auch sein zweites Wort, das er der Burgfrau gegeben: einer der zurückgebliebenen Burgknechte mußte ihm Bertha's Gemach zeigen, und er ließ Alles, was sich von einigem Werthe daselbst befand, zusammenbringen und sorgfältig in eine Kiste verschließen.

6.

Kaum war Bertha von Roseneck mit ihrem Gemahl auf Twiel angekommen, so brachte einer der Eidgenoßen eine Kiste vor die Thore der Burg, welche er der Freifrau von Roseneck als ihr Eigenthum im Namen des Städtehauptmanns einhändigte. So wohlthuend auch der Eindruck, den diese edle Handlung machte, für Bertha war, so schmerzlich war es für sie, als sie nach wenigen Stunden eine Flamme aus ihrer geliebten Burg Roseneck aufsteigen sah. Das war aber nicht mit Zustimmung des Hauptmanns geschehen, sondern Mehrere, die es ärgerte, daß Haus von Roseneck mit heiler Haut davon gekommen, waren, während Valerius Anselm mit dem größten Theile des Heeres abzog, zurückgeblieben und warfen von zwei Seiten her Brände

in die Burg, daß sie bald in Flammen aufloderte. Aber das sollte nicht ungeahndet bleiben.

Die Flamme, welche gegen Twiel hin die ganze Straße beleuchtete und die Nacht zum Tage machte, war auch in der Stadt Zell sichtbar geworden und dort schlug ein Herz, das es mit den Bewohnern von Roseneck aufs Beste meinte. Wir kennen diesen treuen Freund, Junker Götz von Berlichingen, der das Gute, was ihm von der Burgfrau erwiesen worden war, noch nicht vergeßen hatte. „Wohl mögen die dort oben jezt in Noth seyn" — dachte er bei sich, denn er kannte ihre Feinde, mit denen er sich früher schon gemeßen hatte — „ich will ihnen zu Hülfe eilen, und kann ich sie nimmer retten, sie wenigstens rächen." Schnell war sein Entschluß gefaßt; ohne langes Bitten erlangte er von seinem Herrn, dem Marggrafen, der immer noch müßig in der Stadt lag, die Erlaubniß zu einem Zuge gegen die Eidgenoßen, um denen zu Roseneck zu helfen, wenn es noch möglich wäre. Eine rüstige Schaar kriegslustiger Gesellen, darunter auch manche vom Württemberger Lande, und unter diesen namentlich Dietrich von Späth, saßen mit dem Junker zu Pferde und ohne Säumen ging der Zug vor Roseneck.

Eben war Valerius Anselm mit denen von Luzern, Zürich, Schwyz, Uri und Unterwalden von der Burg abgezogen, als Götz von Berlichingen mit den Seinen vor derselben ankam. Schon von Ferne hatte man das Lärmen und Schreien der zurückgebliebenen Bürger von Stein, Dießenhofen und

Schaffhausen gehört. Die Einen suchten in den vom Feuer verschont gebliebenen Gemächern der Burg auf, was die Abgezogenen übrig gelaßen, Andere saßen im Hofe, beleuchtet von den Flammen, jauchzend und schreiend und tranken einander die Reste des Weines zu, den sie noch in den Kellern gefunden hatten. „Wenn nicht zur Rettung, so kommen wir zur Rache!“ — war das Wort des Junkers von Berlichingen, als er durch das Thor ritt; jezt erst dachten die übermüthigen Sieger an den Abzug, als sie das Getrabe der Roße hörten und blanke Helme und Schwerdter erblickten. An Widerstand wurde kaum gedacht; die Meisten suchten ihr Heil in einer schnellen Flucht, und bald war kein Schweizer mehr im ganzen Hofraume. Aber die Rächer waren noch nicht befriedigt. So schnell, als er gekommen war, verließ Götz die Burg wieder, um die Schaar der Flüchtigen zu verfolgen. Der größte Theil seiner Begleiter ritt hinter ihm, ohne Weg und Steg zu kennen, nur die blinkenden Sturmhauben der fliehenden Eidgenoßen waren das Zeichen, dem sie folgten. Es waren die Zuzüger von Schaffhausen, die eben den Weg zur Heimath einschlugen. Wohl über eine Stunde lang ritt Götz mit seiner Schaar hinter den Flüchtigen her; auf einmal standen sie in der Nähe eines Dorfes, das, nur eine halbe Stunde von Schaffhausen entfernt, den Eidgenoßen wohl befreundet war. Hier verloren die Verfolger die Spur der Fliehenden, aber nicht auf lange Zeit. Nahe an der Landstraße stand die Kirche des Dorfes mit hohem

Thurm und einem wohlbefeſtigten Kirchhofe. Dem hatten ſich die Fliehenden ſchnell zugewendet, denn hier gedachten ſie auszuruhen und wenigſtens eine Zeitlang ſich gegen ihre Verfolger vertheidigen zu können. Oben auf dem Kirchthurme wohnte der Wächter, der ſein Lämpchen immer länger brennen ließ als alle übrigen Bewohner des Dorfes, doch nie bis Mitternacht; heute aber hatte er eine Ausnahme von der Regel gemacht, denn noch ſpät hatte er einen kleinen Gaſt bekommen. Es war dieß ein Knabe von etwa ſechs Jahren, der ſich in das Dorf verirrt hatte und dem Gebäude zuging, wo hoch oben noch Licht ſichtbar war. Er hatte lange gepocht, bis der Thürmer es hörte, herabkam und die Thüre des Kirchhofs öffnete. Erſtarrt an Händen und Füßen konnte der Kleine kaum mehr gehen und der Thürmer mußte ihn auf den Armen in ſeine hochgelegene Wohnung hinauftragen. Ein warmes Stübchen hatte wieder Leben in dem Halberſtarrten geweckt, ſo daß es dem Wächter endlich möglich wurde, einige Antworten auf ſeine Fragen herauszubringen. „Er habe" — ſo lautete die Erzählung des Knaben — „einen lieben Vater und eine liebe Mutter, die wohnen auf einer ſchönen Burg — er ſey in den Wald geritten mit ſeinem Vater und dem alten Gurd, da ſeyen Männer herbeigekommen, die hätten gekämpft mit dem Vater, deßwegen ſey Gurd mit ihm geflohen, die Männer aber ſeyen nachgefolgt, haben den guten Gurd erſtochen und ihn dann mit ſich geführt, indem ſie ihm ein Tüchlein vor den Mund

gebunden, daß er nicht habe ſchreien können. Sie ſeyen dann in eine ſchöne Stadt gekommen, wo er ſeitdem in einem ſchönen Hauſe unter freundlichen Leuten gelebt habe; er hätte aber ſeine Eltern auf der Burg gerne wieder geſehen, darum ſey er eines Tages ſeiner Wärterin entlaufen und habe den Weg allein geſucht, ihn aber nicht finden können, ſondern ſey verirrt und endlich hieher gekommen, wo er das Licht hoch oben erblickt habe."

So hatte ſich durch die Ankunft des kleinen Gaſtes das Schlafſtündchen des Thürmers dießmal hinausgeſchoben und es war, bis er dem Knaben die nöthige Unterkunft bereitete, allmählig Mitternacht geworden. Aber kaum war dieſer zu Bette gebracht, da pochte es von Neuem an der Kirchhofthüre. So ungerne der Thürmer auch hinunter ging, that er es doch, öffnete ſeinen Gäſten das Thor zur Zuflucht und ſtieg wieder zurück in ſein Stübchen. Bald klopften wieder neue Gäſte mit kräftigen Schlägen; es war Junker Götz mit ſeinen Reitern, die hatten lange das Dorf durchſtreift um die Flüchtlinge zu finden, bis ſie durch das Licht oben auf dem Thurme hieher geleitet wurden. Bald wurden ſie auch gewiß, daß der befeſtigte Kirchhof Zufluchtsort ihrer Feinde geworden war, denn man hörte, wie die Thüre von innen verrammelt wurde. Jezt verdoppelten die von außen ihr Pochen, die Streitkolben klangen laut an dem Riegel des Thors, daß es weithin ſchallte in die ſtille Mitternacht; aber lange widerſtrebten die Dielen von Eichenholz der

Gewalt der Streithämmer. Doch sahen die im Kirchhofe Befindlichen bald, daß das Thor klaffte und in Kurzem, — so konnten sie vermuthen, — ganz eingehauen seyn würde. Schnell zogen sie sich gegen den Thurm hin zurück — glücklicherweise hatte der Thürmer die Thüre nicht zugeworfen, — das war auch ihre einzige Zuflucht, denn eben stürzte das äußere Thor unter den Streichen der Verfolger ein; allein, noch ehe diese alle in den Kirchhof eindringen konnten, waren die Eidgenossen auf den Thurm gestiegen und hatten die Eisenthüre hinter sich fest verschloßen. Jezt waren sie gesicherter, denn zuvor, ja, sie standen sogar gegen die unten im Kirchhofe Befindlichen noch im Vortheile. Diese Stellung benüzten sie auch, denn von nun an galt ihnen der Thurm als eine Veste, von der herab sie durch Werfen und Schießen ihren Belagerern heftig zusezten.

Längst war die blutrothe Scheibe des Mondes am Himmel aufgegangen und beleuchtete eine Stätte, die nicht umsonst der Friedhof hieß, denn seit einer Stunde war es ein solcher für Manchen aus des Junkers Schaar geworden. Immer heftiger stürmten die Belagerer gegen die Eisenthüre, um sie zu sprengen, aber, jemehr sie anstürmten, desto mehr verloren sie von den Ihrigen, denn die auf dem Thurme trafen sicherer ihren Mann im Lichte des Mondes, denn zuvor. Dietrich von Späth, der Götzen zunächst stand, wurde von einem Steinwurfe ins Angesicht getroffen, daß er vom Pferde sank. Da sprach Meister Jacob, der Büchsenmeister aus Ansbach, der

auch dem Junker gefolgt war: „meine Herrn, was wollen wir Alle zuletzt hier ins Gras beißen? Laßt uns ihnen einen andern Tanz aufſpielen — haut die Streitart nicht durch die Eiſenriegel, ich weiß ein Mittel, das beſſer wirkt, entfernt euch ein wenig. Dieſes geſagt, beugte er ſich ſchnell zur Erde nieder in der Richtung gegen die Eiſenthüre, einige kleine Feuerfunken blitzten unter ſeiner Hand und nach wenigen Augenblicken hörte man ein fürchterliches Krachen, daß der Thurm vom Fuße bis zu oberſt erzitterte. Die Thüre war durch der Petarde Kraft geſprengt, aber zu gleicher Zeit hatte es das alte Gebälke im Innern des Thurmes entzündet und im Nu ſtand das untere Stockwerk in Flammen, ſo daß weder die von außen hinein, noch die von innen mehr herauskommen konnten. Immer höher ſtiegen die Schweizer hinauf, um dem Feuer zu entgehen, das im Bauche des Thurmes wüthete und ſie bis in das Stübchen des Wächters verfolgte, wo viele ihren Tod fanden. Längſt hatte der Qualm dieſen aus ſeinem Bette getrieben, er bließ auf alle Seiten hinaus mit ſeinem Horne nach Hülfe, aber vergebens; — die Bewohner des Dorfes fuhren erſchrocken aus dem Schlafe, aber, während man ſich rüſtete, der Kirche und den Bedrängten zuzueilen, hatte das Feuer bereits das oberſte Stockwerk des Thurmes erreicht. Schon drang der Qualm auch zu der Stelle, wo der Thürmer mit dem Knaben ſtand und verzweiflungsvoll die Hände rang; der fürchterlichſte Tod in den Flammen war ihnen und allen Andern

gewiß: da faßte der Thürmer den Knaben und ſtürzte ſich, ihn in den Armen haltend, durch das Fenſter von dem Thurme herab. Auf den Gräbern des Kirchhofs lag der brave Mann zerſchmettert, aber eine unſichtbare Hand hatte über dem Knaben gewaltet. Geſund und wohlbehalten ſtand er auf, und als der Junker von Berlichingen hinzutrat, um das Wunder zu ſchauen, das ſich hier begeben hatte, erkannte er in dem Knaben — den verlorenen Ottmar.

Wir verlaßen mit dem braven Junker und ſeiner Schaar die fürchterliche Brandſtätte und begleiten ſie zu dem Felſenberge, wo wir die Freifrau von Roſeneck und ihrey Gemahl gelaßen. Die Sonne war eben aus dem See heraufgeſtiegen und hatte ſchon die Spitzen der hohen Schweizergebirge beleuchtet, da erwachte Bertha aus einem ſchönen Traume, — ſie hatte ihr Söhnchen Ottmar geſehen — traurig blickte ſie im Gemache umher, als ſie ſich vom Traume getäuſcht ſah. Da trat ein Diener herein und meldete wohlbekannte Gäſte. Schnell erhob ſich Bertha, um den Ankommenden entgegen zu gehen, da öffnete ſich die Thüre und herein ſprang der kleine Ottmar, ihm folgte der Junker von Berlichingen. Die entzückte Mutter ſchloß den Kleinen in ihre Arme und bedeckte ihn mit Küßen. Lange konnte ſie kein Wort hervorbringen; erſt, als Götz erzählte, wie wunderbar der Knabe durch Gottes ſichtbare Hülfe vom ſchauervollſten Tode errettet worden war, öffnete Bertha den Mund zum Lobe und Preiſe deßen, der ihr und ihres Kindes Schickſal ſo wunderbar geleitet hatte.

Nicht minder beglückt ſchloß Hans von Roſeneck ſeinen Ottmar in die Arme, trat dann zu dem Junker hin und bot ihm die Rechte mit den Worten: „Vetter, verzeihe mir meinen Argwohn und werde mir wieder gut. Meine geliebte Bertha hat an mir bewahrheitet, daß die Erzählung von der Weibertreue zu Weinsberg kein Mährlein iſt.“

VI.

Des Baſtards Rache.

Mihi, haec ac talia audienti, in incerto judicium est, fatone res mortalium et necessitate immutabili, an forte volvantur.
Tacitus.

1.

Gegenüber der Burg Geroldseck, wovon wir unſere Leſer bereits in einer früheren Erzählung unterhalten haben, erhebt ſich ein Berg von geringerer Höhe; auch auf ihm ſtand einſt eine Burg, die aber jezt, bis auf wenige Spuren, ganz verſchwunden iſt, und es fällt ſchon beim erſten Anblicke in die Augen, daß die Hand des Zerſtörers früher über ſie gekommen, als über ihre Nachbarin. Dieſe Burg hieß Lützelhard oder Lützen, und gehörte bis zum Tode Biſchof Walthers von Straßburg, der ſie ſeinem natürlichen Sohne als Erbtheil zuwies, ebenfalls zum Gebiete der Grafen von Geroldseck.

Mehr denn ein Jahrzehent war ſeit den Geſchichten von Straßburg, wo die Bürger ſo ritterlich

für ihre Gerechtſame gegen ihren Biſchof gekämpft hatten, bereits vorübergegangen, längſt moderten die Gebeine des im blühenden Alter dahingeſchiedenen Walther, und auf dem Stuhle zu Straßburg ſaß Heinrich von Gerolbseck, ſein Vetter, der zuvor Sängerherr am Domcapitel geweſen war. Dieſer war von den Capitularen einſtimmig erwählt worden, und zwar hauptſächlich darum, weil die Bürger der Stadt für ihn baten. Deßen war denn auch Heinrich von Gerolbseck ſtets eingedenk und hielt ſich in Allem treulich zu den Bürgern, weßwegen er auch an Gütern und Gewalt bis zu ſeinem Tode beträchtlich zunahm.

Auch auf Gerolbseck waren in dieſer Zeit mehrere Veränderungen vorgegangen. Nur noch ein Jahr lebte der alte Graf, nachdem er von dem Kloſter Gengenbach zurückgekehrt war, denn der Gram über den Verluſt zweier Söhne, die beinahe zu Einer Zeit in das Grab geſunken waren, hatte ſchnell an ſeiner Kraft gezehrt. Längſt ruhte er in ſeinem Erbbegräbniße neben der vorangegangenen Gattin, und alleiniger Erbe all der beträchtlichen Beſitzungen dieſes Hauſes war nun Graf Heinrich, der noch einzig überlebende Sohn, geworden. Die Burg Lützelhard aber hatte Heinrich, treu dem Verſprechen, das er in die Hand ſeines ſterbenden Bruders Walther niedergelegt, der verlaßenen Gertrude und ihrem Sohne abgetreten, die ſeit der Zeit, wo das kleine Häuschen an der Kinzig von den Straßburgern niedergebrannt worden war, ohne eigenes Obdach geweſen waren. Hier wohnte Gertrud, ganz in der Nähe von Gerolbseck — denn

man konnte von den Fenstern der einen Burg in die der andern hinübersehn — dem Andenken Walthers von Geroldseck und der Erziehung ihres Sohnes, der sich, mit Erlaubniß seines verstorbenen Vaters und seines Oheims „Walther von Geroldseck, Herr zu Lützelhard“ nannte.

So wuchs der junge Walther heran, wurde kräftig und stark und, wie sein Vater, gewandt in allen ritterlichen Tugenden. Daran versäumte seine Mutter Nichts an ihm, und wo sie sich, dem oft unbeugsamen Sinne des Knaben gegenüber, nicht stark genug fühlte, ging ihr der alte Luithold, seit undenklicher Zeit Burgvogt auf Lützelhard, rüstig an die Hand. Dieser Mann wurde wegen seines Alters und seiner Einsicht, sowie wegen des Ansehens, in welchem er bei den Herren von Geroldseck stand, von den Bewohnern der Burg beinahe für deren Herrn selbst gehalten, so lange Gertrude dieselbe noch nicht zu ihrem Aufenthalte gewählt hatte; jezt aber vertrat er Vaterstelle an dem jungen Walther, und wohl bedurfte dieser eines kräftigen Mannesarmes, der ihn lenkte und leitete. Neben Luithold nahm sich auch der Oheim auf Geroldseck seiner mit väterlicher Liebe an. So lange Adelheid von Zimmern, die Heinrich bald nach seines Vaters Tode als Gattin heimführte, ihm noch keine eigenen Kinder geboren hatte, mußte Walther immer um den Oheim seyn, und wer es nicht wußte, der konnte, wenn er die liebreiche Begegnung des Grafen gegen den Knaben sah, nicht anders glauben, als daß dieser Heinrichs

leiblicher Sohn wäre. Auch nachdem Frau Adelheid ihrem Gemahle eine Tochter und dann zwei Jahre hintereinander zwei Zwillingspaare von Söhnen geboren hatte, entzog er seinem Neffen Nichts von seiner frühern Liebe und dieser war um ihn, wie zuvor, und obgleich um Vieles älter als die vier Brüder von Geroldseck, theilte Walther doch ihre ritterlichen Spiele und Uebungen mit ihnen und war besonders viel und gerne in der Gesellschaft der freundlichen Ida.

Unter solchen Verhältnißen erreichte Walther sein zwanzigstes Jahr. Schon ließ er sich nicht mehr halten in den engen Mauern der Burg, die Spiele der Knaben auf Geroldseck gewährten ihm allmählig keine Lust mehr, und auch der Umgang mit Ida, die ihn wie ihren Bruder hielt, wurde ihm von Tage zu Tage gleichgültiger. Das edle Waidwerk war mit einem Male des Jünglings Freude geworden, und um diese Neigung zu befriedigen, ritt er oft, nur von seinen Rüden begleitet, aus der Burg, streifte von Thal zu Thale, drang durch Wälder und Schluchten, so daß er manchmal erst bei einbrechender Nacht wieder auf Lützelhard zurückkehrte. Weit entfernt, der mütterlichen Sorge zu achten, die oft in bange Klagen sich ergoß, wenn er in der strengsten Jahreszeit, bei schlechtem Wetter und starrend vor Kälte und Näße seine Streifzüge verfolgte, hing er bei der Heimkunft Bogen und Köcher lachend an die Wand, warf sich behaglich in den Lehnstuhl und hörte im Scheine des wärmenden Kaminfeuers den

Sagen und Geſchichten zu, die ſeine Mutter beim Spinnrocken erzählte, und deren ſie von der Zeit her, da ſie noch in dem Thale an den Ufern der Kinzig lebte, ſo viele im Andenken hatte.

Später, als je ſonſt, war Walther an einem der lezten Herbſttage von der Jagd heimgekehrt. Er hatte nur Weniges erjagt, und war dießmal doch ſo lange ausgeblieben. Während ſeine Mutter ihre Beſorgniß hierüber äußerte, kehrte er ſich nicht weiter daran, ſondern ſchäckerte mit ſeinen Rüden, ſchüttelte das triefende Naß von Kleidern und Jagdgeräthe, und ſtreckte ſich, wie gewöhnlich, mit Behaglichkeit auf dem Lehnſtuhle aus. Nach einer Weile begann er mit einer Laune, die ihm außerdem ſelten eigen war: „Liebe Mutter, weil ich dir heute mehr als ſonſt Sorgen und Kummer bereitet habe, ſo thue zur Strafe und Beſchämung ein Uebriges an mir, und erzähle mir ein liebes Geſchichtchen, wie du ſonſt gewohnt biſt; etwa von Falkenſtein: du kennſt ja die Burg im Schiltachthale, die ſteile, die gleich einem Adlerhorſte über den Felſen des Waldes ſchwebt.“ „Warum gerade von Falkenſtein, mein Sohn?“ — fragte Gertrude — „wohl weiß ich manche Geſchichte, die bei der Burg und unter ihren Mauern ſich zugetragen: wie Herzog Ernſt, der ungehorſame Sohn, gegen ſeinen Vater, König Konrad, die Fahne des Aufruhrs erhob und die zärtliche Mutter Giſela von ihrem Gemahle ſo oft Gnade für ihren Sohn erbat, wie er ſolche erhielt und deſſen ungeachtet in ſeinem aufrühreriſchen Treiben fortfuhr, wie ihn

dann Einer von Falkenſtein längere Zeit in ſeiner Burg hegte und barg, und es zuletzt nicht ferne von derſelben zum mörderiſchen Kampfe kam, wo der edle Fürſtenſohn, umgeben von ſeinen treuen Vaſallen, im ritterlichen Streite fiel. Dieß iſt eine Kunde der Vorzeit, geſchehen zur Warnung dem nachfolgenden Geſchlechte und zur Lehre, welche iſt, daß der Sohn folgen und gehorſam ſeyn ſolle dem Rathe liebender Eltern." „Das wollen wir ſeyn laßen für heute," — entgegnete Walther — „denn du weißt, liebes Mütterchen, daß ich auf dergleichen nicht gerne lauſche; ein ander Mal erzähle mir Geſchichten zur Lehre und Warnung, heute aber möchte ich lieber etwas Anderes von Falkenſtein hören, etwa, wie die Burg erbaut wurde, oder, warum die Herren der Burg gerade dieſen Namen und den Falken in ihrem Wappen führen? „Auch darüber" — verſetzte Gertrude — „kann ich dir Aufſchluß geben" und nun erzählte ſie ihm die Sage von Cuno von Falkenſtein, die unſere Leſer bereits aus der vierten Erzählung dieſes Buches kennen.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hatte Walther ſeiner Mutter zugehört, während der alte Luithold, der Anfangs ein nicht minder aufmerkſamer Zuhörer geweſen war, ſo wie einige Knechte des Hauſes, die ſich auf der Ofenbank gelagert hatten, eingeſchlummert waren und hiedurch kund thaten, daß Müdigkeit den Sieg über Aufmerkſamkeit davon trage. „Habt Dank, liebe Mutter" — begann Walther, nachdem Gertrude ihre Erzählung geendigt

hatte — „für die ſchöne Mähre aus alter Zeit, die ihr mir da mitgetheilt habt; ich will euch zum ſchuldigen Danke hiefür eine Geſchichte erzählen, die ſich erſt neueſtens bei Falkenſtein begeben, und thue es um ſo lieber jezt, da der alte Kauz ſchläft wie eine Ratze und auch die Andern neben ihm ihre Köpfe bis auf den Bauch hängen."

2.

„Dieſen Morgen" — begann Walther — „bin ich, wie ihr wißt, mit dem Früheſten ausgeritten, und mein Rößlein trug mich längs dem Thale der Kinzig über Höhen und Bergſchluchten, und nie behagte mir das Herumſchweifen im ſchattigen Walde mehr, als heute, ob ich gleich wenig oder gar Nichts erjagt habe, denn weil mir ſo wohl ums Herz war, wollte ich auch den armen Thierchen ihr Leben und ihre Freude gerne gönnen. So ritt ich aufwärts bis an den Ort, wo die Schiltach ihre Bahn über Felſen und Klippen hinab windet und in unſer reizendes Kinzigthal einmündet. Hier, wo die Waldungen dichter ſtehen, als um unſere Burg, wo himmelhohe Tannen dem Blicke jede Ausſicht entziehen, vernahm ich mit Einem Male, nachdem es eine Zeit lange ſtill und ruhig um mich geweſen, Hundegebell und Hörnerklang von Jagenden aus ziemlicher Entfernung; ich hielt mein Roß an und horchte, jezt drang ein anderer Laut zu meinem Ohre, es war eine menſchliche Stimme, die um Hülfe zu rufen ſchien; der Laut kam immer näher, er kam aus dem

Munde eines weiblichen Weſens, das mehrmals hintereinander ganz kläglich. „Vater, Vater!“ rief. Nun gab ich meinem Roße die Sporen und raſch ging es über Stock und Stein, durch Baum und Strauch dem Platze zu, woher der Hülferuf gekommen war. Bald war ich zur Stelle. Ein jugendliches Frauenbild im reizenden Jagdkleide bot ſich meinem Blicke dar; ihr Zelter, auf dem ſie ritt, war, während ſie, von ihrem Gefolge entfernt, ein Wild verfolgte, zur Erde nieder geſtürzt, das Fräulein glitt herab, aber einer ihrer zarten Füße verwickelte ſich in das Riemenwerk des Sattels, das Roß raffte ſich ſchnell wieder auf und ſuchte das Weite, unfehlbar wäre auch die ſchöne Reiterin über Stock und Stein geſchleift worden, bis ihr Vater mit ſeinem Gefolge herbeigekommen wäre, allein in dem Augenblicke, wo das Schreckliche hätte geſchehen können, kam ich herbeigeſprengt, mit Einem ſchnellen Satze hatte mein Roß das ſchon flüchtende des Fräuleins überholt, ich griff nach dem Zügel, riß es mit kräftigem Arme zurück und — das Fräulein war gerettet. Ich ſtieg ab, machte die ſchöne Unbekannte von ihren Banden los, die ſich ſchnell emporrichtete und mir mit niedergeſchlagenen Augen die Hand reichte; ſie nannte mich den Retter ihres Lebens und ſprach ſo freundliche Worte, die ich jedoch kaum alle auffaßte, denn ich war ganz in den Anblick ihrer Schönheit verſunken. Jezt erſt pries ich mich glücklich, der Retter ſolch eines holden Weſens geworden zu ſeyn und dachte bei mir ſelbſt, wie Jammerſchade es geweſen wäre,

wenn ſolch ein junges Blut auf ſo grauſame Weiſe umgekommen wäre. Während ich ihr wieder auf ihr Roß half, kam eben ihr Vater herbei, der nicht wenig erſtaunte, als er ſein Töchterlein in der Geſellſchaft eines ſo jungen Fants erblickte. Doch bald erfuhr er aus ihrem eigenen Munde, was geſchehen war, und wie bereitwillig ich ihr Hülfe und Rettung gebracht hatte. War der Dank des Fräuleins innig geweſen, ſo war noch weit kräftiger der Handſchlag des Vaters, wodurch er mir ſeine Erkenntlichkeit beweiſen wollte. Und nun gings unter Jubel und Freudenruf auf Burg Falkenſtein, wo der Ritter mit ſeinem Töchterchen wohnte. Daß ich ſie begleiten mußte, kannſt du dir wohl denken, daß ich bei dem Burgherrn zechte und guter Dinge war — man trank nämlich die Geſundheit des Fräuleins, die mit perlendem Weine mir oft den Becher kredenzte — auch das, liebe Mutter, kannſt du dir leicht vorſtellen: aber von Etwas, haſt du doch keine Ahnung.“ „Und doch“ — fiel die Mutter lächelnd ein — „kann ich mir wohl denken, daß mein Sohn Walther ungerne von Falkenſtein ſchied, denn es gefiel ihm faſt wohl daſelbſt“ — „denn“ — ſezte Walther gleich hinzu — „er hatte Fräulein Emma etwas zu tief in die blauen Aeuglein geſehen; ja, noch mehr, liebe Mutter, ihr holdſeliges Weſen hat einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich glaube, von nun an keinen Tag mehr, wo ich nicht um ſie geweſen, verleben zu können.“ „Aber“ — fragte Gertrude — „was wird deine Muhme und bisherige Geſpielin

Ida von Geroldseck dazu sagen, wenn ihr lieber Vetter seine Gunst einer Andern zuwendet, der Tochter eines Mannes, der nur der Vasall ihres Vaters ist?" „Ritter- oder Grafentochter, da kümmert sich Walther wenig darum; du sollst nur einmal Emma von Falkenstein sehen und Ida ihr gegenüber stellen: diese ist ein schmächtiges, furchtsames Ding im Vergleiche mit Emma, die in Jugendfrische Blühende, die so reizend im Jagdanzuge auf ihrem Zelter saß, wie unser Einer, und gleich einem kühnen Waidmann zwischen Hirschen und Rehen herumpirscht." „Ob aber Fräulein Emma so guten und reinen Herzens ist, wie unsere Ida? das ist eine andere Frage" bemerkte Gertrude. „Das weiß ich freilich nicht, aber das weiß ich gewiß, daß ich von nun an bloß der Emma von Falkenstein zu Hofe reiten und nächster Tage bei ihrem Vater um ihre Hand werben werde, denn einmal habe ich ihr das Leben gerettet und habe, so zu sagen, Ansprüche auf ihren Besitz; dazu habe ich auch gesehen, daß ich wohl gelitten bin bei des Fräuleins Vater, denn er ist ein großer Liebhaber der Jagd, wie ich, auch führt er wacker den Humpen und das will auch ich nach und nach von ihm lernen." „Aber bedenke nur, mein Sohn" — versezte Gertrud — „daß das, was du da von dir rühmst, noch nicht den Ritter ausmacht; du hast bis jezt noch Nichts gethan, um dir die Sporen zu verdienen, als daß du die Thiere des Waldes erlegtest; ehe man um eine Braut wirbt, muß man auch Proben ritterlicher Thaten abgelegt haben, und so

lange du bloßer Junker biſt, wird dir auch der Ritter von Falkenſtein ſeine Tochter nicht zuſagen.“ „Laß uns ſehen, ob du Recht haſt, oder ich“ — lachte Walther und damit war für heute die Sache abgethan.

Von nun an beſuchte Walther jeden Tag Burg Falkenſtein, und war ſtets ein willkommener Gaſt daſelbſt. Er war in ſeiner Eigenliebe ſo viel als gewiß, daß Fräulein Emma ihn nichts weniger als mit gleichgültigen Augen anſehe. Ihre Blicke verriethen ihm, daß er ihre Huld gewonnen und ſie ſchenkte ihm auch, wenigſtens ſo lange er um ſie war, ihre volle Aufmerkſamkeit. Das Bild der ſanften Ida von Geroldseck, der holden Geſpielin ſeiner Jugendtage, ſchwand immer mehr aus ſeinem Herzen und er gab keinem andern Gedanken mehr Raum, als dem, wie er um Emma's volle Gunſt und Liebe ſich bewürbe. Nach wenigen Wochen ſtand ſein Entſchluß feſt, geradezu um ihre Hand anzuhalten und ſie als Hausfrau heimzuführen, denn der Weg, den er jeden Tag reiten mußte, um ſeine Huldin zu ſehen, fing an, ihm langweilig zu werden. Allein, bevor er dem Ritter von Falkenſtein ſeinen Wunſch vortrug, hielt er es für gerathen, zuvor der Tochter ſelbſt ſeinen Vortrag zu machen. Dieß geſchah mit einfachen Worten und ohne lange Umſchweife, denn Walther war noch nicht in der höfiſchen Sitte ſeiner Zeit bewandert, wo man zuvor in zarten Minneliedern die Wünſche des Herzens vor der Burg der Geliebten vortrug. „Liebt ihr mich, gnädiges Fräulein, und wollt ihr mir als Hausfrau die

Hand reichen, wenn euer Herr Vater ja dazu sagt?“ in diesen wenigen Worten ward Walthers Antrag ausgesprochen. „Daß ich euch liebe, Junker,“ — erwiederte Emma — „daran könnet ihr wohl nicht zweifeln;“ — sie sprach dieß mit einem Blicke voll liebevoller Freundlichkeit, konnte aber doch einen schalkhaften Zug in ihrem Gesichte dabei nicht verbergen — „ob ich euch aber so schnell, wie ihr wünschet, die Hand als Hausfrau reichen kann, ist wieder eine andere Frage, deren Entscheidung allein meinem Vater zusteht. Dabei bedenket auch, daß ich seine einzige Tochter bin, die er nicht so bald wird von sich lassen wollen, vor Allem aber erwäget eure Jugend und daß ihr die Rittersporen noch nicht erworben habt.“ „Nur daran also hängt es, mein holdes Fräulein?“ — entgegnete Walther, ohne über die freie Abweisung verlegen zu werden — „das läßt sich schon machen; übrigens will ich das Nein eures Herrn Vaters vor der Hand noch nicht einholen, bis ich gewiß weiß, daß ich werth bin, das Ja zu erlangen.“ „Da thut ihr wohl daran, mein lieber Junker,“ bemerkte Emma mit einem etwas spöttischen Lächeln und bot zugleich dem jungen Walther die Hand zum Kuße, zum Beweise, daß er in Hulden entlassen sey, denn sie fürchtete, der Vater möchte sie allein mit ihm überraschen, und das wäre ihr nicht gleichgültig gewesen. Walther bedeckte die Hand des Fräuleins mit Küßen, drückte sie an sein pochendes Herz und sprach voll seliger Begeisterung: „gerne will ich harren, holde Emma, wenn nur eure Liebe mir gewiß ist;

durch ritterliches Thun will ich eurer werth werden und nicht eher wiederkehren, als bis ich im Ritterschmucke vor euch erscheinen kann.“ Mit diesen Worten verließ er Emma's Gemach, leerte noch einige Becher mit dem alten Herrn im hohen Ahnensaale und trabte, freilich etwas mißmuthig, auf seinem Rößlein zum Burgthore hinaus.

Der Mutter brachte Walther für diesen Abend keine Neuigkeit mit nach Hause, denn er hätte ihr ja gestehen müssen, daß sie Recht gehabt hatte, als sie damals zu ihm sagte, es würde mit dem Heimführen der Braut nicht so schnell gehen. Aber bald kam Frau Gertrude selbst auf den Gedanken, daß Etwas vorgefallen seyn müßte, denn Walther ritt seit dem Tage, da er mit Emma gesprochen, nicht mehr auf Burg Falkenstein, auch sah sie ihn mehr düster und in sich gekehrt, als freudig und wohlgemuth, wie er sonst zu seyn pflegte, ja, er ging, was er seit geraumer Zeit nur selten gethan hatte, jezt auch wieder öfter zu dem Oheime auf Burg Geroldseck und verweilte daselbst länger, als er sonst gewohnt war. Gertrude richtete über alle diese Veränderungen keine Frage weiter an ihren Sohn, im Gegentheile schien sie mit seinem jetzigen Benehmen recht wohl zufrieden zu seyn. Seine häufigen Besuche auf Falkenstein hatten ihr nie recht gefallen, besonders aber mißbilligte sie das Verhältniß, welches er mit Fräulein Emma angeknüpft hatte. Endlich entdeckte Walther seiner Mutter unaufgefordert die Ursache seines Wegbleibens von Falkenstein, that ihr aber zur

ſelben Stunde auch ſeinen Entſchluß kund, das bisherige ſtille Treiben auf Burg Lützelhard mit dem Leben in Kampf und Krieg zu vertauſchen. Es war nämlich in dieſen Tagen eine Heerfarth gen Oeſterreich am Rheine ausgerufen worden, und das däuchte dem thatenluſtigen Junker eine ſchickliche Gelegenheit, ſeine erſte Waffenprobe abzulegen, zumal, da auch ſein Oheim, Graf Heinrich von Geroldseck, mit auszog.

3.

Große und wichtige Dinge hatten ſich damals im deutſchen Reiche ereignet. Graf Rudolph von Habsburg, unter deſſen Hauptmannſchaft die Straßburger ihre Kämpfe für Recht und Freiheit gegen Biſchof Walther geführt hatten, fand nicht nur Anerkennung in dieſer Stadt, wo man ihm eine Ehrenſäule errichtete, ſondern ſelbſt ganz Deutſchland hatte ſeinen ritterlichen Sinn kennen und ſchätzen gelernt. Im September des Jahres 1273 wurde er von den Churfürſten des Reichs einſtimmig zum Könige der Deutſchen erwählt und mit großem Gepränge zu Aachen gekrönt. Eine große Aufgabe war Demjenigen geſtellt, der damals die Zügel des Reichs ergriff, nachdem dieſes mehr als zwanzig Jahre hindurch eines Oberhauptes entbehrt hatte und durch Geſetzloſigkeit und Unordnung in allen ſeinen Grundveſten zerrüttet war. Wenn je Einer der Mann dazu war, die lange vermißte Ordnung und den Zuſtand des Rechts wieder herzuſtellen, ſo war dieß Rudolph von Habsburg. Vor Allem aber mußte einem Gegner

die Spitze geboten werden, der ſelbſt nach der deutſchen Krone geſtrebt hatte, ſich aber in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſah, und nun durch Widerſetzlichkeit gegen den Neugewählten ſich noch einige Wichtigkeit zu geben verſuchte. Es war dieß König Ottokar von Böhmen, aus dem uralten Stamm Przemysl, den die Seinigen rühmten als den Freigebigen, den Gaſtfreien, den Prächtigen, den Goldenen; dagegen nannten ihn auch Viele den Grauſamen, denn eine Menge grauſamer Handlungen bezeichnete die Tage ſeiner Herrſchaft. So traten zwei Gegner auf den Schauplatz, beide ausgerüſtet mit gleicher Kraft des Geiſtes, mit ritterlichem Muthe und allen edlen Anlagen, um für das höchſte Ziel ihrer Wünſche Alles zu wagen; aber dem Böhmen fehlte jener Biederſinn und jene Redlichkeit, die den deutſchen König auszeichnete, jenes Gefühl der Reinheit und Schuldloſigkeit gegenüber den Seinigen, deren ſich Rudolph rühmen konnte; Ottokar von Böhmen ermangelte jener Ruhe und bedächtigen Ueberlegung, womit Rudolph nicht nur im Kabinete, ſondern auch im Felde auftrat, ſein Rittermuth artete zuweilen in Tollkühnheit aus, und dieß wurde — verbunden mit dem Verrathe ſeiner Umgebung — die Urſache ſeines Falles, wobei jedoch ſelbſt der Feind ihm ſein Mitleid nicht verſagen konnte. Ottokar war Rudolphs erſter und letzter Gegner von einiger Bedeutung, und der Kampf mit ihm gab manche Tugend des edlen Habsburgers kund.

Auf dem erſten Reichstage, den König Rudolph zu Nürnberg hielt, ſollte auch Ottokar erſcheinen, um

vom Reiche sein Lehen zu empfangen, aber er stellte sich weder hier, noch auf zwei folgenden Reichstagen zu Würzburg und Augsburg, und als der König ihn durch eigene Gesandte zur Lehensentgegennahme aufforbern ließ, schickte er dieselben mit einer übermüthigen Antwort an Rudolph zurück. Ottokar wurde deßhalb in die Reichsacht erklärt, dessen achtete aber der Trotzige nicht, und nun entschloß sich Rudolph, ihm mit einem Heere zu Leibe zu gehen, worin er namentlich auch von den Großen der Länder, die Ottokar beherrschte und denen seine Herrschaft schon längst lästig geworden war, bestärkt wurde. Mit einem Heere, das sich von Tage zu Tage durch neue Zuzüge mehrte, rückte Rudolph in Oestreich ein, die meisten Städte öffneten ihm freiwillig ihre Thore und in Kurzem stand er vor den Mauern Wiens. Nachdem er diese Stadt längere Zeit belagert hatte, übergab auch sie sich in seine Huld und Gnade.

Der Abfall so vieler Städte, mit deren Treue die Macht des Böhmenkönigs stand und fiel, bestimmte diesen endlich, auf gütlichem Wege mit Rudolph zu unterhandeln, dessen Macht er, wie er nun wohl sah, nicht länger mehr widerstehen konnte; er demüthigte sich daher und ergab sich dem Oberhaupte des Reichs auf Gnade und Ungnade. Die Bedingung des Friedens war, daß Ottokar seine Länder von Rudolph als Reichslehen empfangen sollte. Wirklich schickte er sich auch bald dazu an, und erschien mit einer Menge von Pferden und Reisigen, die alle aufs herrlichste gekleidet waren, am königlichen Hoflager; er selbst

aber trug einen goldgestickten Leibrock und war allenthalben dicht mit Edelsteinen behängt. Als die Großen, die um Rudolph waren, den prächtigen Zug herannahen sahen, meldeten sie diesem voller Freude: „Herr, rüstet euch, wie es einem Könige geziemt, mit kostbaren Kleidern. Rudolph aber erwiederte ihnen: „Schon oft hat der Böhmenkönig meinen grauen Rock belacht, nun soll mein grauer Rock auch ihn einmal verhöhnen.“ Dann sprach er zu seinem Kanzler: „gib mir deinen Mantel, auf daß Ottokar über meine Armuth etwas zu lachen habe.“ Als nun Ottokar erschien, befahl Rudolph seinen Mannen, die Waffen anzulegen, die Roße zu besteigen und, wie gerüstet zum Streite, sich auf beiden Seiten des Wegs, den der Böhmenkönig kam, in Reihen aufzustellen, damit die fremden Völker den Ruhm der deutschen Waffen erblickten. Ottokar nahte, fiel zu den Füßen des Königs nieder und bat denselben demüthig um seine Belehnung. Diese wurde ihm denn auch ertheilt, Rudolph hob den Gedemüthigten wieder auf, umarmte ihn und nannte ihn seinen lieben Freund.

Die Freundschaft der beiden Könige war indessen nur von kurzer Dauer. Schon nach wenigen Wochen brach Ottokar den Frieden, hauptsächlich veranlaßt durch die Vorwürfe seiner herrschsüchtigen Gemahlin, die ihm die Tafel nur zur Hälfte decken ließ, „weil er kaum mehr die Hälfte seiner Staaten besäße.“ Die Feindseeligkeiten begannen damit, daß Ottokar mit einem Heere von 10,000 Mann, das er im Stillen gesammelt hatte, losbrach. Da er wohl sahe,

daß es ihm schwer werden würde, seinem Gegner offen zu Leibe zu gehen, so wählte er die niedrigsten Wege, um zu seinem Zwecke zu gelangen. So schickte er einigen Landherren in Oestreich, sowie mehreren Bischöfen und Grafen am Rheine größere Summen Geldes nebst den lockendsten Versprechungen, wenn sie den König bei seinen Unternehmungen im Stiche lassen würden. Das thaten denn auch Einige, doch ohne großen Schaden für Rudolph, der namentlich an den beiden Bischöfen von Straßburg und Basel, sowie an seinem Sohne Albrecht, der seit des Vaters Erhebung zur Königswürde Landgraf im Elsaß geworden war, mächtige Stützen hatte.

Uebrigens ließ die zugesagte Hülfe lange auf sich warten. Rudolph lag mit den Seinigen zu Wien; schon fing ihm an bange zu werden, denn mit den Wenigen, die er bei sich hatte, durfte er nicht wagen, den Böhmen eine Schlacht zu liefern. Endlich langten der Bischof von Basel und Marggraf Heinrich von Hochberg mit hundert Reisigen an. An sie hatte sich ein Fähnlein von hundert Reitern aus Schwabenland angeschloßen: es war dieß Graf Heinrich von Geroldseck mit seinem Neffen, Walther von Lützelhard, und seinen zahlreichen Vasallen. Obwohl Rudolph von Habsburg als Graf und Städtehauptmann sich einst feindlich gegen Heinrich von Geroldseck erwiesen hatte, als er dessen Burg im Sturme berannte und in Besitz nahm, so hatte sich ihm doch sein Herz nachher wieder zugewendet, als er am Sterbebette seines Bruders, des Bischof's Walther von Straßburg, den

Habsburger näher kennen lernte und einsah, daß dieser nicht nur Einer sey, der das Schwerdt kräftig zu führen wisse, sondern ein biederer und ehrenvester Ritter in der ganzen Bedeutung des Wortes. Als daher das Aufgebot in die Gegend des oberen Rheines kam, war Heinrich von Geroldseck einer der Ersten, der seine Mannen und Vasallen aufrief, um dem Könige ein Fähnlein zuzuführen.

Als Rudolph zu Wien erfuhr, daß sein alter Freund, der Bischof von Basel, nebst dem Marggrafen von Hochberg und dem Grafen von Geroldseck anrücke, ließ er gleich fragen, warum denn sein Sohn Albrecht nicht auch mitkomme? „Der ist mit 500 Reisigen unterwegs" gab der Bischof zur Antwort; als er aber mit dem Könige allein war, sagte er: „weder euer Sohn noch eure übrigen Freunde können euch im Augenblicke zu Hülfe kommen, darum müssen wir uns berathen, was für jezt zu thun ist. „Ruhet einen Tag aus" — erwiederte Rudolph und dann lasset uns zum Kampfe schreiten; mir genügt, daß ich euch als Wächter meiner Person um mich habe. Auf meinen Gott vertraue ich, der mich wunderbarer Weise zu diesem Ruhme erwählt hat, der wird mich auch jezt nach seiner Gnade wunderbarlich unterstützen.

Am dritten Tage nach der Ankunft des Bischof's von Basel — es war der 26. August des Jahres 1278 — zog König Rudolph aus der Stadt Wien dem Feinde entgegen. Auf dem Marchfelde, nur wenige Stunden von der Stadt entfernt, traf er mit Ottokar, der ein mächtiges Heer versammelt hatte,

zuſammen. Ehe der Kampf begann, kam ein Ritter, Herwart von Küllenſtein, zu dem deutſchen Könige und bot ihm gegen eine Belehnung ſeine Dienſte gegen Ottokar an. Als Rudolph dieſes Anerbieten verſchmähte, wandte ſich der Ritter an Ottokar; von dieſem erhielt er den verlangten Lohn und verſprach dafür, des deutſchen Königs, wie ſehr er ſich auch in Acht nehmen würde, habhaft zu werden und ihn niederzuwerfen.

Beide Heere rückten einander allmählig näher, aber es wollte noch nicht ſobald zum Angriffe kommen. Heinrich Scherlin aus Schwaben, ein Dienſtmann des Biſchofs von Baſel, war der Erſte, der den eigentlichen Kampf eröffnete. Er ritt einen unbändigen Streithengſt, den er kaum zu zügeln vermochte; als ihm daher Scherlin die Sporen in die Weichen drückte, ſuchte dieſer das Weite und trug ſeinen Reiter mitten unter die Feinde. „Es iſt Zeit" — rief König Rudolph, der dieß ſah, — „daß wir unſerem Manne zu Hülfe kommen!" und nun begann der gegenſeitige Angriff. Gleich beim erſten Zuſammentreffen ſuchte Herwart den König auf, drang durch die dichte Schaar, die ihn umgab und ſtach ſein Pferd nieder, ſo daß Roß und Mann in den nebenfließenden Bach fielen. Schnell waren die Getreuen des Königs beſchäftigt, ihm wieder aufzuhelfen. „Seid doch nicht um mich beſorgt" — rief Rudolph — „es iſt jezt nicht an der Zeit, ſich um einen einzelnen Mann zu kümmern; ſchreitet in den Kampf und helfet den Andern." Auf dieſes Wort rückten Alle vorwärts,

aber Einer ließ sich nicht abtreiben, sondern stellte sich vor den König, wie eine Mauer, und hielt jeden Angriff ab, der auf das Leben seines Herrn geschehen konnte, denn bald drängten sich mehrere Feinde herzu, die den König stürzen gesehen und trotz seiner unscheinbaren Rüstung wohl erkannt hatten. Wie ein Löwe focht der Unbekannte für das Leben seines Königs und machte rechts und links die Feinde nieder. Da, als er kaum der Uebermacht mehr widerstehen konnte, kam im rechten Augenblicke Berthold von Capellen, den der König mit 300 vom Kerne des Heeres auf einer Anhöhe aufgestellt hatte, herbei: wie ein Blitz fuhr er unter die Feinde und stäubte sie auseinander, dann half er dem Könige vom Boden, wo dieser, um weniger gesehen zu werden, bisher absichtlich, mit seinem Schilde gedeckt, liegen geblieben war. „Geschwind ein Roß her!“ — rief Rudolph, als er wieder auf den Füßen stand; man brachte eines herbei und nun erneuerte er den Kampf mit der Hinterhut, die der von Capellen herbeigeführt hatte. Er fiel dem böhmischen Heere in die Flanken, zersprengte es und griff die Hintersten kräftig an. Da riefen die Vordern unter Ottokars Leuten: „sie fliehen, sie fliehen!“ und wollten Rudolph damit täuschen; allein, je mehr jene schrieen, desto kräftiger hieben die Deutschen ein. Der Kampf dauerte so lange, bis die Hintersten von den Böhmischen die Flucht nahmen; diesen folgten dann bald auch die Andern, und ließen ihren König im Stiche. Viele wurden gefangen oder niedergehauen; Andere, die sich

durch die Flucht retten wollten, verſanken in dem Marchſuße. Eine große Saat hatte der Engel des Todes an dieſem Tage ausgeſtreut; man zählte mehrere Tauſend Erſchlagene; unter dieſen Ottokar ſelbſt, welcher einer der Lezten auf dem Schlachtfelde geweſen war. Als er ſah, wie der größte Theil ſeines Heeres die Flucht ergriff, ſezte er noch ſeine einzige Hoffnung auf die Nachhut, die er dem Ritter Milota anvertraut hatte. Aber auch dieſer ergriff wegen einer Schmach, die der König früher ſeinem Hauſe zugefügt hatte, die Flucht. Jezt trachtete Ottokar, ſeines lezten Troſtes beraubt, mit vier Getreuen, die allein noch um ihn waren, aus dem Felde zu kommen. Das ſahen zwei Ritter aus Steiermark, die ſich der König ebenfalls früher zu Feinden gemacht hatte, alsbald machten ſie einen Angriff, fällten zwei ſeiner Getreuen an ſeiner Seite und ſchlugen ihn ſelbſt vom Roße. Nur kurze Zeit dauerte der Kampf, bald war Ottokar wehrlos und bat nur noch um ſein Leben. Aber die Beiden achteten nicht darauf, der Eine ſtieß ihm das Schwerdt in die Bruſt, der Andere den Dolch durch den Hals, daß er ohnmächtig zur Erde fiel, und ritten dann wieder zum Heere zurück. Nun kamen die Troßbuben und zogen dem Könige ſeinen koſtbaren Harniſch und ſeine Kleider aus, ſo daß er ganz nackt und bloß dalag. Der Ritter von Perchtolsdorf, der eben aus dem Streite ritt, nahm den Mantel von ſeinem Knaben, bedeckte damit des Königs Blöße, labte ihn ſelbſt mit einem Trunke Waßer und in ſeinen Armen

verſchied Ottokar. Das war das Ende eines Fürſten, von dem ein Zeitgenoſſe aus Oeſterreich ſagt, „daß er der allertheuerſte Mann geweſen, der je eine Krone trug!“

Sobald König Rudolph die Nachricht von dem unglücklichen Ende ſeines Feindes erhalten hatte, ritt er nach dem Orte hin, wo Ottokars Leiche lag. Solch ſchneller Wechſel des Schickſals rührte ihn tief; Thränen füllten ſeine Augen und er ſprach zu den Umſtehenden: „Sehet da die Nichtigkeit aller Größe und alles Glückes auf Erden!“ Ottokars Leiche wurde nach Marcheck, hierauf von da nach Wien gebracht und ohne Sang und Klang im Schottenkloſter beigeſezt.

Noch am Abende des Schlachttages gab Rudolph, ehe er das Feld verließ, Denjenigen, welche ſich am meiſten ausgezeichnet hatten, Beweiſe ſeiner königlichen Huld und Gnade. Wer die Ritterwürde noch nicht beſaß, dem ſollte der Ritterſchlag Belohnung ſeyn. Dreihundert edle Jünglinge nahten dem Könige und beugten die Kniee vor ihm, demüthig flehend um den Ritterſchlag aus der Hand des geliebten Heerführers; hier, auf dem Felde des Todes, ſprachen ſie das Gelübde der Ritterſchaft knieend aus und Einer nach dem Andern fühlte auf ſeinem Nacken den ſanften Schlag des Schwerdtes, das Rudolph heute ſelbſt ſo ritterlich geführt hatte. Schon war die Reihe an den Meiſten vorüber — nur Wenige waren noch übrig, zulezt nur noch Einer, aber wohl hätte dieſer unter den Erſten ſtehen dürfen, vermöge

seiner Bravheit, die er heute an den Tag gelegt hatte. Um eines Hauptes länger ragte er über alle Andere, mit denen er zugleich knieete, hervor, und doch war er noch jugendlicher als die meisten seiner Schwerdtgenoßen. Wie er sich nun aufrichtete und in beinahe gleicher Größe der hohen, schlanken Gestalt des Königs gegenüberstand, betrachtete ihn dieser genauer und erkannte erst jezt in ihm den Jüngling, der ihn so ritterlich gedeckt hatte, bis der von Capellen mit seinen 300 zu Hülfe kam und ihn der Gefahr entrieß. „Folge mir in mein Zelt" sprach Rudolph mit freundlichem Blicke zu dem Jünglinge. Schüchtern befolgte dieser den Befehl des Königs, aber ein Anderer begleitete ihn von Ferne, der mit sichtbarer Freude das Wohlgefallen theilte, das der König an dem Jünglinge hatte. „Ihr habt mehr an mir verdient, als den Ritterschlag" — begann Rudolph, als sie allein beisammen in dem Zelte waren — „wäret ihr mir nicht zur Seite gestanden, bis mein Ritter Berthold von seiner Höhe herabkam, wer weiß es, ob mein Heer heute einen frohen Tag feiern könnte. Darum sagt an, womit ich euch lohnen kann, junger Rittersmann, denn Rudolph von Habsburg bleibt nicht gerne Jemanden seinen Dank schuldig." „Mein Herr und König" — entgegnete der Jüngling — „ich habe meine Pflicht erfüllt damit, daß ich Euch geschirmt habe vor dem Feinde, und was den Lohn betrifft, so habe ich volle Genüge, daß ich den Ritterschlag aus den eigenen Händen meines erlauchten Königs empfangen." „Ihr seyd allzu

bescheiden," — versezte Rudolph — „doch, wofern ihr nicht um eine Gnade bittet, muß ich selbst darauf denken, wie ich euch lohne" — mit diesen Worten löste er seine goldene Halskette ab und hing sie dem Jünglinge, trotz seines Widerstrebens, um.

Während dieser Handlung blickte der König dem jungen Ritter schärfer in die Augen; überrascht rief er aus; „wenn mich nicht Alles trügt, so seid ihr Einer, den ich schon gesehen habe, aber schon vor langer Zeit; ist nicht euer Name Walther, der Name eurer Mutter Gertrud, und wohnt ihr nicht auf Burg Lützelhardt, nahe bei Geroldseck?" „Es ist so" — entgegnete der Jüngling, — „auch bei mir ist es eine dunkle Erinnerung aus den Jahren meiner Kindheit, daß ich Euch, meinen Herrn und König, schon gesehen, ich meine bei der Stadt Straßburg." „So seyd mir doppelt willkommen" — rief der König freudig aus und bot Walthern die Rechte — „denn was ich in jener ernsten Stunde, da ich euch zum ersten Male gesehen, für euch wünschte, ist in Erfüllung gegangen, ihr seyd brav und wacker geworden; fahret so fort, junger Freund, daß eure Mutter und euer Oheim immer mehr Freude an euch erleben; gedenket zuweilen eures Königs, der auch euch nie vergessen wird, was ihr an ihm gethan." Walther konnte vor Rührung kein Wort des Dankes hervorbringen, er fiel vor dem Könige auf ein Knie nieder, bis dieser ihn freundlich erhob, und ihm noch einmal die Hand reichte, die Walther voll Dankgefühl an sein Herz drückte. Als er vor das Zelt hinaus

trat, ſtand ſein Oheim Heinrich nicht ferne von ihm, der aufs freudigſte überraſcht wurde, als er am Halſe ſeines Neffen die goldene Gnadenkette erblickte. Wäre Walther ſein leiblicher Sohn geweſen, gewiß, Heinrichs Freude hätte nicht größer ſeyn können, beſonders, als er noch vernahm, was und wie der König mit ihm geredet hatte. Die Ehre ſeines Neffen war ihm eben ſo viel werth, als der Dank, den der König an demſelben Tage gegen ihn und alle Diejenigen ausdrückte, die ihm zu Hülfe gekommen waren und Blut und Leben in dem heißen Kampfe ſo treulich für ihn gewagt hatten.

Nach Verfluß von drei Tagen verließ König Rudolph das Schlachtfeld und zog nach Mähren und Böhmen, nachdem er den größten Theil ſeines Heeres in die Heimath entlaſſen hatte, unter denen auch Graf Heinrich von Geroldseck und Walther mit ihrem Fähnlein waren. Wir laſſen ſie ziehen und eilen voran an die Ufer der Kinzig, um zu ſehen, wie dort indeſſen die Sachen ſtanden.

4.

Während Frau Adelheid, Heinrichs Gemahlin, die Abweſenheit ihres Eheherrn ſchmerzlich empfand, war es gleichwohl immer ziemlich lebhaft um ſie geweſen, denn ihre vier jungen Söhne, Walther, Heinrich, Gerold und Ottmar boten Allem auf, um der lieben Mutter durch Spiel und Unterhaltung die einſame Zeit zu verkürzen; ja, Frau Adelheid ſehnte ſich am Ende nach ihrem Gemahle hauptſächlich auch

um der Knaben willen, denn seit der Abwesenheit des Vaters waren sie bald so muthwillig und meisterlos geworden, daß die Mutter sie kaum mehr im Zaume zu halten vermochte. Ueble Noth hatte besonders der Burgkaplan mit ihnen, denn außer Junker Ottmar ließ sich keiner mehr auf der Schulbank des Lehrmeisters blicken, und viel lieber wären sie dem Vater mit Schwerdt und Lanze in den Krieg gefolgt, als zu Hause geblieben. Jezt, als die Mutter von der baldigen Wiederkehr des Vaters sprach, — denn sie hatte bereits Nachricht erhalten, daß er sich auf dem Heimwege befinde — ließen sich die Junker nimmer zurückhalten, man mußte ihnen einen Knecht mitgeben, in dessen Begleitung sie dem Vater bis in die Gegend entgegen ritten, wo die Höhen des Schwarzwaldes mit den Bergen der schwäbischen Alp zusammenstoßen. Nur Ottmar, der jüngste, blieb bei der Mutter zu Hause und wollte den Vater auf der Burg selbst erwarten.

So war doch immer noch einiges Leben auf Geroldseck; welches Bild der Verlassenheit und Oede gewährte dagegen Burg Lützelhard! Da war es wie ausgestorben, und wäre der alte Burgvogt Luitbold nicht gewesen, der seine Gebieterin immer nur zu trösten hatte über die Abwesenheit ihres Sohnes, Frau Gertrud wäre vor Schmerz und Sehnsucht beinahe vergangen. War es doch das erstemal in seinem Leben gewesen, daß der junge Walther den Bann seiner Burg verließ, um in den Krieg zu ziehen, wer hätte also der besorgten Mutter verargen mögen,

daß ihr der Gedanke, den theuern Sohn ferne und in steter Gefahr zu wissen, eben so ungewohnt als schmerzlich war? Jezt aber, als die Blätter in den Wäldern gelb wurden und die Herbstnebel bereits um die Gipfel der Tannen strichen, blieb sie nimmer im Gemache, sondern stieg allstündlich hinauf auf den Söller, denn jede Stunde, meinte sie, sollte sie ihren Walther in der Ferne heranziehen sehen.

Eines Tages — die Abenddämmerung war schon angebrochen — kehrte Gertrud eben unmuthig in ihr Gemach zurück, denn abermals war ihre Hoffnung getäuscht worden, da ertönte das Horn des Thurmwächters, man hörte die Brücke rasseln; es klingelte auf der Treppe wie Sporengeklirr, und schnelle Tritte kamen der Thüre zu. Kaum erkannte die erstaunte Burgfrau ihren Sohn Walther in dem nun eintretenden ritterlichen Jüngling. In einfacher Knappenrüstung, mit rostiger Waffe, war er ausgezogen in das Feld und nun kam er wieder in vollem Schmucke des Ritters, im glänzenden Brustharnische und auf dem Haupte den Helm mit wallendem Busche, an der Seite das Schwerdt mit reichem Wehrgehänge und an den Füßen die ritterlichen Sporen. Mit Allem diesem hatte ihn der Oheim auf Geroldseck ausgerüstet, ehe er heimkehrte, denn er wollte die Bravheit seines Neffen ehren und zugleich seiner Mutter eine freudige Ueberraschung bereiten. Darum konnte sich auch Mutter Gertrud in dem ersten Augenblicke nicht satt genug sehen an ihrem im Ritterschmucke prangenden Sohne, und ihre Freude war so groß, daß sie kaum

dazu kommen konnte, ihn zu fragen, was sich Alles im Felde begeben hätte? Aber namentlich wurde ihre Aufmerksamkeit angezogen durch die schwere goldene Kette, die sich um den Halsberg von Walthers Rüstung schlang und bis auf den Brustpanzer herabhing. Da löste die mütterliche Neugier zuerst die Zunge, um zu fragen, wie denn der liebe Sohn zu dem prächtigen Kleinode gekommen wäre? und sie pries mit mannigfachem Lobe bald den edlen König Rudolph, bald den Sohn, der sich so brav gehalten hatte. War die Verwunderung und Freude der Mutter groß, so war dieß nicht minder der Fall bei dem alten Luithold, der sich die Augen rieb, denn er wähnte, er habe geschlafen und träume noch fort in einem schönen Traume, als er seinen lieben Junker in solcher Herrlichkeit vor sich stehen sah. „Ei, ei, wer hätte das geglaubt," bemerkte der Alte, indem er Walthern auf die Schulter klopfte. Walther antwortete Nichts, dann aber sagte er, zu seiner Mutter gewendet: „was meinst du wohl, liebes Mütterchen, kann dein Walther jezt wohl erscheinen vor dem Fräulein von Falkenstein? wird sie mir jezt wohl Gehör schenken, wenn ich also vor ihr aufziehe?" Mit diesen Worten blickte er über sich und seinen schönen Anzug hin, man hätte sagen können mit einer gewißen Eigenliebe und Eitelkeit, allein böse können wir ihm darum nicht werden, ist doch diese Empfindung bei allen jungen Leuten bemerkbar, sobald sie fühlen, daß Etwas aus ihnen geworden ist. „In allewege" — entgegnete die Mutter — „darfst du dich vor dem

Fräulein ſehen laſſen, mein Sohn, denn du haſt dein Wort würdig gelöst.

Nicht volle zwei Tage verweilte Walther auf Lützelhard, ſo ließ er ſchon ſein Roß ſatteln, und wir ſehen den ritterlichen Jüngling voll Hoffnung der Burg Falkenſtein zureiten. Auch hier machte die Ankunft des neugeſchlagenen Ritters bei Allen eine freudige Ueberraſchung rege, doch bei weitem die größte Freude ſchien Fräulein Emma zu empfinden. Freundlich, wie noch nie zuvor, bewillkommte ſie den wohlbekannten Hausfreund; mancher Becher goldenen Marggräflers wurde am Tiſche des Burgherrn auf die Wiederkehr des jungen Freundes geleert und Emma kredenzte ſo liebevoll, wie noch nie, wenigſtens ſchien dieß Walther ſo. Aber, als das Stündchen nahte, wo er mit ſeiner Angebeteten allein ſeyn konnte — es war dieß nach geendeter Mittagstafel, wo der Ritter von Falkenſtein ſeines Schläfchens pflegte — wie täuſchte er ſich da ſo ſchmerzlich in all den Hoffnungen, wozu er ſich jezt berechtigt geglaubt hatte! Wir wollen unſere Leſer nicht mit dem Verlaufe des ganzen Geſpräches ermüden, der Inhalt deſſelben war jenem früheren nicht ſehr unähnlich. Emma verſicherte, wie damals, den jungen Walther ihrer unwandelbaren Liebe, aber das Ziel ſeiner Wünſche wurde abermal auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben. „Warum doch, holdes Fräulein“ — ſagte Walther gegen das Ende der Unterredung — „wollt ihr euch immer noch nicht zu einem entſcheidenden Jaworte entſchließen, atemit

ich zu eurem Vater eilen kann, daß er unsere Hände in einander lege? Habe ich nicht mein Wort gelöst und mir auf dem Felde der Ehre die Sporen des Ritters verdient? oder genügt es euch nicht, daß selbst unser glorwürdiger König mein Verdienst erkannt hat?" „Das wohl" — entgegnete Emma — „aber ihr scheint mir immer noch nicht zu wissen, daß für einen Ritter, wenn er auch im Stillen das Herz seiner Huldin besizt, noch mehr erforderlich ist, um ihrer Hand auch in den Augen der Welt werth zu erscheinen." „So nennet mir dieses Mehr, damit ich euren Wünschen in Allem genügen möge." „Vernehmet es denn!" — versezte das Fräulein mit grämlich gebietender Stimme; — „Emma von Falkenstein verlangt von ihrem Ritter, daß er ihre Farbe im Turniere trage und den Dank, den er als Sieger davon trägt, vor Aller Augen zu ihren Füßen niederlege." „Mit diesen Worten reichte Emma, wie früher, Walthern wieder die Hand zum Abschied; dieser verbeugte sich und verließ das Fräulein, aber nicht mit der liebevollen Stimmung, wie sonst. Mißmuthig ritt er aus Burg Falkenstein weg, denn wohl fühlte er jezt, daß er Nichts weiter, als ein Spielball in der Hand der launischen Geliebten war, doch konnte er ihr um ihr Verlangen immer noch nicht böse seyn, sondern gelobte heilig und theuer bei sich selbst, Alles für ihren Besitz zu thun. Die Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen, bot sich in Kurzem dar.

5.

Als König Rudolph den glorreichen Sieg über Ottokar auf dem Marchfelde erkämpft hatte, beeiferte man ſich allenthalben, dieſes Ereigniß durch Feſtlichkeiten aller Art zu begehen. Während der König zu Iglau in Mähren die Verlobung ſeiner beiden Kinder mit Ottokars von Böhmen Sohn und Tochter feierte, und bald darauf ſeinen Einzug in Wien hielt, bei welcher Gelegenheit ein glänzendes Turnier ſtatt fand, wo der mehr als hundertjährige Ritter Otto von Haslau mit dem Sohne ſeiner Urenkelin eine Lanze brach: da wollte auch die Ritterſchaft in den vier Landen hinter den Uebrigen nicht zurückbleiben, um den Ruhm ihres Königs zu verherrlichen, und ließ zu dem Ende ein großes Turnier nach Worms am Rheine verkündigen. Eine Menge Fürſten, Grafen und Herrn machte ſich auf, um dieſes Turnier zu beſuchen, das eines der herrlichſten werden ſollte, die je in den vier Landen des deutſchen Reichs gehalten worden waren: es wurden im Ganzen 350 Helme aus edlem Geſchlechte und 299 geſchmückte Frauen und Jungfrauen gezählt, darunter waren 28 Herzoge und Marggrafen und 24 Damen fürſtlichen Geblütes, als Turniervögte aber wurden zu Blatt getragen: Johann von Ingelheim für die Ritterſchaft des Rheinſtroms, Sieghard von Lämbelfingen für Baiern, Heinrich von Gerolbseck für Schwaben und Ludwig von Redwitz für Franken.

Unter den Rittern, welche in die Thore der Stadt

Worms einritten, um dem Turniere beizuwohnen, war auch Walther von Lützelhard. Mit düstern Ahnungen, daß diese Fahrt nichts Freudiges für sie bringen würde, hatte Mutter Gertrud ihren Sohn von Hause entlaßen, der durchaus darauf bestand, gen Worms zu ziehen, denn er hatte hoch und theuer bei sich gelobt, zu erfüllen, was Fräulein Emma von ihm als lezte Bedingung des Besitzes ihrer Hand verlangt hatte. Ebenso fruchtlos war bei Walther auch der Rath seines Oheims geblieben, der ihn so innig und herzlich bat, für dießmal zurückzubleiben, aus Gründen, die er jedoch dem geliebten Neffen nicht näher bezeichnete, um ihm nicht wehe zu thun. Begleitet von Luitbold, dem alten Diener des Hauses, kam Walther zwei Tage vor dem Turniere in Worms an; er wählte absichtlich nicht die Herberge seines Oheims zu der seinigen; am andern Morgen aber mußte er diesen doch aufsuchen, denn so erheischte es die Sitte, daß Jeder, der am Turniere Theil nehmen wollte, vor dem Turniervogte seines Landes erscheinen mußte, um von demselben, in Gegenwart der Ehrenherolde, seinen Namen in die Liste eintragen zu laßen.

Nichts weniger als angenehm wurde Heinrich von Geroldseck überraſcht, als sein Neffe bei ihm eintrat. „Warum du hier?“ war sein einziger Willkomm an Walther; und als dieser seine Bitte vortrug, war ein kurzes „nein“ die Antwort des Oheims. „Und warum wollt ihr denn meinem Gesuche durchaus nicht entsprechen?“ fragte Walther

in bitterem Tone. „Weil ich nach dem Turniergesetze nicht darf.“ Walther drang weiter in seinen Oheim, ihm doch die Gründe seiner Weigerung zu entdecken. „Soll ich dir wehe thun in Gegenwart der Turniervögte, die erwählt sind, um auf das Thun und Laßen der obersten Turnierrichter zu achten? verschone mich damit und eile heim auf deine Burg, daß du durch deinen Zug zum Turniere nicht geschmäht werdest, du selbst und mit dir“ — — Heinrich wollte noch weiter reden, aber — er hielt inne; man sah wohl, daß es ihm äußerst schwer fiel. „Redet immerhin, Herr Turniervogt“ — rief ihm jezt Walther von Lützelhard trotzig zu — „ich will hier Nichts verschwiegen haben, und wenn die ganze Welt Zeuge eurer Rede wäre; redet ihr aber nicht, so laße ich dennoch mein Wappenschild auf dem Turnierplatze zur Beschauung herumtragen. „Welches Wappenschild?“ — fiel Heinrich seinem Neffen plötzlich ein. „Den weißen Balken im goldenen Felde; das Wappen meines seligen Vaters, eures Bruders.“ „Wage dieß nicht, junger Mann, ich beschwöre dich bei der Seele deines Vaters, damit nicht zum ersten Male dieses Wappen meines Urahns, des erlauchten Gerold, ein Hohn der Leute werde!“ Dieses gesagt, wandte sich Heinrich tiefbewegt von seinem Neffen ab, und kein Wort kam weiter mehr über seine Lippen.

Mit verbißenem Grimme verließ Walther die Wohnung seines Oheims und, anstatt der so treulich gemeinten Warnung des väterlich gesinnten Freundes zu achten, hegte er nur strafbaren Argwohn gegen

denſelben im Herzen. In ſeine Herberge zurückgekehrt, befahl er dem alten Luithold, alsbald ſein Kampfſchwerdt, ſamt Schild, Helm und Kleinod auf das Rathhaus zu bringen und zugleich genau wahrzunehmen, wie es bei der Wappenſchau gehalten würde. Kaum war eine Stunde verfloßen, ſo kam Luithold, Schild, Helm und Schwerdt ſeines Ritters in den Händen haltend, mit tiefbetrübter Miene wieder zurück. „Was ſoll das" — rief ihm Walther entgegen — „daß du meinen Ritterſchmuck wieder zurückbringſt?" „Höret mich an, Herr" — begann der Alte — „und zürnet mir nicht, wenn ich euch unliebe Mähre verkündige. Wie ihr befohlen, ſo trug ich euer Wappen hinauf in das Haus, wo die Schau gehalten wird, ich ſtellte den Helm ſamt Kleinod auf den Tiſch, wo noch vieler andere Ritterſchmuck ſtand, nebenan aber lehnte ich euern Schild und euer Schwerdt. Kaum war ich aus dem Saale getreten, ſo kamen Ritter und Fräulein die Menge herein; vier der erſtern — es waren dieß die Wappenherolde — ſezten ſich an Plätze, von wo aus man den ganzen Saal überblicken konnte, die Frauen und Fräulein aber trippelten um die lange Tafel herum und betrachteten die Helme und Schilde von allen Seiten. Ich aber ſtellte mich hinter die Thüre des Saales, daß ich Alles, was vorging, wohl ſehen und hören konnte. Da auf einmal griff einer der Wappenherolde nach eurem Helme und hob ihn in die Höhe; neugierig ſammelten ſich die Frauenzimmer um den Herold und richteten die Blicke auf euern Helm, beſonders aber drängte

ſich ein Fräulein herzu, und ihr zunächſt ein Ritter, den ich auch ſchon auf Geroldseck geſehen habe, und nun gings bei dieſen Beiden an ein Spotten und Lachen, während ſie den Helm, wie ein ſeltſames Schauſtück, lange bald nach dieſer, bald nach jener Seite drehten. Aus dem Läſtermunde des Fräuleins aber hörte ich deutlich die Worte: „mich wundert, daß dieſer ſogenannte von Geroldseck nicht auch noch eine Biſchofsmütze zwiſchen ſein Helmkleinod geſezt hat.“ Alle Umſtehenden lachten über dieſe loſe Bemerkung, beſonders aber ſchlug der Ritter neben dem Fräulein ein gellendes Gelächter auf, ſo daß ich hätte hinzutreten und den Helm ſamt Kleinod an dem ſpöttiſchen Munde dieſer Zween in Stücke zerſchlagen mögen. Auch Andern im Saale erweckte dieſes leichtfertige Thun Aerger, beſonders ſah ich eurem Oheime von Geroldseck, der unter den Turniervögten ſaß, wohl an, wie die Zornader auf ſeiner Stirne ſchwoll, und ſein Töchterlein, die liebe, gute Ida, wurde roth bis an den Hals, wie ſie den Spott mit anhörte, ja, ſie trat in eine Ecke des Saals und wiſchte die Thränen ab, die ihr in das Auge getreten waren. Ich hatte genug, und wollte ſchon von dannen eilen, aber des Aergers ſollte noch mehr werden. Der Ritter, den ich kenne und ihr vielleicht auch, nahm euern Schild, der an der Tafel lehnte, und trug ihn vor die Turnierkönige. „Mit Erlaubniß“ — rief der Naſenweiſe eurem Oheime zu, indem er das Schild dicht vor deßen Geſicht hielt — „trägt der, ſo dieſes Wappen führt, daſſelbe

mit Fug und Recht?“ „Darüber werden die Turnierkönige und Wappenherolde entscheiden, also ist eure Frage überflüßig, Herr Ritter“ — erwiederte euer Oheim. Da lachte der Ritter hoch auf; „wenn ein Baſtard von Geroldseck ins Turnier reitet“ — erklärte er unumwunden — „ſo bin ich der Erſte, der ihm den Harniſch vom Leibe ſchlägt!“ „Und ich, als Turniervogt des Landes zu Schwaben bin derjenige, der zur Stunde euern Namen für immer aus der Turnierrolle tilgt, nach Fug und Recht unſerer geheiligten Turniergeſetze, und wollet ihr den Grund hievon erfahren, ſo fraget die, welche als erwählte Richter hier neben mir ſitzen. Mit kräftiger Stimme, daß es hell durch den Saal klang, ſprach euer Oheim dieſe Worte; der Ritter aber ſtand da und erwiederte Nichts mehr, auch das Fräulein blieb regungslos, und ihre ſpöttiſche Miene war ſchnell eine ernſthafte geworden. Bald empfahl ſich auch der Ritter ohne Urlaub von ſeiner Huldin und verließ den Saal. Ich aber rächte mich an ihm, daß ich mich jezt noch darüber freue; denn als der Gedemüthigte wie ein Dieb fortſchlich, ſtellte ich mich breit unter die Thüre, daß er kaum Platz hatte durchzukommen; er blieb mit ſeinen Sporen an meinen Stiefeln hängen, glitt aus und lag, ſo lang als er war, auf dem Boden, daß ſein Harniſch auf den Steinplatten laut raßelte; ich aber trat in den Saal ein und der Gefallene wagte es nicht mehr, umzukehren und ſich bei mir für den erwieſenen Dienſt zu bedanken, er mag wohl das Gelächter der Fräulein, oder die Stäbe der

Herolde gefürchtet haben. Bei meinem Eintritte in den Saal sah mich euer Oheim, er winkte mir zu sich hin und ich trat hinter ihn. „Luithold“ — sagte er mir leise in das Ohr — „nimm Schild und Helm meines Neffen, damit sie nicht weiter Gegenstand des Gespöttes werden; melde ihm, was du selbst hier im Saale gesehen und gehört hast und sag' ihm dabei, daß ich ihn um Alles, was heilig ist, bitte, dem ersten tollkühnen Streiche keinen weitern beizufügen und nicht in die Schranken zu reiten: ich selbst müßte ihn sonst zurückweisen und so mein eigenes Geschlecht schmähen.“

Einen unbeschreiblich schmerzlichen Eindruck machte diese Erzählung Luitholds auf Walther; äußerlich schien er zwar ruhig, aber desto heftiger tobte es in seinem Innern. Lange schwieg er, endlich aber machte er seiner schrecklichen Stimmung durch Worte Luft. „Das also sprach mein Oheim?“ — wandte er sich zu dem Alten mit wilder Geberde — „und du kannst es mir bezeugen, daß er so sprach?“ „Ja, Herr“ — erwiederte Luithold — „bei unserer lieben Frau kann ich es bezeugen, daß euer Oheim so gesprochen, und ich glaube, daß er es gut gemeint und nur gesagt hat, weil die Frechheit des Ritters und des Fräuleins Spott ihn dazu gedrungen haben.“ „Und wer war denn jener Ritter, der es gewagt hat, mit meinem Wappen seinen frechen Spott zu treiben, und wer war das schnippische Fräulein?“ „Der Ritter ist Germar von Schramberg gewesen, ein junger Mann in euern Jahren, aber ganz unähnlich

seinem ehrenvesten Herrn Vater, dem wohlbewährten Waffengenoßen der Geroldsecker, und das Fräulein — so hörte ich sie wenigstens im Saale nennen — hieß Emma von Falkenstein." „Emma von Falkenstein," — wiederholte Walther ganz unwillkührlich, — „du irrst dich, Luithold; es ist nicht möglich!" „Heißt sie nicht so" — erwiederte Luithold kalt und gleichgültig — so heißt sie anders; aber als Wahrzeichen diene euch: sie ist kräftiger, schlanker Statur, geht stolz einher, hat dunkle Haare und schwarze Augen und, wie ich schon vorhin bemerkt habe, einen kleinen Lästermund." „Schweig, Alter!" — rief Walther tief bewegt — „ich habe genug deines Berichtes;" — er wandte sich weg von seinem treuen Diener und gab sich einem Gefühle hin, das viel zu schmerzlich war, als daß es sich in Thränen hätte kund thun können. Daß das Fräulein wirklich Emma von Falkenstein gewesen, daran konnte Walther jezt nimmer zweifeln; daß er sich schrecklich in ihr getäuscht habe, auch dieß konnte ihm bei ruhigem Nachdenken nicht lange mehr Geheimniß bleiben. „Daher also war es gekommen, daß sie mir, nachdem ich die erste Bedingung erfüllt, noch eine weitere stellte, daher ihre Unentschiedenheit, als ich das zweite Mal um ihr Jawort bat und sie mich doch nicht auch gerade zu mit einer Weigerung abfertigen wollte." So dachte Walther, und so war es auch wirklich.

Während Walther auf dem Marchfelde um Ritterschaft und Ehre stritt, hatte der von Schramberg Eingang auf Burg Falkenstein gefunden; es

war ihm ein Leichtes geworden, Emma's Herz für ſich zu gewinnen, da ihre Liebe zu Walther noch nicht tiefe Wurzel gefaßt hatte und ſie ihm mehr als ihrem Lebensretter, denn aus freier, herzlicher Neigung zugethan war. An eine Verbindung mit ihm hatte ſie in letzter Zeit um ſo weniger mehr gedacht, da ſie nach Walthers Abgange zu dem Heere ſo widrige Nachrichten über ſeine Verhältniße und ſeine Herkunft erhielt, daß ſie befürchten mußte, nie die Einwilligung ihres Vaters zu erhalten, auch wenn es, was nicht einmal der Fall war, ihr eigener Wunſch geweſen wäre. Als aber Walther wieder aus Oeſterreich zurückkehrte, hatte Emma dem Ritter von Schramberg bereits Herz und Hand zugelobt; doch wollte ſie, eingedenk ihrer frühern Verbindlichkeit, Erſteren nicht geradezu abweiſen, ſondern legte ihm, klug ausgedachter Weiſe, eine zweite Bedingung auf, die er — das wußte ſie wohl — vermöge ſeiner Geburt als Baſtard unmöglich erfüllen konnte. Hierauf zog ſie mit ihrem Ritter gen Worms, aus dem einfachen Grunde, um Zeugin der Schmach ihres Lebensretters zu ſeyn, der ſich bisher von ihr hatte am Narrenſeile gängeln laßen.

So ſchrecklich ſich auch Walther durch Emma von Falkenſtein getäuſcht ſah, und ſo gleichgültig es ihm jezt im Grunde hätte ſeyn können, ob er ins Turnier ritt, oder nicht, da des Fräuleins Wille kein Beweggrund mehr für ihn ſeyn konnte, und er von ihrer Hand wenigſtens keinen Siegesdank gewinnen wollte, ſo beſann er ſich doch keines Beßern.

Seinem Oheime wollte er Trotz bieten, ſo widerſinnig dieß auch in jeder Hinſicht war, denn der Grund, warum er nicht in die Schranken reiten durfte, war ihm ja kund geworden, und Niemand konnte dieſen zufälligen Umſtand abändern.

6.

Der Tag, an welchem das Turnier ſelbſt beginnen ſollte, war angebrochen, und Alles, was zu dem Feſte gehörte, wohl beſtellt und verſehen. Auf einem ſchönen Anger vor der Stadt, der an den Rhein ſtößt, waren die Schranken aufgeſtellt, rings um dieſe befanden ſich, außer da, wo die Wege zum Ein- und Ausreiten der Ritter gelaßen waren, erhöhte Sitze, höher oder niedriger, je nach dem Stande derer, die darauf ihren Platz nahmen. Von den fürſtlichen Perſonen, welche in Worms anweſend waren, beſtiegen dießmal nur Wenige als Zuſchauer die für ſie bereiteten Sitze, denn ſie wollten, mit Ausnahme einiger Hochbetagten, die nicht mehr im Stande waren, an dieſen Vergnügungen der Jugend Theil zu nehmen, alle ſelbſt in die Schranken einreiten und an dem Kampfe Theil nehmen. Aber von fürſtlichen Frauen und Jungfrauen wurden alle Emporen angefüllt; ſo oft wieder eine derſelben auf dem Balkone ſichtbar war, ließen die Trompeter und Pauker ſich laut vernehmen und begrüßten die Ankommende: daßelbe geſchah auch bei den Frauen und Fräulein aus den übrigen Ständen.

Wie nun die Stunde, wo das Turnier beginnen

ſollte, erſchienen war, wurde aufgeblaſen und Jedermänniglich ſchickte ſich an, in die Schranken zu reiten: voran die Herzoge und Marggrafen, dann die Grafen, Freiherrn, Ritter und Edlen, und Alle wurden mit Trompeten- und Paukenſchall bewillkommt. Mit dem Glockenſchlage zwölf auf der Liebfrauenkirche gingen die Schranken wieder zu. Die Turnierordnung wurde von den Herolden verkündet; eben ſollte der Kampf beginnen, die Ritter hatten ſchon die Lanzen eingelegt, um gegen einander anzurennen, da rief plötzlich einer der Turnierkönige — es war die kräftige Stimme Heinrichs von Geroldseck — ein lautes „halt!“ in die Schranken und rannte mit aufgehobenem Stichkolben zwiſchen zween Ritter, die ſchon die Lanzen gegen einander eingelegt hatten. Wie niedergedonnert blieben dieſe ſtehen; jeder zog mit der Linken ſeines Roßes Zügel an, um nicht vorzurennen, ihre zitternde Rechte aber ließ die Stechlanze zu Boden fallen. Auch die übrigen Ritter hielten ihre Roße und eine allgemeine Stille trat ein. Darauf ſtellte ſich ein Wappenherold zwiſchen die beiden Berufenen und verkündete laut: „Germar von Schramberg, ihr habt euch wider Fug und Recht in die Schranken gedrungen, ſo doch euer Helm nicht getheilt ward, und euer Name, als der eines Jungfrauenſchänders aus der Turnierrolle getilgt iſt; ihr ſeyd der Strafe verfallen, Schild, Helm und Roß zu verlieren und von den Rittern geſchlagen zu werden.“ Mit dieſen Worten ergriff der Herold das Pferd des Schrambergers beim Zaume; dann wandte er

ſich zu dem andern Ritter: „und ihr, Walther von Lützelhard, Baſtard von Geroldseck, habt euch eingedrungen in die Schranken, ungetheilt und mit dem Wappenſchilde, das ihr zu führen nicht befugt ſeyd; auch ihr ſeyd der Strafe verfallen, daß euch die Ritter ſchlagen und ihr Schild, Helm und Roß verlieret.“ Der Herold hatte geendet, und gerade wollte ein zweiter Herold Walthers Roß am Zügel faßen; da war der alte Luithold, der bisher in der Nähe gehalten hatte, ſchon bei der Hand; ſchnell riß er das Roß ſeines Herrn herum und — ſtracks dem Ausgange aus den Schranken zu, Walther mochte wollen oder nicht. Da war zum Unglücke ein Balken als Riegel vorgeworfen. „Steckt eurem Pferde die Sporen ein,“ — rief Luithold ſeinem Ritter zu — „ſonſt ſind wir verloren!“ Mit dieſen Worten ließ er Walthers Roße die Zügel, denn hinter ihm ſausten ſchon die Prügel der Turnierknechte, dafür faßte er ſeinen Streitkolben mit beiden Händen und rechts und links ſtürzten die Getroffenen nieder. Indeßen ſezte Walther mit einem kühnen Sprunge über die Planke am Ausgange; ihm folgte im gleich kräftigen Satze Luitholds Roß; Beide befanden ſich außerhalb den Turnierſchranken und langten in wenigen Augenblicken in ihrer Herberge zu Worms an. „Das war ein ſauberes Turnier“ — ſagte Luithold, als er ſeinem Herrn das Roß hielt, um abzuſteigen — „Hol' den Dank, wer da will, aber ihr dürft froh ſeyn, junger Herr, daß euch euer Harniſch noch am Leibe hängt.“ „Wollte Gott“ —

entgegnete Walther — „daß mein Roß an den Schranken todt mit mir niedergestürzt wäre, so hätte ich doch diese Schmach nicht überlebt; aber fürchterliche Rache dem Bruder meines Vaters, der sein eigen Geschlecht also zu Schanden machte; schrecklich wird der Bastard ihn dafür heimsuchen!“ So tobte Walther fort und brütete Rache, während der alte Luithold ihn vergeblich zu überzeugen suchte, daß der Oheim nicht anders gehandelt habe, als ihm seine Pflicht als Turniervogt geboten, ja, daß er so habe handeln müssen, um nicht den Vorwurf der Partheilichkeit zu Gunsten seines Neffen auf sich zu laden.

Schlimmer ergieng es Germarn von Schramberg. Während der Waffenherold den Zügel seines Rosses fest hielt, hatten die Ritter um ihn Gelegenheit, die gebührende Strafe an ihm zu vollziehen. Mit gewichtigem Streitkolben fielen sie über ihn her, schlugen ihm zuerst seinen Helm samt Kleinod vom Haupte, daß er in Stücke flog, dann rißen sie ihm den Harnisch vom Leibe, bis Nichts mehr an dem ganzen Ritter zu schauen war, als sein lederner Leibrock. Nachdem dieß geschehen, rißen ihn die Turnierknechte mit dem Sattel vom Pferde, legten diesen auf die Schranken und sezten den Ritter darauf, der so lange in dieser Schmach verharren mußte, bis das ganze Turnier zu Ende war. Dieß Alles geschah unter den Augen des Fräuleins von Falkenstein, die sich auf einer der Schaubühnen befand, aber alsbald zurücktrat, und vor Scham über die Schande ihres Ritters bis an den Hals erröthete. Ihr widerfuhr,

was ſie mit ihrer Falſchheit verdient hatte, und ebenſo hatte Germar von Schramberg ſeinen Lohn empfangen: denn des Morgens zuvor, ehe er ſich in die Turnierrolle eintragen ließ, hatte er die Tochter ſeines Wirthes mit Gewalt zu ſeinem Willen gebracht und mit Geld ihre Verſchwiegenheit zu erkaufen geſucht; allein der Vater des Mädchens hatte die Schändung ſeiner Tochter bei dem Turniervogte des Landes Schwaben angeklagt, und das war in eben der Stunde geſchehen, da die Vögte ſich zur Schau und Theilung der Helme auf das Rathhaus begaben.

Wie Alles auf dem Turnierplatze zu Ende war, zog man wieder der Stadt zu, wo Abends auf dem Rathhauſe der Tanz abgehalten werden ſollte. Es ward verordnet, daß zuerſt jeder der fürſtlichen Herrn einen Vortanz haben und nach dieſem die Danke ausgetheilt werden ſollten. Die erſten fünf Tänze gab man dem Pfalzgrafen bei Rhein, zween Herzogen von Baiern und zween Marggrafen; den ſechsten Tanz aber erhielt Albrecht von Habsburg, Landgraf im Elſaß, des Königs Sohn, mit Elsbeth, der Tochter des Grafen Mainhard von Görz und Tirol. Dieſe brachte ihrem Ritter als den beſten Dank, den er im Rennen und Stechen erworben hatte, eine goldene Kette, dreihundert Goldgulden an Werth, die hing ihm Fräulein Elsbeth um den Hals, und ſpäter wurde ſie ſelbſt ſeine ehliche Gemahlin. Nun wurden auch die übrigen Siegesdanke ausgegeben. Den erſten Grafendank erhielt Graf Eberhard von Würtemberg von einer Gräfin von Zollern, den

andern Graf Egino von Fürſtenberg von einer Gräfin von Hohenlohe; beide beſtanden in goldenen Ketten. Noch wurden drei Danke außer dieſen unter die übrigen von Adel ausgetheilt. Den einen reichte Frau Adelheid von Staufenberg dem Ritter von Dalberg: das war ein Kranz, den ſie ihm auf das bloße Haupt ſezte; den andern gab Fräulein Hermegard von Adelzheim dem Schenken Eberhard von Erbach, ebenfalls ein Kranz, und den dritten Kranz flocht die hübſche Ida von Geroldseck dem Ritter Arnold von Langenſtein in das goldene Lockenhaar. Nach dieſen erhielten auch die vier Turnierkönige ihre Danke. Nach der Preisvertheilung fing man wieder an zu tanzen und gab Jedem, der einen Dank erhalten hatte, einen Vortanz mit der Frau oder Jungfrau, die ihm den Dank gereicht hatte. Wohl bis zwei Stunden nach Mitternacht währte der Tanz, wo dann Alles ein fröhliches Ende nahm. Auf den folgenden Freitag ließen ſich ſodann Alle, die turnirt hatten, einſchreiben und nahmen ihre Turnierlieſe von den Vögten in Empfang. Die Fürſten, Grafen und Herren ſchieden ſämmtliche als gute Freunde von einander und zogen jeder ſeiner Heimath zu.

Auch Heinrich von Geroldseck trat mit ſeiner Tochter Ida den Rückweg in die Heimath an. War ſein ganzer Aufenthalt zu Worms über die Zeit des Turniers für ihn kein fröhlicher geweſen, und ebenſowenig für Ida, da beide nur gezwungen an den Freuden, die auf das Turnier folgten, Theil nahmen: ſo war beſonders ſein Heimritt für ihn ein düſterer,

wo er allein war und sich dem Nachdenken über das Geschehene und Erlebte ganz ungestört überlaßen konnte. Doch, bei alle Dem, daß sein Neffe Walther über sich selbst, über ihn, den Oheim, und über das ganze Geschlecht eine Schmach herbeigeführt hatte, war ihm Heinrich nur in jenen Stunden, wo er thatsächlich Trotz geboten, eigentlich böse geworden, in seinem Herzen dagegen hatte er ihm bereits verziehen und hätte gerne gewünscht, daß er jezt zu seiner Seite ritte, um ihm dieß kund geben zu können. Allein, während Heinrich so liebevoll dachte, sah es mit der Gesinnung seines Neffen ganz anders aus. Walther war in diesem Augenblicke seinem Oheime nahe, aber nicht mit einem Herzen voll Liebe und Versöhnlichkeit, sondern voll Haß und Rachsucht.

Längst schon hatte Ersterer die Stadt Worms verlaßen und war mit dem alten Luithold auf dem Wege nach der Heimath vorangeeilt. Er sah nicht mehr den Einzug der Turnierritter in die Stadt, hörte nicht mehr den Pauken- und Trompetenschall der Lustbarkeit vom Rathhause her, denn ihm hätte doch nur Alles als ein Fastnachtspiel erscheinen müßen, zu nichts Anderem da, als um ihn zu kränken und ihm seine Schmach ins Gedächtniß zurück zu rufen. In wenigen Tagen war er wieder auf Burg Lützelhard; ein schmerzliches Wiedersehen für die bekümmerte Mutter. Lange ließ sich Walther nicht vor ihr blicken, bis sie den Heimgekehrten selbst aufsuchte im einsamen Gemache. Luithold hatte unterdeßen Frau Gertruden bereits berichtet, was nöthig war, um

den Grund der ſchrecklichen Gemüthsſtimmung ihres Sohnes zu erfahren. Tröſtend wollte ſie dem Trauernden nahen, um ihn zu beruhigen; aber ſchreckliche Vorwürfe waren die einzigen Worte des Wiederſehens von Walthers Seite. „Verflucht ſey die Stunde" — rief er ſeiner Mutter entgegen — „da mein Vater mich mit dir gezeugt hat, um eine ewige Schmach als Baſtard durch das Leben zu tragen, als Baſtard, der ausgeſchloßen iſt aus der Mitte der Rechtlichen, dem es Jeder ins Angeſicht ſagen darf, wobei er dann verſtummen muß; als Baſtard, der von den Gliedern ſeines eigenen Geſchlechts verſtoßen und verhöhnt wird, als wär' er nicht ihres Fleiſches und Blutes. Verflucht ſey die Stunde, die mir das Daſeyn gab, und das Andenken deßen" — „Halt ein, mein Sohn!" — rief Gertrude — „und verſündige dich nicht an dem Andenken deines Vaters, ſondern wälze allen Fluch auf mich, denn ich bin die Schuldige und will gerne büßen für die Schwachheit meiner Jugend; du aber beruhige dich, denn du duldeſt ja ohne Schuld! und wenn dir je Schmach widerfährt, ſo gedenke, daß ein reines und rechtliches Leben dich von jedem Makel der Geburt befreit und in den Augen der Welt rein macht." „Was ſoll mir dieſe Predigt frommen?" — unterbrach Walther ſeine Mutter mit höhniſchem Tone — „was kümmert mich die Welt, die mich ausgeſtoßen; rein oder nicht rein, ſchuldig oder nicht ſchuldig vor ihr, das iſt mir völlig gleichgültig; aber haßen will ich von nun an die Welt mit der ganzen Macht meines

Haßes: will ſie mich ausſtoßen aus ihrer Mitte, ſo ſoll ſie mich dagegen auch fürchten; ich will beginnen mit meinem Haße und meiner Rache bei dem Bruder meines Vaters, der ſein eigen Geſchlecht ſo ſchändlich geſchmäht hat!" „O Gott" — rief Gertrude — „was willſt du beginnen, mein Sohn! ich bitte, ich beſchwöre dich bei Allem, was heilig iſt, laß' ab von deinem Verhaben, es iſt ein verdammliches, füge nicht zu der Schmach, die du zu dulden wähneſt, auch noch die Schuld vor Gott!"

Walther achtete nicht auf die Bitte ſeiner Mutter, die händeringend vor ihm ſtand; er ſtürmte hinaus und — es war Nacht. Er hatte drei ſeiner Knechte erleſen, von denen er wußte, daß ſie ſeines Winks unbedingt gewärtig waren, auch wenn es zu einer ſchlechten That führte; mehrere bedurfte er nicht zu ſeiner nächtlichen Jagd, war ja ſein Oheim von Gerolbseck nur mit zwei Knappen in Worms eingeritten, treu dem Turniergeſetze, vermöge deßen ein Graf nicht mehr als zwei Diener bei ſich haben durfte. Walthers Knechte mußten ſich bis über den Rock vermummen, er ſelbſt aber zog eine alte roſtige Knappenrüſtung an und ſezte eine Helmkappe auf, die nur eine ganz kleine Oeffnung am Viſir hatte. Zu Roßen aber wurden die ſchlechteſten Mähren aus dem Stalle gewählt, die man ſonſt nirgens anders, als auf dem Acker brauchte, und zur Vorſicht wurden ihnen die Hufe umwunden. Verhaltungsbefehle gab Walther ſeinen Leuten ſchon jezt, damit es von ſeiner Seite keines Lautes mehr bedurfte, wenn ſie am

rechten Orte angekommen wären. Stille und unbemerkt ritten die Abentheurer aus der Burg, aber Einem Auge blieb Walthers Vorhaben doch nicht verborgen, es war das Auge deßen, der seit den Tagen seiner frühesten Jugend alle seine Wege und Stege beobachtet hatte, um ihn vor Argem zu bewahren. Der alte Luitbold stand neben ihnen, als sie eben über die Brücke ziehen wollten. Zwar war derselbe, ermüdet von den Mühen des Weges, den er von Worms her zurückgelegt hatte, heute früher, als sonst, schlafen gegangen, aber — war es Zufall oder höhere Fügung — kein Schlaf wollte dießmal über ihn kommen, und als er im Hofe ein halblautes Geräusch hörte, stand er vom Lager auf, um als treuer Burgvogt nach der Ursache desselben zu spüren. „Bleibet!“ — rief er seinem Herrn zu, als er diesen erblickte, denn er durchschaute bald deßen Vorhaben — „bleibet, lieber, junger Herr, ihr seyd auf einem unrechten Wege, der zu eurem Verderben führt: folget eurem treuen Luitbold, der euch um Gottes willen bittet, und gedenket des Jammers eurer Mutter.“ So bat und flehte der Alte, doch Walther hörte nicht, sondern gab seinem Roße die Sporen, um schnell von dem lästigen Mahner wegzukommen. Er brauchte nicht lange zu reiten, so hatte er das Opfer seiner Rache schon erreicht.

7.

Vier Tage war Heinrich von Geroldseck von Worms bis in seine Heimath unter Wegs gewesen,

denn um seiner Tochter willen, die neben ihm ritt, konnte er seine Reise nicht beschleunigen. Am Abende des vierten Tages kamen sie zu Kloster Gengenbach an, allein mit aller Kunst der Ueberredung konnte es der Abt doch nicht dahin bringen, daß Heinrich seine Herberge im Kloster nahm; er war ja seiner Burg und den lieben Seinigen bereits so nahe, daß er seiner Sehnsucht nach dem Wiedersehen keine weitere Nacht mehr einen Aufschub setzen wollte. Darum zog er noch desselben Tages aus den Mauern des gastfreundlichen Gotteshauses, obgleich es schon ziemlich spät und die Nacht am Anbrechen war. Es dämmerte schon tief, als die Reisenden den Weg längs der Kinzig hinritten — sie waren nicht mehr ferne von der Stelle, wo einst das Häuschen stand, welches der alte Fährmann, Gertrudens Vater, bewohnt hatte, wovon jetzt nur noch einige Trümmer standen — hier bog der Weg von dem Flusse ab und rechts aufwärts der Burg Geroldseck zu; ein dichter Bergwald trennte Heinrich und seine Tochter noch von den heimathlichen Mauern. „Vater" — begann Ida zu dem Grafen, der in Gedanken versunken war, denn er gedachte beim Anblicke des Häuschens an der Kinzig alter Zeiten und so mancher Geschichten, die seitdem, daß er sich von den Wogen der Kinzig als Jüngling in dem Schifflein hatte schaukeln laßen, in seinem Geschlechte vorgefallen waren — „Vater" — wiederholte Ida, wir hätten doch lieber den Bitten des ehrwürdigen Abtes nachgeben und Herberge nehmen sollen in den Mauern

ſeines Kloſters; ſeht nur, was für ein unheimlicher Wald noch vor uns liegt, und es iſt bereits tiefe Nacht.“ „Wir ſind in Gottes Hand“ — entgegnete Heinrich ſeiner beſorgten Tochter — „und was würde die Mutter dazu ſagen, die ſchon von unſerer Heimkunft weiß, wenn wir noch eine weitere Nacht ferne von ihr blieben?“ „Da habt ihr allerdings Recht, beſter Vater; lieber noch die ganze Nacht durch reiten über Stock und Stein, um nur recht bald Mutter und Brüder wiederzuſehen; ich fürchte mich jezt auch nicht mehr, denn ihr reitet ja neben mir, und Gott und ſeine Heiligen beſchützen uns.“ „Und überdieß“ — fiel der Graf ein — „iſt der Wald von jeher ſicher geweſen, auch habe ich Niemanden in der Welt, der mir feind ſeyn könnte, außer dem Ritter von Schramberg, dem ich beim Turniere ſein Recht erwieſen, wie es meine Pflicht erheiſchte, ob er gleich der Sohn eines befreundeten Geſchlechtes iſt.“ „Auch euern Neffen nicht zu vergeßen“ — bemerkte jezt der alte Konrad, des Grafen Diener, der ihm zur Linken ritt — „der muß wohl großen Grimm gegen euch im Herzen tragen, denn es iſt ihm übel mitgeſpielt worden beim Turniere zu Worms; — aber, das muß man geſtehen, Entſchloßenheit beſizt der junge Herr, und der kühne Sprung, den er über die Planken that, iſt ſo gut einen Dank werth, als ob er einen Gegner aus dem Sattel niedergeworfen hätte.“ „Wenn nur dem armen Walther bei dem Sprunge kein Unglück zugeſtoßen iſt“ — verſezte Ida — „er würde mich von ganzem Herzen dauern.“

„Da dürft ihr wohl nicht besorgt seyn, gnädiges Fräulein“ — meinte Konrad — „der alte Luithold hat seinen Ritter gut davon gebracht; gewiß sind Beide längst gut und wohlbehalten auf Burg Lützelhard angekommen.“ „Das wollt' ich gerne wünschen“ — sagte Heinrich — „denn ich habe den Walther lieb, wie mein eigen Kind, wenn er auch manchmal eigensinnig und jähzornig ist.“

Der Graf hatte kaum geredet, als ein vermummter Reiter, der hinter den Trümmern des Schifferhäuschens hervorsprengte, sein Roß beim Zügel faßte. Drei andere Verkappte folgten dem erstern. Da stieß bei diesem plötzlichen Anfalle einen lauten Schrei aus, Heinrich aber zog sein Schwerdt zur Gegenwehr und seine beiden Knappen mit ihm. „Konrad, bringe mein Kind in Sicherheit!“ — rief er dem alten Diener zu; — nur ungerne folgte dieser, denn er wollte seinen lieben Herrn in solcher Gefahr nicht verlaßen, aber er gehorchte, um Ida's willen. Wie Luithold damals beim Turniere zu Worms gethan, so faßte jezt Konrad des Fräuleins Roß und zog Pferd und Reiterin mit sich, so sehr diese auch widerstrebte, denn auch sie wollte nicht von des Vaters Seite weichen.

Ungestört ließen die Vermummten die Beiden abwärts ziehen; aber ein hitziger Kampf begann jezt zwischen ihnen und dem Grafen: Funken stoben von Helmen und Schildern in der dunkeln Nacht, wie aus einer Esse, wenn der Hammer das Eisen trift. Obgleich nur zwei gegen vier standen, so blieb doch

der Kampf geraume Zeit unentschieden. Da sank des Grafen einziger Diener, nachdem er seinen Herrn lange getreulich vertheidigt hatte. Während der eine der Vermummten dem Grafen im Alleinkampfe gegenüber stand, fielen die andern ihm von hinten in die Arme, und hielten ihn so fest, daß der schon Ermüdete das Schwerdt nicht mehr zu schwingen vermochte.

Die Knechte rißen ihn jezt vom Pferde auf den Boden, schlangen ihm eine Binde um Augen und Mund, und Stricke um Arme und Leib, so. daß er sich nimmer von der Stelle bewegen konnte. Wie der alte Konrad dieß sah, vermochte er sich nicht zu halten. „Bleibet, mein Fräulein," — rief er Ida zu, — „und gebet nicht von der Stelle, ich muß eurem Vater zu Hilfe kommen!" Mit gehobenem Schwerdte rannte er auf die Angreifenden zu, und der Kampf erneuerte sich neben dem gebundnen Grafen. Aber es waren Vier gegen Einen; das Niederwerfen und Binden war ein Werk des Augenblicks gewesen, und Konrad kämpfte neben einem Unmächtigen gegen vier Kräftige. Ein Hieb, mit jugendlicher Kraft geführt, traf den alten Mann an die Helmkappe, betäubt stürzte auch er vom Pferde. Die Vermummten nahmen den Grafen schnell auf eines ihrer Pferde; zuerst wendeten sie sich dem Wege zu, den die Reisenden gekommen waren, gen Gengenbach, dort vorbei gingen sie waldeinwärts. Die ganze Nacht führten sie den Gebundenen im Dunkel des Waldes herum die Kreuz und Quere, immer weiter abwegs von den beiden Burgen Geroldseck und Lützelhard.

Ehe noch die Morgendämmerung anbrach, nahmen sie den Grafen wieder von dem Pferde, sie standen jezt vor einem abgelegenen, aber denen auf Lützelhard wohl bekannten Felsenloche, zu dem nur ein kleiner Eingang führte. In dieses warfen sie den Grafen und verrammelten es mit Steinen so fest, daß keines Einzelnen Macht weder von Innen noch von Außen es zu öffnen vermochte. Heinrich wurde in die hinterste Ecke der Höhle gelegt, seine Augen blieben zugebunden, keines seiner Bande wurde gelöst, nur allein der Mund blieb frei zum Athmen. Nachdem sie so das edle Wild in sichere Haft gelegt hatten, wandten sich die nächtlichen Jäger auf einer andern Seite der Burg Lützelhard zu. Noch ehe der Tag anbrach, kamen sie daselbst an und Niemand fragte, was geschehen war. Aber Walther rüstete in aller Stille ein Gefängniß zu, das entlegenste und schrecklichste in der Burg: das sollte der Verwahrungsort für das Opfer seiner Rache werden.

Wir kehren auf die Stätte zurück, wo die schreckliche That geschehen war. Klagend mit gerungenen Händen stand Ida vor dem alten Diener, an dem sie noch einige Zeichen des Lebens bemerkt hatte. Ihr lautes Klagen und Jammern rieß ihn aus seiner Ohnmacht, und er schlug die Augen wieder auf. Wie erschrak er, als er nur das Fräulein und den erschlagenen Knappen neben sich, den geliebten Herrn selbst aber von dannen geführt sah! „Fräulein" — war sein erstes Wort, als er wieder auflebte, — „wo ist euer Vater hingekommen?" „O Gott!" —

ſchluchzte Ida, — „die Vermummten haben ihn von dannen geſchleppt, und ich konnte im Dunkel der Nacht nur ſo viel unterſcheiden, daß ſie den Weg ritten, den wir gekommen ſind.“ „So kehren wir nach Kloſter Gengenbach zurück, und hören nicht auf zu ſuchen, bis wir eine Spur von eurem Vater finden,“ — erwiederte Konrad, — „denn ohne den Vater dürfen wir nicht auf Geroldseck zurückkehren.“ Mit Mühe beſtieg Konrad ſein Pferd wieder; es war beinahe ſchon Tag geworden, als ſie auf dem Wege nach Gengenbach zogen. Wo ſie hinblickten, ſahen ſie die Spuren von Pferdehufen, aber dieſe gingen alle vorwärts. Im ganzen Kloſter wußte Niemand anzugeben, daß Leute die Straße her oder hingezogen wären. Troſtlos kehrten Beide die Straße, die ſie gekommen waren, zurück, und ſetzten mit düſterem Blicke und traurigem Herzen den Weg nach Geroldseck fort. So oft freut ſich der Menſch, wenn er nahe daran iſt, die Arme der Seinigen zu umfaßen; nicht ſo die arme Ida, die ſich ſo lange und ſo heiß nach dem Augenblicke des Wiederſehens geſehnt hatte! Es war ein Wiederſehen des Schreckens, als Ida zum erſtenmale die geliebte Mutter erblickte. Mit Schluchzen und Weinen ſank ſie ihr in die Arme. Worte konnte ſie keine hervorbringen, aber was ſie nicht ſprach, berichtete mit eben ſo ſchmerzlichem Gefühle der alte Knappe. Auch die vier Junker kamen herbei und vernahmen mit Schrecken die Trauerkunde. Aber ſie klagten und weinten nicht, wie die zarte Frauen, ſo ſchmerzlich auch der Eindruck geweſen

war, den die Nachricht auf ſie gemacht hatte, ſondern ſie handelten, anſtatt ſich ihrem Schmerze zu überlaßen. Während Ida bald ihre Mutter tröſtete, bald Frau Adelheid wieder ihre Tochter zu beruhigen ſuchte, beſtiegen die Junker, ſelbſt den jüngſten Ottmar, nicht ausgenommen, ihre Pferde, und ſchwuren hoch und theuer, nicht wiederzukehren auf Burg Geroldseck, bis ſie eine ſichere Spur von ihrem Vater aufgefunden hätten. Zuerſt ritten ſie hinüber nach Lützelhard, um bei ihrem Vetter Walther Erkundigung über den Grafen einzuziehen, denn noch wußten ſie nicht, was zwiſchen dieſem und ihrem Vater zu Worms Widriges vorgegangen war. Mit verſtellter Theilnahme hörte Walther ſie an, als ſie ihm die Nachricht brachten, wie Heinrich, ſo nahe vor ſeiner Heimkehr zu den Seinigen, im Walde überfallen und davon geſchleppt worden wäre. „Wie bedaure ich es jezt von ganzem Herzen“ — rief er mit erzwungener Rührung — „daß ich nicht länger in Worms geblieben bin, um euern Vater in eigener Perſon nach Hauſe geleiten zu können, vielleicht, daß ich das Unglück verhütet hätte!“ Alsbald ließ er ſein Pferd ſatteln und ſchloß ſich an ſeine Vettern an, um mit ihnen den Verlorenen aufzuſuchen. Während die Junker Alles als herzliche Theilnahme von Seiten Walthers aufnahmen, hatte dieſer es lediglich aus Schlauheit gethan. Indem er ſeine Vettern begleitete, hatte er die beſte Gelegenheit, ſie, ſtatt auf die rechte Spur zu leiten, gerade von derſelben abzuführen. Kein Dorf, kein Weiler, keine Burg blieb von ihnen unbeſucht,

wo ſie ſich nicht nach Einem erkundigten, der mit Gewalt durchgeſchleppt worden wäre, und als ſie ſich nach den Wäldern wandten, die im Umkreiſe ihrer Burg lagen, blieb keine Schlucht undurchſucht, kein Felsloch unbeachtet, wo ſich allenfalls ein Sitz von Räubern hätte befinden können. Aber gerade dasjenige wurde übergangen, wo der arme Graf ſchmachtete. Da ſie, ſeit der Abweſenheit ihres Vaters, nur ſelten Burg Gerolbseck verlaßen hatten, waren ihnen die Schluchten und Felslöcher viel weniger bekannt geworden, als ihrem Vetter Walther, der ja Tag für Tag in den Wäldern umherſtreifte. Den ganzen Tag über ſuchten die Söhne nach dem Vater, ſie gaben ſich alle erdenkliche Mühe, aber es war vergebens. Als der Tag zur Neige ging, kehrten ſie wieder um, und kamen mit betrübterem Herzen, als ſie ausgezogen waren, wieder auf Gerolbseck zurück. Damals hatten ſie noch gehofft, nun waren ſie ohne alle Hoffnung — aber im Stillen lachte Walther und freute ſich in ſeinem Innern ob der gelungenen Unthat. Er verſtand es nur allzu gut, die Wahrheit zu verbergen; denn als er ſeine Vettern ſpät Abends noch auf Gerolbseck begleitete, nahm er eine ſo traurige Miene an, als ob er hauptſächlich durch das Unglück des Oheims den empfindlichſten Verluſt erlitten hätte. Ja, als Frau Adelheid die, ohne den Vater wiederkehrenden, Söhne mit lautem Jammer und Wehklagen empfing, vermochte er die freche Verſtellung ſo weit zu treiben, daß er in die Klage der Jammernden mit einſtimmte, und nicht minder reichliche Thränen vergoß als die, welche um

Gatten und Vater ſich härmten. Nur den alten Konrad wollte es bedünken, als wäre die Theilnahme Walthers nicht ſo gar herzlich, und die Thränen, welche er ſonſt ſo ſelten in Walthers Augen ſah, konnten auch dießmal eben nicht viel zu bedeuten haben; wenigſtens wußte er all dieſes Weſen mit dem, was ſich zu Worms begeben hatte, nicht ganz zu reimen. Es war auch in der That die ſchrecklichſte Verſtellung, die man ſich nur denken konnte, denn kaum hatte Walther Burg Geroldseck verlaßen, die von nun an ein Haus des Jammers und der Klage war, ſo nahm er in der Stille der Nacht wieder Einen jener Drei, in ſeine böſe Abſicht Eingeweihten zu ſich, und ſtracks ging es nun durch das Dunkel der Wälder dem Felsloche zu, wo der Oheim gefangen lag. Walther fühlte kein Erbarmen, denn Grimm und Rachſucht hatten ſein Herz ganz in Stein umgeſchaffen. Er hatte die Thränen und den Jammer der Trauernden auf Geroldseck geſehen, denen er Alles geraubt hatte. Wäre ſeiner Rachenübung nicht genug geſchehen geweſen, wenn er den Oheim jezt auf den nächſten Weg geſtellt hätte, um zu den Seinigen zurückzukehren? nein, er blieb beharrlich in dem, was er ſich vorgenommen: das Werk der Rache mußte vollendet werden, wie es beſchloßen war. Sie nahmen den Grafen, ſteckten ihm einen Knebel in den Mund und führten ihn der Burg Lützelhard zu. Auf ein verabredetes Zeichen zog der Thorwächter leiſe die Brücke auf; unbemerkt zog Walther und der Knecht mit dem Raube durch das Thor und ſchnell dem Verließe zu, das an dem abgelegenſten

Theile der Burg lag, wo seit Jahren keine Menschenseele hingekommen war, wo längst nur Kröten und Unken ihre Wohnung hatten. Walther selbst sezte den Unglücklichen auf den Haspel, die Binde wurde ihm von den Augen genommen, seine Bande wurden gelöst und er so hinabgelaßen in die Tiefe. Nun war der unglückliche Graf auf immer aus dem Kreise der Lebendigen gerückt, auch er war jezt eines jener Opfer, die langsam hinsterben in den Tiefen der Erde, ohne daß eine Klage des Jammers hinauf dringt, und ein Wort des Trostes zu ihnen hernieder kommt. Unten im Burgverließe war eine Streue von Streh, wie man sie dem Vieh bereitet, um darauf auszuruhen; bald stand auch ein Krug Wasser und ein Stück schwarzes Brod, was an einem Seile hinabgelaßen wurde, vor ihm. Heinrich aß nicht, ob er gleich seit der Stunde des Unglücks keinen Bissen genoßen und keinen Tropfen Waßer getrunken hatte. Aber eines Schwammes bedurfte er, wie weiland jener unglückliche König, um seine Thränen abzutrocknen, die von nun an auf sein Lager floßen, ungesehen von den Menschen: doch Der, welcher ins Verborgne, selbst in die untersten Gründe der Erde sieht, sah seine Thränen fließen und hörte seinen Jammer.

So hatte nun Walther sein schändliches Werk zu Ende geführt, und Niemand in der Burg, selbst Luithold nicht, der doch überall seine Augen hatte, dem Nichts entging, was innerhalb der Mauern geschah, wußte Etwas von dem Gefangenen; ja, sogar die Knechte, die Walther zum Ueberfalle des Grafen

mit sich genommen hatte, wußten nicht, was mit dem Manne weiter geschehen war, den sie in das Felsenloch gebracht hatten; noch viel weniger hatte das andere Gesinde in der Burg einen Gedanken davon, daß der Graf von Gerolbeck in dem Verließe läge. Zum Thurm hatte Niemand einen Schlüßel, als Walther der Burgherr selbst, und zum Thurmhüter hatte er denjenigen seiner Leute ersehen, mit deßen Hülfe er den Oheim aus dem Felsloche abgeholt und in die Burg gebracht hatte. Dieser brachte dem Grafen von nun an jeden Tag Brod und Waßer, welches er an einem Seile in das Kerkerloch hinabließ; über dieses Geschäft beobachtete er fortwährend das tiefste Stillschweigen, und wenn auch der Gefangene in der Tiefe eine Frage an ihn richtete, um zu erfahren, wo er sich denn eigentlich befinde, so gab er nicht die mindeste Auskunft, denn ein hoher Schwur, den er seinem Herrn gethan, legte ihm ewiges Stillschweigen über diese Unthat auf.

8.

Zwei Jahre hatte dieser traurige Zustand des Grafen gedauert; wir übergehen hier, was in diesen Zeitraum fällt, denn es dreht sich Alles um ein trauriges Einerlei. Auf Burg Gerolbeck nie aufhörender Jammer, nie endende Klage um den geliebten Vater, denn alle Nachforschungen, welche die vier Junker da und dort anstellten, waren vergebens geblieben; so daß am Ende alle Hoffnung, den Vermißten wiederzufinden, aufgegeben und derselbe von Allen in der Burg, so wie von Jedermann in der

Umgebung, der ihn kannte, als todt betrauert wurde. Auf Burg Lützelhard dagegen war das rachsüchtige Herz des Burgherrn fortwährend daſſelbe geblieben, wie ſeit jener erſten Stunde, da er die Schmach zu Worms erfahren und ſo tief empfunden hatte. Faſt ſchien Walther ſelbſt zu vergeßen, daß unter den Gemächern der Burg, wo er täglich aus und einging, ein Mann ſchmachte, der ihn ſtets wie ein Vater und Freund geliebt hatte, und kam auch je einmal eine Stunde, die ihn wegen ſeiner großen Schuld anklagte, er war taub gegen die innere Richterſtimme, oder ſuchte ſich dergleichen Gedanken oder Grillen, wie er ſie nannte, durch Jagden und Zechgelage aus dem Kopfe zu vertreiben. Kein Tag verging, wo er nicht da oder dort in der Nachbarſchaft zechte und ſchwelgte, oder gleichgeſinnte Geſellen auf ſeine Burg einlud, um bis in die tiefſte Nacht zu ſchwärmen. Der zuvor ſo ruhige und ſtille Wittwenſitz Lützelhard war jezt ein Tummelplatz der Schwelgerei und Völlerey; und da ſteuerte keine Einrede der Mutter Gertrud, kein Wort des redlichen und frommen Luithold, der oft bedenklich den Kopf ſchüttelte, wenn er hinſah auf das Sündenleben, das ſeit zwei Jahren auf der Burg geführt wurde. Walther hörte nicht mehr auf die Mutter, nicht auf die Rede des Redlichen, ſondern lieh ſein Ohr allein dem falſchen Knechte Golo, der, ſeit er Theilnehmer ſeiner böſen That geworden war, ſein ganzes Vertrauen beſaß, und ihm nie von der Seite wich, um dem jungen Burgherrn ein Vorbild von Laſtern jeder Art zu werden. Ging es zu einem wilden Zechgelage auf

einer der benachbarten Burgen, so begleitete er seinen Herrn, und wenn dieser erst in spätester Nacht nach Hause kehrte, war gewiß der böse Golo derjenige gewesen, der den Herrn dazu veranlaßt hatte. Wie mußte es oft der unglückliche Graf im Kerkerloche entgelten! wie oft unterließ es Golo, ihm seine bestimmte Nahrung zu reichen, wenn er und sein Herr, taumelnd vor Trunkenheit, auf die Burg zurückkehrten!

Eines Tages zogen Beide wieder einmal aus der Burg, um ihrem gewohnten Sündenleben nachzugehen; Walther, in welchem immer noch ein Gefühl für Recht und Ordnung lebte, so lange der Wein seine Kraft noch nicht an ihm äußerte, wollte, als es Nacht geworden war, mitten unter den Freuden des Bechers aufbrechen, aber der Knecht Golo war noch nicht mit dem Willen seines Herrn einverstanden. „Laßt uns warten, Herr Ritter" — rief Golo, der voll von Wein war, lallend — „bis der Tag kommt, denn die alte Eule, der Luitbold, wird sich ungerne aus dem Schlafe wecken laßen, um uns Herren das Thor zu öffnen; oder wartet doch wenigstens so lange, bis der Vollmond am Himmel steht." Dießmal war es das erste Mal, daß Walther seinem lieben Golo nicht nachgab; er mußte satteln, und sie ritten bei stockfinsterer Nacht der Burg Lützelhard zu. Ihr Weg führte sie über die Stelle, wo der Graf von Geroldseck vor zwei Jahren unter ihren Händen erlegen und gebunden davon geschleppt worden war. „Schaut" — rief Golo seinem Herrn zu — „hier zur Stelle, da hab' ich dem Knappen eures Oheims den Garaus gemacht, als er seinem Herrn den

Schild verhielt; von hinten hab' ich ihm das Schwerdt durch den Leib geſtoßen." „Nimm dich in Acht" — ſcherzte Walther — „ſein wandelnder Geiſt dreht dir ſonſt den Hals um, wenn du nicht ſchweigſt." „Ah bah" — rief Gelo mit lautem Lachen — „der bleibt, wo er iſt." Er hatte das Wort noch nicht geſprochen, ſo ſtieg ein blaues Flämmchen ganz nahe vor dem Kopfe des Pferdes, das Gelo ritt, aus dem Boden empor und verſchwand plötzlich wieder. Erſchrocken fuhr das Thier mit dem Kopfe zurück und ſchäumte und tobte. Da ſtieß ihm Gelo die Sporen in die Seite, aber das Pferd bäumte ſich hoch auf und warf den Reiter ab. Gelo that einen ſo ſchweren Fall, daß er nimmer aufſtand, denn er hatte den Hals gebrochen. Ohne ſich nach dem Genoßen ſeines Verbrechens umzuſehen, ritt Walther im Fluge von dannen: denn ihm, der ſich ſonſt weder vor Lebendigen noch vor Todten gefürchtet hatte, war mit Einem Male Furcht und Grauen überkommen. Ganz in nüchternem Zuſtande kam er nach Mitternacht auf Lützelhard an.

Wohl hätte ihm dieſer ſchreckliche Vorfall eine Bußglocke werden ſollen, von ſeinem böſen Leben abzulaßen; dem war aber nicht ſo. Der einzige ſchmerzliche Eindruck, den der Vorfall auf ſein Herz machte, war der, daß er den Genoßen ſeiner Bosheit und ſeinen vielgetreuen Thurmhüter verloren habe, und dieß legte ſich ihm um ſo näher, als er dieſen Verluſt durch keinen Andern aus dem Burggeſinde zu erſetzen wußte. Er überlegte lange hin und her, was er thun ſollte, da kam er endlich auf den Gedanken, einem ganz fremden Menſchen den Schlüßel

zum Thurme und die Besorgung des Gefangnen anzuvertrauen. Seine Wahl fiel auf einen jungen, gutmüthigen Mann aus dem Litschenthale, das zur Herrschaft der Grafen von Geroldseck gehörte, aber doch von beiden Burgen ziemlich ferne lag. Dieser übernahm sein Amt und dieselben Verpflichtungen, wie der erste Thurmhüter; aber auch er wurde nur unter der Bedingung angenommen, daß er seinem neuen Herrn feierlich gelobte, weder dem Burggesinde, noch sonst Jemanden eine Mittheilung über seinen Beruf zu machen, vor Allem nie eine Frage an den Gefangnen zu richten, noch ihm auf eine Frage von seiner Seite etwas zu antworten. Einige Zeit versah der neue Diener seinen Beruf, getreu seinem gegebenen Versprechen, bis einmal ein Zufall die Veranlaßung wurde, daß er das Gebot des Stillschweigens übertrat.

Die einzige Oeffnung, die sich an dem Burgverließe befand, wo der Graf schmachtete, bestand in einem kleinen Luftloche, das von Zeit zu Zeit geöffnet werden mußte, um den üblen Geruch, der aus dem Kerkerloche hervorging, abzutreiben, damit der Gefangene nicht bei lebendigem Leibe vermoderte, und auf diese Weise früher, als es dem ewigen Rächer gefiel, aus seinem jammervollen Dasein gerißen würde. Wenn man diese Oeffnung aufmachte, so geschah es ganz im Geheimen, und wo möglich gegen Abend, wenn Niemand mehr darauf achtete. Da geschah es eines Tages, daß, während dasselbe offen stand, ein Gast über die Brücke ritt, und Einlaß begehrte. Der Thurmwächter stieß in das große

Horn, wodurch man die Ankunft von Fremden anzumelden pflegte, so daß der Ton desselben durch den offenstehenden Luftzug in den Kerker des Gefangnen drang. Da däuchte es dem Grafen, als seien ihm dieß bekannte Töne, und habe er dieses Horn schon öfter blasen hören. Bald darauf erschien der Kerkerhüter und brachte ihm seine Nahrung.

Während der Gefangene diese in Empfang nahm, rief er hinauf und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihm und dem Hüter:

Graf: Sag' an, mein Freund, ist das Horn, dessen Töne zu meinem Ohre gedrungen, das Horn des Burgwächters auf Lützelhard? es sind mir bekannte Töne.

Wächter: Ich kann und darf dir keine Auskunft geben; mein Herr hat es mir strenge verboten, als er mich auf die Burg nahm.

Gr.: Wie nennt sich der Herr, in deßen Diensten du stehst?

W.: Ich darf dir seinen Namen nicht nennen.

Gr.: Aber doch deinen Namen darfst du mir sagen?

W.: Auch das nicht.

Gr.: Doch den Namen deines Vaters darfst du mir sagen?

W.: Meinen Vater heißen die Leute den Rublehen.

Gr.: Und wo wohnt dein Vater?

W.: In dem Litschenthale hat er sein Häuschen.

Gr.: Ist es das Litschenthal, das zu der Herrschaft Geroldseck gehört?

W.: Wie, kennest du denn das Litschenthal?

Gr.: Wohl kenne ich es, mein Freund, und ich

kenne auch deinen Vater, den guten Rudlehen, der lange auf Burg Geroldseck diente, ehe er deine Mutter als sein Weib ins Litschenthal heimführte.

W.: Also hast du meine selige Mutter auch gekannt?

Gr.: Die gute Hermegard, ob ich die gekannt habe? ja, so gut, als ich meine eigene Mutter kannte, denn sie war ja meine Amme.

W.: O, du lieber Himmel, so bist du mir ja kein Fremder, sondern ein bekannter Mann.

Gr.: Ja, mein Freund, ich bin ein dir bekannter Mann, bin dein rechtmäßiger Herr, und dein Vater ist einer meiner Insaßen aus dem Litschenthale.

W.: Doch seyd ihr nicht gar etwa mein gnädiger Herr von Geroldseck?

Gr.: Kein anderer als der; ja, ich bin dein unglücklicher Herr von Geroldseck, der schon zwei Jahre lange schmachtet in schnöder Haft, und sich umsonst sehnet, seine Gemahlin und Kinder wieder in die Arme zu schließen, die ihn längst für todt halten.

W.: So sey es Gott geklagt, daß ihr, mein gnädiger Herr von Geroldseck, euch auf Burg Lützelhard und in der Hand des wilden Waltbers befindet, und daß ich der unglückliche Mann bin, der seinen natürlichen, rechtmäßigen Herrn unerkannt bisher als einen gemeinen Gefangenen behandeln mußte; — möge mein Ritter dieß verantworten.

Gr.: Nun denn, so gemahne ich dich der Treue und Pflicht, die dein Vater und alle die Deinen vor dir als Hintersaßen mir bisher erzeigt haben: handle auch du also, und schaffe, daß ich ledig werde von

dieſer meiner Haft, worin mein Fleiſch und Gebein vermodern muß, wie der Leib des gemeinſten Mörders und Miſſethäters, ſo ich doch Nichts Böſes gethan habe gegen meinen Neffen Walther, den Herrn dieſer Burg.

Der unglückliche Gefangene bat nicht vergebens; war doch das Herz des Thurmhüters über den Jammer des Grafen ſchon ſo gerührt, daß er Thränen vergoß: „ja, es ſoll geſchehen, ich will euch heraushelfen, mein gnädiger Herr, ſo es in meinen Kräften ſteht, und will kein Gut nehmen oder auch nur anſehen, euch länger im Gefängniße zu behalten; deßen getröſtet euch, aber harret in Geduld, bis Zeit und Stunde kommt, wo eure Rettung am füglichſten ins Werk geſezt werden kann.

Dieſe Stunde der Erlöſung erſchien bald; lange genug hatte Heinrich von Geroldseck unverſchuldeter Weiſe im Kerker geſchmachtet.

Die heilige Zeit der Oſtern war gekommen; zweimal eine düſtre und traurige für den armen Dulder, denn er brachte ſie ja zu in der Nacht des Kerkers; zu ihm in die Tiefe drang nicht der Ton des Glöckleins, dem er ſonſt, da er noch auf ſeiner Burg lebte, ſo gerne gefolgt war, um an der Andacht der Frommen in der Kapelle Theil zu nehmen. Wäre er aber auch frei gewandelt auf Burg Lützelhard, er hätte doch keinen Glockenton vernommen, denn ſchon lange wurden hier die heiligen Tage und Feſte nicht mehr gefeiert; ſeit das Leben in Sauß und Brauß begonnen hatte, zog man die Glocke nimmer an zur heiligen Andacht, ſang keine Meße

mehr in der Burgkapelle, denn Walther, der Burgherr, hatte allen Gottesdienst daraus verbannt, weil er von Nichts der Art mehr hören wollte. Darum gingen die noch Frommgesinnten auf der Burg an Sonntagen hinab in das Dörfchen Seelbach, das unter der Burg Lützelhard liegt; ob gleich der Weg dahin steil und mühsam war, Walthers Mutter und der alte Luitbold ließen sich dadurch nicht abschrecken, ja, sie versäumten keine Meße, und wenn sie auch noch so frühe begann, denn dem Frommen ist kein Weg zu rauh und zu weit, der zur Kirche führt, und keine Stunde zu unbequem, die zur Andacht ruft. An heiligen Tagen und Festen fehlten auch diejenigen von der Burg nicht, welche sich sonst weniger um Gott und Kirche bekümmerten. Darum, als der heilige Tag der Ostern angebrochen war, da wallete Alles hinab in das Kirchlein zu Seelbach, und die Burg wurde so leer, daß nur der Wächter des Thurms oben blieb. Auch Walther, der Burgherr, verließ heute seine Wohnung, aber nicht, um den Gottesdienst zu besuchen; zwei mit ihm gleichgesinnte Junker aus der Nachbarschaft hatten ihn zu sich geladen, um das heilige Osterfest auf ihre Weise zu feiern — nicht bei Glockenklang und heiligem Gesange, sondern unter dem Klange der Becher. Walther hatte sich durch das Zureden der Mutter und des treuen Dieners nicht abhalten laßen, wenigstens auf der Burg zu bleiben, damit er, wenn er auch nicht als Christenmensch den Tag in der Kirche feiern wolle, doch durch ein solches Treiben schon in der Morgenstunde dieses heilige Fest nicht, gleich einem Heiden, begehen

möge. „Die Rüben mögen die Burg hüten, bis ich wiederkehre, und ist das nicht genug, so betet ihr heute zur heiligen Jungfrau, daß sie ihre Schürze über das alte Felsennest ausbreite, und es bewahre für das Häuflein ihrer frommen Schaafe.“ Mit höhnischem Lachen rief er diese Worte, gab dem Pferde die Sporen, und sprengte auf einer andern Seite die Burg hinab. Statt mit freudigem Gefühle, trat Mutter Gertrude mit traurigem Herzen über die Schwelle der Kirche, und während sie einstimmte in die Andacht der Frommen, betete sie flehentlich zu Gott, daß er die Seele ihres Sohnes zum Beßern wenden möge. Ein Anderer betete zu derselben Stunde; war es gleich nicht vor dem Altare in der Kirche, sondern in der Nacht des Kerkers, er betete doch vor Dem, der ins Verborgene sieht, der das Seufzen der Betrübten hört, und die Thränen der Weinenden trocknet. Der Graf lag auf den Knieen, wie er jeden Tag in der Frühe zu thun pflegte, mochte es ein gewöhnlicher, oder ein Tag des Herrn seyn; er bat um Erlösung von seinen Leiden, und ahnte nicht, daß die Erlösung so nahe war. Noch war er im Gebete begriffen, da hörte er über sich bekannte Tritte, und bald darauf die Stimme des Rubleben: „Herr“ — rief dieser, — „es ist Ostern, wo der Heiland aus dem Grabe ging, auch ihr sollt heute hervorgehen aus des Kerkers Nacht: die Burg ist leer, die Leute sind alle in der Kirche zu Seelbach, aber eilen müßen wir, ehe sie wiederkehren.“ Zu gleicher Zeit setzte er den Haspel an, und ließ ihn in die Tiefe gleiten. Der Graf hielt sich daran, und in kurzer

Zeit war er in die Höhe gezogen, aber der Rublehen hatte alle seine Kräfte zusammen nehmen müßen.

Ermattet sank Heinrich um, als er sich oben im ersten Stockwerke des Thurms befand, und den frischen Luftzug aus den Oeffnungen desselben zum ersten Male wieder einathmete. Schnell nahm ihn der treue Knecht auf seine Schultern, und eilte mit ihm aus dem Thurme. Während er ihn davon trug, erwachte der Graf wieder aus seiner Ohnmacht, aber er blickte nicht auf, denn seine Augen waren ungewohnt, das Tageslicht zu ertragen. Nun stellte sich aber den Beiden noch eine weitere Schwierigkeit entgegen. Da nämlich alle Bewohner der Burg nach Seelbach hinab gegangen waren, so waren die Thore fest verschloßen, daß man weder von außen noch von innen aufriegeln konnte. Dafür hatte jedoch der Rublehen schon gesorgt, und ein Jagdgarn auf der Mauer über der Pforte zurecht gelegt. Sie stiegen hinauf, und während der Diener das Garn über die Mauer hielt, trat der Graf hinein, und glücklich kam er auf den Boden. Ihm nach stieg der Rublehen, aber noch hatte er den Boden nicht berührt, so riß das Garn, und der Getreue wäre ohne Weiteres über die Mauer auf die Felsen des Grabens gestürzt, wenn nicht der Graf, bei all seiner schwachen Kraft, ihn noch aufgefaßt und festgehalten hätte. Schnell eilten sie jetzt der Burg Geroldseck zu; aber, als sie kaum aus dem Bereiche von Lützelhard waren, da ging es wegen der großen Entkräftung des Grafen nur in langsamen Schritten, und es nahte schon der Abend heran, als sie vor die Pforte

von Geroldseck kamen. Da nahm der Rublehen von dem Grafen Abschied; er warf sich vor ihm nieder, umfaßte seine Knice und sprach: „Herr, verzeihet mir, so ich euch, meinem natürlichen Herrn, dem ich mit Pflicht und Eid verwandt bin, irgend ein Leides zugefügt habe, während ich euch im Kerker hüten mußte.“ „Nein, vielmehr,“ — entgegnete der Graf, indem er ihn aufhob, — „bin ich dir mit Dank verpflichtet, daß du mir herausgeholfen aus dem Kerkerloche und mich hieher gebracht; bleibe bei mir, daß ich dir lohnen kann.“ Aber der Rublehen ließ sich nicht halten, denn er wollte zurück in sein Thal, wo er zuvor gewesen war. Da sprach der Graf: „so will ich dir und allen deinen Nachkommen lohnen, was du Gutes an mir, deinem Herrn, gethan, auf ewige Zeiten.“

Nachdem der Knecht weggegangen war, schlug Heinrich an die Pforte seiner väterlichen Burg. „Wer ist unten?“ — rief der Thorhüter, der bei dem Laute auf die Zinne heraus trat.

„Ein bekannter Mann, der die vier Junker auf der Burg allein zu sprechen begehrt.“ Der Thorhüter ging und meldete es den Junkern; diese erschienen alsbald vor der Pforte.

Wie wurden sie überrascht, als ein Mann mit schneeweißen Haaren und langem Barte ihnen entgegen kam, und unter Thränen ausrief: „Gott willkommen, ihr lieben Söhne, daß mein Aug' euch wiedersehen darf!“ Betroffen fuhren sie zurück, als der Mann in zerlumpten Kleidern und von gar jämmerlichem Aussehen also sprach, und wollten schon wieder die Pforte vor ihm verriegeln. „Bin ich nicht

euer Vater," — fuhr der Graf fort — „und ihr wollet mich verſtoßen? ſchauet mich recht an, liebe Söhne; ob ich gleich in jämmerlicher Geſtalt vor euch ſtehe, ich bin doch der, als den ich mich ankünde, ein euer leiblicher Vater." Da rief Walther, der älteſte unter den Brüdern: „ſo müßten die Todten wieder auferſtehen." „Iſt nicht heute der heilige Tag, wo die Todten auferſtehen?" entgegnete Heinrich.

„Ihr ſeyd ein Betrüger," — rief der zweite von den Junkern, — „daß ihr euch für unſern Vater ausgebet, ſintemal derſelbe ſchon ſeit zwei Jahren nimmer am Leben iſt. „So ſeyd ihr die Getäuſchten", — fuhr der Graf fort, — „daß ihr mich unter den Geſtorbenen wähnet; bin ich nicht weggeſchleppt worden unter den Augen des alten Konrad und meiner eigenen Tochter? ja, meine Söhne, vernehmet das Schreckliche, daß Walther auf Lützelhard mich gefangen davongeführt und bisher in trauriger Haft gehalten hat, wo meine Haare weiß geworden ſind, und mein Bart lang gewachſen iſt, und ich alſo verändert worden bin in meiner Geſtalt, daß ihr mich nimmer erkennen konntet. Doch, weil ihr zweifelt, daß ich euer leiblicher Vater ſey, ſo rufet mir eure Mutter und Schweſter her, ehe ich eintrete in die Burg." Drei von den Junkern gingen in die Burg zurück, um die Mutter zu holen, aber Ottmar, der jüngſte, blieb an der Pforte ſtehen, er trat ſeinem Vater näher, um ihn hereinzuführen, der aber ſchlang die Arme um ihn, und drückte ihn an ſein Herz, denn er war dem Vater unter den Vieren immer der liebſte

geweſen, und Ottmar blieb in ſeiner Umarmung, denn, als er an des Mannes Herz ruhte, war es ihm, als ob er ſchon öfter an demſelben geruht hätte. Während deſſen kam Frau Adelheid mit ihrer Tochter; auch ſie wollten im erſten Augenblicke den Gemahl und Vater nicht wieder erkennen, weil er ſo gar verändert und entſtellt war. Als er jedoch der edlen Frau näher trat, und den Aermel am Gewande zurückſchlug, wo ſie ein bekanntes Mal am Arme erblickte, und zugleich ſeine Stimme vernahm, da ſchlang ſie ihre Arme um ihn, und rief: „ja, du biſt es, mein verlorner Gemahl! tretet herzu, Söhne und Tochter, ihr ſollt wahrlich wißen, daß das euer leiblicher Vater iſt. Da trat Ida herzu, hing ſich an ſeinen Hals und weinte vor Freuden. Die drei Söhne aber fielen dem Vater zu Füßen, und baten ihn um Verzeihung, daß ſie ihn nicht gleich Anfangs erkannt hatten. Heinrich hob ſie alle auf, drückte ſie an ſeine Bruſt, und nun war es gar rührend anzuſehen, wie Mutter, Söhne und Tochter den Wiedergefundenen umgaben. Wie im Triumphe führten ſie ihn in die Burg ein; plötzlich kamen alle Bewohner und Dienſtleute herbei und begrüßten ihren geliebten Herrn, den ſie ſo lange mit Schmerz vermißt hatten. Jetzt erſt erzählte der Graf den Seinigen die ganze Geſchichte ſeiner Leiden, die er bisher erduldet hatte. Frau Adelheid ſtaunte über die Bosheit Walthers, und noch mehr über ſeine Verſtellungskunſt, wie er einſt ſo theilnehmend an ihrem Jammer ſich benahm, während er doch ſein böſes Werk erſt vollendet hatte; die Söhne aber ſchwuren

einen hohen Eid, den Vater zu rächen an dem grausamen, entarteten Vetter. Und dieser Schwur war nicht umsonst gethan.

Ohne langen Verzug sandten die Söhne von Geroldseck Botschaft an alle Freunde und Lehensmänner des Vaters, machten diesen eine genaue Mittheilung von Allem, was geschehen war, und boten sie auf zu einem Zuge gegen Walther von Lützelhard. Alle kamen unverweilt, und nun zogen, während der Graf, in Folge seiner Entkräftung, das Lager hüten mußte, die Söhne mit den Ihrigen aus, und legten sich vor Burg Lützelhard. Als Walther die Menge der Ritter und Reisigen erblickte, die rings seine Burg umgaben, da erkannte er bald, auf wen dieser Zug abgesehen war. Das Wappen von Geroldseck, das er einst wider Fug und Recht sich angemaßt hatte, prangte auf den Schildern der vier Anführer. Walther gedachte seiner Missethat, und so entsank ihm beim Gefühle seiner schweren Schuld aller Muth. Dazu wußte er, daß Niemand auf der Burg, der die Waffen tragen konnte, für ihn gerne sein Leben einsetzen würde, daher stellte er sich gegen die Belagerer, als ob er sich rüste mit aller Macht, um lange Zeit Widerstand zu leisten; aber eines Tages, während die Feinde zum ersten Male stürmten, verließ er heimlich die Mauern, und entfloh durch einen verborgenen Ausgang.

Nachdem der Burgherr seine eigenen Leute auf so feige Weise im Stiche gelaßen hatte, stiegen diese von den Zinnen der Mauern, warfen die Waffen von sich und übergaben die Burg auf Gnad' und Ungnade

denen von Geroldseck. Dieſe zogen nun in das ohne Schwerdtſchlag gewonnene Neſt ein. Obgleich der Vogel ihnen ſchon entflogen war, ſo verfuhren die Rächer doch nicht feindſelig gegen die Burgbewohner, ſondern alle durften abziehen, ohne daß ihnen irgend ein Leid geſchah; Walthers Mutter aber und der alte Luithold wurden auf Geroldseck gebracht, und da es ſich erfand, daß ſie nicht den geringſten Theil hatten an Walthers Miſſethat, wurden beide freundlich daſelbſt aufgenommen und immerdar wohl gehalten. Als die Burg leer war von allen ihren Bewohnern, ließen die Junker ihre Mauern und Thürme niederreißen; derjenige aber, wo ihr Vater ſo lange geſchmachtet hatte, wurde bis auf den Grund geſchleift, daß man keine Spur mehr davon ſah. Ehe ſie abzogen, ließen ſie Feuerbrände in die Burg werfen, und bald zeigte ein Trümmer- und Aſchenhaufen, daß die Rächer der Miſſethat hier geweſen waren. Von Walther hörte man Nichts mehr ſeit jener Stunde; Gertrud, ſeine Mutter, wurde nie froh mehr in ihrem Leben — ſie betrauerte ihren verlorenen Sohn, und der einzige Gegenſtand ihres Flehens zu Gott war, daß er doch noch ſeiner Seele gnädig ſeyn möge. Auf Burg Geroldseck kehrte wieder die Freude ein, und der Graf vergaß ſeinen Retter nicht. Er verlieh ihm und ſeinen Nachkommen beſondere Freiheiten, deren ſich das Geſchlecht der Rublehen noch bis in die neueſte Zeit erfreute.

Inhalt.

		Seite
I.	Der hölliſche Schuß	1
II.	Die Zerſtörung von Hohenkräben	25
III.	Die Brüder von Geroldseck	105
IV.	Falkenſtein	175
V.	Die neue Weibertreue	185
VI.	Des Baſtards Rache	255